Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

Nr. 48 (16 Seiten) — Chicago, Sonntag, den 30. November 1902. — Vierzehnter Jahrgang.

Radau ist Trumpf!

Der deutsche Reichstag noch nicht zur Ruhe gekommen.

Nächste Flotten-Kundgebung.

Amendirtes Braunschweiger Erbfolge-Gesetz gutgeheißen.

In Görlitz wird ein großartiges Kaiser Friedrich-Museum geweiht.

Patent-Entscheidung für Ehrhardt gegen Krupp.

Berlin, 29. Nov. Im Reichstag geht es jetzt anhaltend stark nach Wiener Muster her, und eine verblüffende Aeußerung jagt die andere — Alles wegen des Versuches der Mehrheitsparteien in der Zollfrage, die Minderheit zu knebeln oder doch der Verschleppungs-Taktik derselben ohne besondere Rücksicht auf die bisher giltige Geschäftsordnung ein Ende zu machen. Neuerdings bildete eine Rede des Zentrums-Abgeordneten Bachem das Zentrum eines Sturmes, bei welchem die Luft förmlich schweflig von Schimpfworten war, die gar nicht alle zu Protokoll genommen werden konnten, und später erklärte der Sozialdemokrat Singer schlankweg, die Sozialisten würden Hrn. Bachem überhaupt nicht mehr gestatten, zu sprechen. Allem Anschein nach sind noch mehr Radau-Szenen zu erwarten.

Die hiesige Presse ist der Ansicht, daß das deutsche Flottengeschwader, welches nach der südamerikanischen Republik Venezuela behufs Eintreibung der bekannten Ansprüche deutscher Unterthanen gesandt wurde, denn doch ein ziemlich starkes sei. Die sieben Schiffe führen 1700 Mann Seesoldaten mit sich und sind sämmtlich mit modernen Geschützen ausgerüstet. Fünf der Schiffe sind einander vollkommen gleich — wodurch das Geschwader besondere Stärke erhält — während eines das Flaggenschiff, und ein anderes ein Kanonenboot ist. (Bekanntlich werden Deutschland und Großbritannien in dieser Angelegenheit gemeinschaftlich vorgehen.)

In Gegenwart des Kaisers Wilhelm und zahlreicher Gäste wurde in der schlesischen Stadt Görlitz das neue Kaiser Friedrich = Museum geweiht. Die Einweihungsfeierlichkeiten waren glanzvoll und malerisch: denn Görlitz ist als eine Stadt bekannt, wohin Hunderte von Offizieren und Beamten nach ihrer Pensionirung ziehen, um dort zu leben, und alle diese waren in voller Uniform zugegen, nebst vielen Anderen von auswärts. In Verbindung mit diesem Museum wird auch eine Ruhmes-Halle errichtet. Das ganze Gebäude kommt auf eine Million Mark. Beide Seiten des Hauptportals sind mit Reliefs von dem Bildhauer Hugo Lederer geschmückt, welche die Schrecken des Krieges sowie andererseits den Triumph des Lebens zeigen.

Das Reichs-Patentamt hat den bekannten Klagefall der Krupp'schen Firma in Essen gegen Hrn. Ehrhardt in Düsseldorf zuGunsten Krupps entschieden. Die Krupp'sche Firma hatte behauptet, daß Ehrhardt Krupp'sche Patentrechte bei der Herstellung seines neuen Feldgeschützes verletzt habe, ist aber jetzt abgewiesen. Das Ehrhardt'sche Geschütz hat mehrere bedeutende Vorzüge, besonders den, daß das leidige Rückstoßen beim Schießen hier vermieden wird. Die Erfindung wird daher als sehr wichtig angesehen, und in rechtzeitiger Erkenntniß dieser Wichtigkeit haben die Ver. Staaten die Herstellungsrechte für die amerikanische Flotte erworben.

Der braunschweigische Landtag hat jetzt das Gesetz gutgeheißen, durch welches das braunschweigische Erbfolge-Gesetz vom Jahre 1879 eine besondere Auslegung, resp. Anwendung erhält. Diesem amendirten Gesetz zufolge muß, wenn eine Aenderung in der Person des Thronerben eintritt—falls der bisherige Throninhaber die Regierungs-Geschäfte aus irgend einem Grunde nicht führen kann—die vorhandene Regentschaft bestehen bleiben. Wie schon erwähnt, bedeutet dies, daß der Herzog von Cumberland (Sohn des Ex-Königs von Hannover) den braunschweigischen Thron nicht besteigen kann.

Wachsthum der „Gesundbeterei.“

Die, aus Amerika hierher verpflanzte Sekte der sogenannten Christlichen Wissenschafter — hier oft mit einem etwas schiefen Ausdruck: „Gesundbeter“ betitelt — macht, trotzdem sie in diesem Jahre auf Anregung des Kaisers selber viel verpönt und verfolgt wurde, beständige Fortschritte, in Berlin sowie in anderen Städten, und sie konnte hierorts den Danksagungstag durch Einweihung ihres neuen Lokals im fashionabelsten Theil der Stadt feiern. Frau Frances Tzal, eines der hervorragendsten Mitglieder der Sekte, erklärte mit besonderem Stolz, daß Deutsche der besseren Klassen sich immer zahlreicher dieser Bewegung zuwendeten, und sie meint sogar, die Bewegung könnte bald dem Erstlings-Wachsthum dieser Sekte in den Ver. Staaten gleichkommen. Einer der hiesigen Führer ist George Wilbur Reed aus Chicago.

Das obenerwähnte neue Lokal wird eine geräumige Kapelle, eine Bibliothek und Räumlichkeiten zum Betreiben des Kultus besitzen.

Erfinderinnen in Deutschland.

Wie aus dem Monats-Bericht des Reichs-Patentamtes zu erkennen ist, haben weibliche Erfinder, sowohl deutsche wie deutschamerikanische, wichtige Erfolge zu verzeichnen. So hat ein Frl. Anna Hellwig aus St. Paul, Minn., ein Patent für eine neue Luftdruck-Maschine erhalten. Frau Nagel hat einen Bohr-Apparat zum Anlegen von Schachten erfunden, und Frau Julia Boehmer von Marburg hat ein Patent für eine neue Art Teppichfeger bekommen. Die Behörden des Patentamtes selbst sind erstaunt über die Geschicklichkeit, welche jetzt Frauen für rein technische Erfindungen zeigen.

Der Kaiser und das Duell.

Wie hier verlautet, sollen die jüngsten Kundgebungen der Studentenschaft für eine möglichste Einschränkung des Pistolenduells indirekt aus Ideen des Kaisers entstanden sein. Derselbe soll außer dieser Anregung auch eine strengere Bestrafung der sich duellirenden Offiziere planen. Diese Ansicht wird durch die Thatsache bestätigt, daß der Kaiser in letzter Zeit Duellanten viel später begnadigte, als das in früheren Fällen geschah.

Hauff's 100. Geburtstag.

In ganz Württemberg wurde heute der 100. Geburtstag des Dichters und Erzählers Wilhelm Hauff großartig gefeiert. Namentlich ging es auf der Burg Lichtenstein hoch her. Zu dem Gedenktag veröfentlichte auch Dr. Hans Hofmann, ein Landsmann des Dichters, eine, nach neuen Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung Wilhelm Hauff's mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl des seither veröffentlichten poetischen und literarischen Nachlasses.

(Wilhelm Hauff wurde am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren und starb dort schon am 18. November 1827. Zu den bekanntesten Werken Hauff's gehören: „Lichtenstein“, „Memoiren des Satan“, „Der Mann im Monde“, „Phantasien im Bremer Rathskeller“ u. s. w.)

Allerlei.

Das Leipziger Strafgericht hat das, schon früher gemeldete Gesuch des früheren Direktors Dr. Gentzsch (von der verkrachten Leipziger Bank), das Strafverfahren wider ihn neu aufzunehmen, abgewiesen. Es bleibt daher die Gefängnißstrafe von 3 Jahren bestehen, zu der Gentzsch im ersten Prozeß verurtheilt war.

In Dresden wurde der frühere Obermatrose Speck, welcher in Altona einen Raubmord beging und gelegentlich seiner Verhaftung in Dresden einen Polizisten erschoß, nur zu der höchsten zulässigen zeitlichen Zuchthausstrafe von 15 Jahren verurtheilt. Da ihm die Absicht des Mordes nicht nachgewiesen werden konnte, so entging er der Todesstrafe.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ läßt sich aus Stockholm melden, daß der berühmte Berliner Geschichtsprofessor Theodor Mommsen den diesjährigen literarischen Nobel-Preis erhalten wird. Die Vertheilung dieses und der anderen Nobel-Preise wird am 10. Dezember erfolgen, dem Todestage des Stifters Alfred Nobel, und werden je 170,000 Mark für physikalische, chemische, medizinische und schönwissenschaftliche Leistungen, und der fünfte Preis an Denjenigen vertheilt, der das Beste für das Werk der Brüderlichkeit der Völker oder für die Beseitigung oder Verminderung der stehenden Heere oder für die Verbreitung von Friedens = Kongressen geschaffen hat. Manche der Preise vertheilen sich auf Mehrere. Ueber den Friedens-Preis ist diesmal schwer zu entscheiden.

In Dresden hat der, in's Privatleben zurückgetretene Kaufmann Hildebrandt, welcher vor einiger Zeit dem Kaiser eine Villa in Arco verehrte, sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen ebenfalls dem Kaiser vermacht.

Wie aus Hildesheim, Hannover, gemeldet wird, ist Oberleutnant v. Plessen, vom dort stationirten Infanterie-Regiment, mit dem Zweirad gestürzt und in seinen eigenen Säbel gefallen, wobei er sich so schwer verletzte, daß er kurz darauf seinen Geist aufgab.

In Wien starb der österreichische Feldmarschall-Leutnant Schwartz v. Meiller im Alter von 94 Jahren. Er war der älteste General in Europa.

Gegen die Anarchisten.

Die Schweiz wird schärfere Saiten aufziehen.

Bern, 29. Nov. Hervorragende Schweizer Beamte stellen zwar in Abrede, daß dieses Land und England einen Vertrag zur Ausschließung aller Anarchisten vereinbaren wollen; sie geben jedoch zu, daß die schweizerische Regierung nächstdem Schritte thun dürfte, die „Anarchisten-Klausel“ in dem Gesetz vom April 1894 zu erweitern. Dieses Gesetz verfügt Gefängnißhaft von nicht weniger, als 6 Monate für anarchistische Agitatoren. Mittlerweile weist die Polizei unwünschenswerthe Charaktere überall aus, wo sie solche findet.

Bülow und White.

Der Kanzler gibt ein Abschieds-Diner.

Berlin, 30. Nov. Der Reichskanzler v. Bülow gab gestern Abend das angekündigte Abschieds-Diner zu Ehren des ausscheidenden amerikanischen Botschafters White. Eine große Anzahl anderer Botschafter und Gesandter, sowie deutscher Staatsminister und Reichstagsmitglieder, und der Oberbürgermeister Kirschner als Vertreter der Stadt Berlin wohnten dem Diner bei. Es wurden Reden gehalten, in denen auf's Neue dem tiefen Bedauern der deutschen Regierung über den Weggang White's Ausdruck verliehen wurde.

Theologische Fakultät.

Wird noch extra in Straßburg begründet.

Berlin, 30. Nov. Es wird offiziell bekannt gemacht, daß laut Abkommen zwischen der deutschen Regierung und dem Vatikan eine besondere katholische theologische Universität in Straßburg errichtet werden wird.

(Soll wohl heißen: Katholische theologische Fakulität; denn von einer solchen war schon vor längeren Zeit die Rede.)

Werden zusammengehen.

Die Elsässer- und die Katholische Partei.

Straßburg, 30. Nov. Ein politisch sehr wichtiges Ereigniß für den Elsaß besteht darin, daß die Elsässer Protestler-Partei, welche bis jetzt ihre eigenen Abgeordneten im Reichstag hatte, demnächst sich mit der deutsch-katholischen Partei vereinigen und für die nächste Reichstagswahl gemeinsam mit ihr einen Kandidaten aufstellen soll.

Mord oder Selbstmord?

Jedenfalls ist Hamil Bey jetzt todt.

Konstantinopel, 30. Nov. Es wird berichtet, daß Hamil Bey, früherer Militär-Attachee der türkischen Botschaft in Berlin, der, wie es heißt, auf Befehl von Konstantinopel hin während einer Fahrt nach Yemen, Arabien, getödtet werden sollte, für wahnsinnig erklärt worden sei und nach Yemen in's Exil gebracht werden sollte, unterwegs aber einen Raserei-Anfall bekommen habe, über Bord gesprungen und in den Wellen verschwunden sei.

Hamil Beys Freunde aber versicheru fort und fort, er sei nie wahnsinnig gewesen und er sei einfach ermordet worden.

Inland.

Viehdampfer fährt nach England.

Die Cunard-Linie übernimmt ein bedeutendes Risiko.

Boston, 30. Nov. Der Dampfer „Sylvania“, welcher der Cunard-Linie gehört, ist mit einem Kargo von 600 Stück Hornvieh und nahezu 1000 Schafen nach Liverpool abgefahren. Die Abfahrt verzögerte sich infolge einer Depesche vom Ackerbau-Sekretär Wilson, die im Bureau der Vieh-Industrie eintraf. Aber zwischen 4 und 5 Uhr gestern Abend lichtete der Dampfer die Anker. Die Cunard-Gesellschaft übernimmt das Risiko, daß vielleicht bei der Ankunft des Dampfers zu Liverpool, die um den 9. oder 10. Dezember herum stattfinden wird, das Vieh-Kargo nicht gelandet werden darf, wegen der jetzigen Besorgniß vor der Maul- und Klauenseuche. In diesem Falle wird die ganze Heerde auf das Meer genommen, dort geschlachtet und über Bord geworfen werden.

Der Dampfer „Columbian“, von der Furneß-Leyland-Linie, fuhr ebenfalls verspätet ab, und zwar ohne sein erwartetes Hornvieh-Kargo. Dies war eine Ueberraschung, ebenso wie die Ankündigung, daß der Dampfer „Sagamore“, von der Warren-Linie, erst heute, und gleichfalls ohne ein Hornvieh-Kargo, abfahren werde. Hornvieh-Händler sagen, das bedeute einen Verlust von $30,000 die Woche für hiesige Versender und einenVerlust von $200,000 pro Monat für Transportations-Linien und alle anderen Betheiligten.

Millionär kommt um

Bei einer Pferde-Durchbrennerei.

Philadelphia, 30. Nov. Bei einem verzweifelten Versuch, sein eigenes Leben und das von drei Gefährten bei einer Durchbrennerei scheu gewordener Pferde zu retten, kam der Millionär James B. Marcoe, Mitglied der New Yorker und Philadelphier Bankfirma Brown Bros. & Co., gestern Abend um. Marcoe hatte eine Partie von acht Personen zum Theater eingeladen. Die Pferde scheuten aus unbedeutender Ursache, und der Kutscher sprang ab, worauf Marcoe denselben zu ersetzen suchte. Mehrere Andere waren gleichfalls abgesprungen.

Erklärt sich unzuständig.

Der Wahl- und Verfassungsstreit in Virginien.

Richmond, Va., 30. Nov. Oberrichter Fuller entschied im Bundes-Kreisgericht dahier, daß dieses keine Jurisdiktion in der Klagesache habe, welche anhängig gemacht worden war, damit die kürzlichen Kongreßwahlen in Virginien für ungiltig erklärt, und den Betreffenden keine Wahl-Zertifikate ausgestellt würden, weil die neue Staatsverfassung, welche das Stimmrecht von Farbigen beschränkt, gegen die Bundeskonstitution verstoße. Sonach wurde die Klage abgewiesen. Es wurde sofortige Berufung angemeldet, und der Streit wird sonach, wie erwartet wurde, in das Bundes-Obergericht geworfen werden.

Böse Zungen.

Weiteres über den Krupp-Klatsch in London.

Jener Zollvorlage-Verrath.

Haftbefehl gegen Dr. Hamburger wohl nicht vollstreckbar.

Entschiedener Mißerfolg des Mundsperre-Serums in Paris.

Klage über Sträflingsarbeits-Konkurrenz in Oesterreich.

London, 29. Nov. Vom raschen Tode des deutschen Kanonenkönigs Krupp nach dem Skandal-Artikel im sozialistischen „Vorwärts“ und dem so überaus entschiedenen Eintreten des Kaisers Wilhelm für den Todten wird hier anhaltend sehr viel gesprochen, kaum minder, als in Deutschland selbst. Die Rede, welche der Kaiser in Essen unmittelbar nach der Begräbnißfeier für seinen Freund Krupp hielt, bildete die heftigste, leidenschaftlichste Kriegs-Erklärung gegen die Sozialdemokratie und das Zentral-Organ derselben, welche er jemals vomStapel gelassen hatte, und man ist auf die Wirkung sehr gespannt.

Ohne Zweifel kamen die Worte des Kaisers ganz von Herzen; sie flossen über von Kummer um den Tod dieses Mannes und zugleich von hochgradigem Zorn über Diejenigen, welche den Tod verursacht oder doch dazu beigetragen hatten, und welche vom Kaiser geradezu „Mörder“ genannt wurden. Der Kaiser war auch mit keinem anderen Bürgerlichen in Deutschland enger befreundet, als gerade mit Krupp; und es war dies zugleich eine enge Freundschaft der beiderseitigenFamilien. Nicht minder galt sie Staats-Angelegenheiten, denn oft erörterte der Kaiser mit Krupp sehr wichtige militärische und andere, damit verwandte Fragen, und es ist bezeichnend, daß man mitunter Krupp den „Privat-Kanzler des Kaisers“ genannt hat.

Das plötzliche Hinscheiden dieses Mannes war sicherlich ein schwerer Schlag für den Kaiser, und jedenfalls ist dieser der festen Ueberzeugung, daß das Privatleben seines Freundes ein durchaus reines und gutes gewesen, und er nur ein Opfer der niederträchtigsten Verleumdung geworden sei. Der Inhalt der betreffenden skandalösen Angaben selbst wird der Gegenstand einer weiteren Untersuchung durch die Gerichte sein; denn der Prozeß Krupps gegen den „Vorwärts“ soll ja weiter betrieben werden, und auch in Italien ist die Verfolgung der Angelegenheit noch im Gange. Natürlich ist in Betracht zu ziehen, daß zwischen Krupp und der Sozialdemokratie stets die bitterste Feindschaft bestand und bei jeder Gelegenheit bekundet wurde, wie auch schon zu Zeiten des alten Krupp.

Ebenso wie Kaiser Wilhelm, haben auch Andere ihr Urtheil über die Skandal-Anschuldigungen gegen Krupp vorweggenommen, und nicht alle diese denten darüber ebenso, wie der deutsche Kaiser. Hier in London ist noch allerlei häßlicher Klatsch darüber verbreitet. Die Privat-Villa, welche Krupp auf der italienischen Insel Capri hatte, wird von sensationssüchtigen Korrespondenten geradezu als ein Klubhaus einer Brüderschaft von vergnügungssüchtigen „Bonvivants“ mit weiblicher Bedienung hingestellt, in welchem es toll hergegangen sein soll, obwohl man nichts Bestimmtes darüber zu sagen wagt, wie weit diese Vergnügungen getrieben wurden. Und es heißt hier auch, der deutsche Maler Allers, welcher von der italienischen Regierung gesucht wird, werde nicht etwa als Verbreiter von Verleumdungen über Krupp verfolgt, sondern als angeblicher Mitschuldiger vorgekommenerSittlichkeitsverbrechen.

Es wird auch als möglich bezeichnet, daß Exzesse in jenem Haus zu Zeiten verübt worden sein könnten, ohne daß Herr Krupp persönlich darum gewußt habe. Dies und alles Andere ist nun gerichtlich klarzustellen, und das anständige Publikum hofft, daß durch die gerichtliche Untersuchung dem unverantwortlichen Sensationsklatsch ein' für allemal ein Ende gemacht werde.

Die vorzeitig verrathene Tarif-Vorlage.

Ein hiesiges Blatt läßt sich aus Berlin melden, daß gegen Dr. Zello Hamburger, einen bekannten Berliner Journalisten, ein Haftbefehl unter der Anklage ausgestellt worden sei, einen der Vertrauensbeamten des Kaisers mit Erfolg zu bestechen gesucht zu haben. Dr. Hamburger soll einem der Ministerial-Beamten eine Summe Geldes dafür bezahlt haben, daß er ihm einige Stunden eine Kopie der Zollgesetz-Vorlage überließ, die damals von der Regierung streng geheim gehalten wurde, und diese Vorlage abgeschrieben und sodann die Abschrift für 2000 Mark an ein Berliner Blatt zu verkaufen gesucht habe.

Indeß hatte das Blatt nicht „Unternehmungsgeist“ genug, das Anerbieten anzunehmen. Hamburger wandte sich darauf an ein Londoner Blatt. Auch dieses wollte nicht so schnell darauf anbeißen und machte überdies dem deutschen Botschafter in London Mittheilung von dem Verrath. So kam es dann, daß, wie schon früher erwähnt, die deutscheRegierung sich entschloß, den Wortlaut der Vorlage viel früher zu veröffentlichen, als ursprünglich beabsichtigt gewesen. Der Beamte, welcher Hamburger das Schriftstück geliefert hatte, wurde bestraft. Jetzt soll auch Dr. Hamburger zur Verantwortung gezogen werden. Derselbe soll sich übrigens gegenwärtig in London aufhalten.

Eine Depesche aus Paris meldet: Die Serum-Behandlung für Kinnbacken-Krampf oder Mundsperre hat sich als ein so entschiedener Fehlschlag erwiesen, daß in der französischen Akademie der Medizin überhaupt ernste Zweifel darüber aufzutauchen beginnen, ob das vielgenannte, von Pasteur entdeckte Prinzip so allgemein verwendbar ist, wie man bisher meistens geglaubt hatte. In dem erwähnten Fall wurde ein Mann, welcher an der Kopfhaut verletzt worden war und Symptome von Kinnbacken = Krampf zeigte, unverzüglich mit dem „Anti-Tetanus-Serum“ behandelt, wodurch aber das Leiden nur noch verschlimmert und allem Anschein nach der Tod des Patienten beschleunigt wurde. Und dies ist schon der dritte Fall seiner Art in den letzten paar Monaten. Man wird sich daher sehr bedenken, ehe man einen nochmaligen Versuch mit diesem Serum wagt.

Den österreichischen Fabrikanten liegt nicht nur der amerikanische Mitbewerb schwer im Magen, sondern noch ein anderer aus dem eigenen Lande! Verschiedene österreichische Industrieen klagen nämlich, daß sie unter dem Mitbewerb der billigen Gefängnißarbeits-Erzeugnisse sehr zu leiden hätten, und sie wünschen, daß die Regierung die Sträflinge einfach über das Meer transportiren solle. Die oberösterreichischen Handelskammern haben in einer Denkschrift an das Handelsministerium darum ersucht, eineSträflings-Kolonie außerhalb Europas zu gründen, nach dem Muster der französischen Strafkolonie in Neu-Kaledonien. Es wird vorgeschlagen, daß Oesterreich im Vereine mit einer anderen Macht — vielleicht mit Deutschland, das ebenfalls ein solches Bedürfniß haben möchte — eine Insel zu diesem Besuch erwerben sollte, wohin man wenigstens die schlimmsten Verbrecher befördern könnte. Wahrscheinlich wird die österreichische Regierung auf diese Anregung eingehen.

Die Effektenbörse.

Wieder übt der Bankenbericht zeitweilig großen Einfluß.

New York, 29. Nov. In dem veröffentlichten Banken = Ausweis zeigt sich eine ganz besonders starke Anleihe-Ausdehnung, und diese hatte dasMeiste mit der Bewegung des heutigen Effektenmarktes zu thun. Eine mäßige Zunahme der Anleihen war freilich erwartet worden, — aber die thatsächlich berichteten $11,608,800 gingen weit über die allgemeinen Schätzungen hinaus. Eine kühle Ueberlegung konnte indeß auch in einer so ungewöhnlichenKredit-Ausdehnung nichts besonders Beunruhigendes sehen. Dieselbe kam im Wesentlichen einfach daher, daß Anleihen von den auswärtigen Märkten auf den einheimischen Markt übertragen wurden; das bedeutet, daß wir unsere Bank-Kredite erhöhen, statt Gold in das Ausland zu senden. Indeß war es kaum zu erwarten, daß die Effektenbörse schon im ersten Augenblick die Situation von diesem Gesichtspunkt aus ansehen würde.

Der Verlust an Baargeld, wie ihn die veröffentlichten Zahlen des Banken = Berichtes zeigen, ist um nahezu 2 Millionen Dollars geringer, als man gestern abgeschätzt hatte; gleichviel gilt die Stellung der Banken nicht für so stark, wie der heutige Bericht andeutet. Immerhin, auch mit dem heute berichteten Baar = Verlust von $3,742,125, haben die Banken in ihrer Ueberschuß-Reserve noch $2,400,000 mehr, als voriges Jahr beim Beginn des Dezember, während ihre Ausleihen nur 3 Millionen Dollars größer sind.

Als erstes Echo des Banken = Berichtes, wichen die Preise im Effektenmarkt scharf zurück. Aber die Verkäufe auf den Rückgang hin waren nicht bedeutend, und es wurde offenbar von der Gelegenheit, die Deckung kurzfristiger Kontrakte fortzusetzen, guter Gebrauch gemacht. Infolge dessen erholten sich die Papiere im Allgemeinen gegen Ende hin wieder ziemlich leicht und zeigten am Schluß nur geringe Verluste.

Großes Fußballspiel.

Die Militärkadetten bleiben Sieger.

Philadelphia, 29. Nov. Im heutigen jährlichen Fußballspiel zwischen den Westpointer Militärkadetten und den Annapoliser Flottenkadetten auf dem Franklin-Felde siegten die Ersteren mit 22 zu 8. Letztere unterlagen wenigstens ehrenvoll, und in der ersten Hälfte hatten sie sich sehr gut gehalten.

Das Spiel war ein ungewöhnlich interessantes, und zur Zuschauerschaft gehörten mehrere Kabinets-Minister aus Washington, die älteste Tochter des Präsidenten Roosevelt, verschiedene Generäle, Admiral Dewey und noch viele andere Prominenzen.

Nieder mit “Fenzen”!

Gegen Einfriedigungen auf öffenllichen Ländereien.

Prohibitive Aktiensteuer.

Sie soll als Heilmittel gegen „Trust“-Uebel dienen.

Empfehlung der australischen Zwangs-Schiedsgerichte.

San Salvadores neuer Gesandter stellt sich vor.

Washington, D. K., 29. Nov. Edward Rosewater, der bekannte Redakteur der „Omaha Bee“, verbrachte heute einige Zeit beim Präsidenten und erörterte mit ihm Nebraska'er und andere westliche Angelegenheiten. Vor etwa einem Jahre hatte Hr. Rosewater Anschuldigungen gegen den Indianer-Agenten Matthewson erhoben, welcher die Omaha- und die Winnebago-Indianer in Obhut hat, und er setzte auch neuerdings seine Einsprache gegen die Wiederernennung Matthewson's fort. Der Präsident hat sich auch entschlossen, einen anderen Mann für diesen Posten zu ernennen.

Des Weiteren sprach Rosewater mit dem Präsidenten über die Mißhelligkeiten, auf welche die Regierung bei den Groß-Viehzüchtern stößt, die widerrechtlicher Weise riesige Landflächen auf Regierungsländereien für Privat-Weidezwecke eingezäunt haben. Vor mehr als einem Jahre schon wies der Präsident das Departement des Innern an, die Viehzüchter zum Wegnehmen der Einfriedigungen aufzufordern. Nur wenige derselben sind dieser Weisung nachgekommen, und es werden jetzt Schritte gethan, sie dazu zu zwingen.

In manchen Fällen wird man sich an die Bundes-Großgeschworenen wenden, und in anderen sollen die Bundesmarschälle gewaltsam einschreiten. Um nun zu verhindern, daß die ungesetzlichen Einfriedigungen niedergerissen werden, sind die Viehzüchter auf den Plan verfallen, Soldaten-Wittwen zu „importiren“ und sie zu veranlassen, auf den betreffenden Ländereien Viertelssektionen unter dem Heimstätten-Gesetz zu belegen. Infolge der Vorzugsstellung, welche Soldatenwittwen nach dem Heimstätter-Gesetz haben, erwerben sie bald den Besitztitel und werden dann von Viehzüchtern einfach ausgekauft.

Ueberhaupt haben die Viehzüchter zu allen möglichen Mitteln und Schlichen gegriffen, um das Niederreißen der Einfriedigungen zu vermeiden. Oberst John S. Moßby, der berühmte frühere Konföderirten-Guerillaführer, untersucht derzeit in Oklahoma und den Dakotas die Situation im Namen der Bundesregierung. Er hat sich ungünstig über einige Senatoren geäußert, weil dieselben sich alle Mühe gegeben haben sollen, ihn zu bewegen, die Viehzüchter gelinde durchschlüpfen zu lassen.

Eines der vorgeschlagenen Mittel gegen das „Trust“-Uebel ist eine Sperrsteuer auf die verwässerten Aktien von Korporationen; diese Steuer soll mit derselben Maschinerie erhoben und eingetrieben werden, welche für die Eintreibung derBinnensteuern bestimmt ist. Das ist die Idee des Kongreß-Abgeordneten Hepburn von Jowa, und er glaubt, auf solche Weise würde jener Klasse von Kombinationen, welche nicht für die gesetzlichen Zwecke des Handels oderVerkehrs gebildet wurden, sondern einzig und allein dafür, Geld auf Aktienwerthe zu schlagen, der Garaus gemacht. „Das ist gerade die Gestalt des „Trust“, welche alles Schlimme versucht“, meinte Oberst Hepburn heute in einer Erörterungs des Gegenstandes; „wenn man den Gründern die Gelegenheit wegnimmt, einfach durch die Organisirung eines „Trust“ und die Ausgabe riesiger Mengen Aktien, die sich auf nichts stützen, als auf die chimärischen Fähigkeiten des geplanten Unternehmens, Dividenden abzuwerfen, reich zu werden, so wird man sofort solchen Organisationen einen wirksamen Genickfang versetzen.“

* * *

Thomas Whitford Taylor, ein Mitglied des australischen Parlaments, der mit dem australischen Premierminister Sir Edward Barton und anderen hervorragenden Australiern in Europa reiste, wurde heute vom Präsidenten Roosevelt empfangen, und die Beiden sprachen über den australischen Schiffsverkehr und verschiedene andere Gegenstände. Präsident Roosevelt interessirt sich schon lange für die Zwangs-Schiedsgerichts = Gesetze Australiens, welche er für einen werthvollen Schritt über die Methoden hinaus hält, die bis jetzt in unserem Lande bei Streik-Schlichtungsversuchen üblich sind.

„In Australien“, sagte Hr. Taylor, „gibt es sogut wie gar keine Gelegenheit, einen Streik anzufangen. Arbeitgeber und Arbeiter-Organisationen würden große Summen Geldes verlieren, wenn sie sich weigerten, eine Streitfrage zu schiedsgerichtlicher Schlichtung zu unterbreiten. Daher sind bei uns Streiks geradezu unmöglich. Australien erkennt den Amalgamirten Gewerkschafts-Verband an, welcher auch finanziell verantwortlich bei der Behauptung seiner Stellung ist. Arbeitgeber befinden sich in genau derselben Stellung. Alle Arbeitsleute in meinem Vaterlande sind zu einem einzigen, gewaltigen Gewerkschafts-Verband vereinigt.“

Der Abgeordnete Richardson, Führer der Minderheit im Kongreß-Abgeordnetenhaus, sprach heute beim Präsidenten vor, um den Namen von William S. Morgan von Fayetteville, Tenn., für die Mitgliedschaft in der Isthmischen Kanal-Kommission zu unterbreiten. Der Präsident erwiderte, er werde diese Empfehlung in Erwägung ziehen. Noch ein anderer Tennessee'er ist Kandidat für eine der Stellen in dieser Kommission, nämlich der frühere Kongreß-Abgeordnete Joseph E. Washington. Der Präsident widmete übrigens der Zusammensetzung dieser Kommission noch wenig Aufmerksamkeit, da die ganze Kanal-Frage sich noch in einem so unbestimmten Stadium befindet.

Senor Rafael S. Lopez, welcher soeben in Washington eingetroffen ist, um die Regierung der zentralamerikanischen Republik San Salvador als Gesandter zu vertreten, überreichte heute dem Präsidenten Roosevelt seine Beglaubigungs-Papiere. Er sprach zunächst im Staats-Departement vor, und der stellvertretende Staatssekretär Hill empfing ihn, geleitete ihn nach dem Weißen Haus und stellte ihn dem Präsidenten vor.

Der neue Gesandte repräsentirt seine Regierung nicht nur in Washington, sondern auch in Havana, Kuba, und er besuchte jene Stadt, ehe er nach Washington kam; den größeren Theil des Jahres will er hier zubringen. Er ist der Nachfolger von Señor Rafael Zeldivar, welcher Washington verlassen hatte, unmittelbar ehe der Schiedsgerichts = Spruch im Streitfall der „Salvadore Commercial Co.“ bekannt gemacht wurde, und seitdem in Europa gelebt hat. Die Begrüßung zwischen dem Präsidenten und dem neuen Gesandten war eine sehr herzliche.

Arbeit und Kapital.

Scranton, Pa., 29. Nov. Die Delaware & Hudson Co. stellte heute den Vertretern der Grubenarbeitern die tabellirte Zusammenstellung über die Löhne ihrer Arbeiter und über die Kosten des Betriebs ihrer Gruben zu. Man erwartet, daß die anderen Grubengesellschaften diesem Beispiel folgen werden, sobald sie die betreffenden Tabellen fertig haben.

David Wilcox, Anwalt und Vize-Präsident der Delaware & Hudson Co., berieth sich den ganzen Nachmittag mit den hiesigen Anwälten dieser Gesellschaft über die Zeugen = Aussagen vor dem Schiedsgericht. Er wollte sich Zeitungsleuten gegenüber nicht über den Inhalt derBerathungen auslassen.

Es heißt hier, die Grubenarbeiter und die Grubenbesitzer versuchten, zu einem Einverständniß wenigstens in der einen Beziehung zu gelangen, daß eine wesentliche Abkürzung der weiteren Verhandlungen vor der Schiedsgerichts = Kommission möglich wäre.

Scranton, Pa., 30. Nov. Freunde von Hrn. Watkins, einem Mitgliedder Schiedsgerichts-Kommission, äußerten große Entrüstung darüber, daß ein New Yorker Blatt in einem Artikel behauptete, der Readingbahn-Präsident Baer habe den direkten Unterhandlungen zwischen Vertretern der Grubenarbeiter und der Grubenbesitzer ein Ende gemacht, nachdem er eine Unterredung mit C. D. Simpson, dem Geschäftstheilhaber von Watkins gehabt habe, und Letzterer sei damals ebenfalls in New York gewesen. Herr Simpson versichert, diese ganze Geschichte sei erfunden, und jene Verhandlungen seien nur infolge der Haltung der unabhängigen Grubenbesitzer abgebrochen worden. Auch wird mit aller Entschiedenheit versichert, daß Watkins derzeit kein geschäftliches Interesse mehr an irgend einer Hartkohlengrube habe.

Shamokin, Pa., 30. Nov. Die Grubenarbeiter erhielten gestern ihre erste Haupt-Lohn-Auszahlung seit dem Beginn des Streiks (im Mai d. J.). Die Reading Co. zahlte etwa $40,000 aus, die Union Co. $60,000, die Mineral Co. $40,000, und die kleineren einzelnen Gesellschaften ungefähr $25,000.

Newburgh, N. Y., 30. Nov. Die Gewerkschafts-Eisengießer im ganzen Hudsonfluß-Thal werden am Dienstag die Arbeit einstellen, wenn ihnen nicht bis dahin der neunstündige Arbeitstag bewilligt ist. (Statt 10 Stunden). Die Leute sind gut organisirt und könnten die Schließung aller Eisengießreien im oberen Theil des Staates herbeiführen.

Muthmaßliches Wetter.

Washington, D. K., 29. Nov. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Schön am Sonntag und wahrscheinlich auch am Montag. Am Sonntag kälter. Westliche Winde, welche veränderlich werden und schließlich in lebhafte nordwestliche übergehen.

Das Thermometer der Chicagoer Wetterwarte im Auditorium-Thurm zeigte Samstag Nachmittag um 3 Uhr 32 Grad im Schatten, um 4 Uhr 30, um 5 Uhr und um 6 Uhr Abends 29, um 7 Uhr 28, und um 8 Uhr und darüber gleichfalls 28 Grad.

Grauenhaftes Unglück.

Infolge der gestrigen Kesselexplosion wurden 13 Personen getödtet.

Mehrere Dutzend Leute verletzt.

Das Maschinenhaus in Trümmer gelegt. — Sachschaden etwa $50,000. — Die Ursache der Explosion bisher nicht ermittelt — schaurige Szenen auf der Unglücksstätte.

Dem schrecklichen Unglück, welches sich gestern Vormittag in der Anlage der Firma Swift & Co. zutrug, fielen dreizehn Menschenleben zum Opfer, während Dutzende von Arbeitern und Besuchern der Anlage verletzt wurden. Mächtige Kessel- und Sprengstücke sausten durch das Dach und die Seitenwände und fielen hundert Fuß entfernt zu Boden. Dampfwolken und dicker Rauch drangen aus Thüren, Fenstern und sonstigen Oeffnungen und zwischendurch durch allen Tumult und die Aufregung ertönte das Geschrei, das Wimmern und Stöhnen der Verunglückten. Kein Warnungsruf hatte sie auf die Katastrophe vorbereitet. Niemand der im Kesselraum befindlichen Personen überlebte die Katastrophe, um Kunde von den Szenen, die sich dort abspielten, zu geben, und man wird wahrscheinlich nie mit Bestimmtheit erfahren, wodurch die Explosion verursacht wurde. Sachverständige gelangten indeß gestern nach eingehender Untersuchung zu der Ueberzeugung, daß grobe Nachlässigkeit eines Arbeiters, der mit den übrigen umkam, daran Schuld war. Fünf Minuten nach der Explosion bezeichnete nur ein wüster Trümmerhaufen, aus dem gespenstig zerbrochene Balken und verbogene eiserne Pfeiler ragten, die Stelle, auf der sich die Kühlanlage erhoben hatte. Aus den Ruinen drangen zischend Dampfwolken und Flammen und Qualm, und nach allen Himmelsrichtungen sah man schreckensbleiche Männer und Knaben fliehen. Andere waren durch fallende Steine oder Holz- und Eisentheile niedergeschleudert worden und wohlthätige Ohnmacht umfing ihre Sinne.

Es war unmöglich, die im Kesselraum befindlichen Personen zu retten.

Durch die Gewalt der Explosion wurden angrenzende Gebäude wie Kartenhäuser niedergerissen. Männer, Frauen und Knaben, die in anderen Abtheilungen der Anlage beschäftigt waren, wurden wie von einem Orkan gepackt und durch die Fenster geschleudert. Viele entkamen mit verhältnißmäßig leichten Verletzungen, andere mußten aber mittels Ambulanz nach Hospitälern oder ihren Wohnungen geschafft werden.

Die Todten sind:

H. Arnold, ein farbiger Aschekarrer, starb im Mercy-Hospital.

James Owens, 25 Jahre alt, Nr. 2706 LaSalle Str., ein Farbiger, der den Wasserzufluß beaufsichtigte.

A. Rachug, Arbeiter, Nr. 3256 Fox Straße.

George Tate, ein farbiger Heizer, 4415 Armour Ave.

Andrew Burke, 3544 Marshfield Ave., Arbeiter.

E. Wright, ein farbiger Heizer, Nr. 3174 Ashland Ave.

Albert Parks, Vormann der Arbeiter, Nr. 1742 W. 56. Str.

Thomas Holmes, Maschinist, Nr. 4048 Indiana Ave.

Charles Webb, ein farbiger Heizer, Nr. 3174 Ashland Ave.

Joseph Henry, ein farbiger Heizer, Nr. 3174 Ashland Ave.

Albert M. Bushnell, 1176 W. Congreß Str., Hilfs-Einkaufsagent.

— Cubat, Mühlenbauer, Nr. 6050 Washington Ave.

Jakob Schultz, Mühlenbauer.

Verletzt wurden:

E. Olson, Bote, Nr. 5839 May Str., Brandwunden an den Beinen und an der Brust. — Provident-Hospital.

J. Augus, Nr. 3335 Justine Str.; Hautabschürfungen und Brandwunden. — Provident-Hospital.

J. D. Ogden, Nr. 1035 50. Place; Brandwunden am Rumpf. — Mercy-Hospital.

Moses Berryman, ein farbiger Kohlenschlepper. — Mercy-Hospital.

J. McArdle, Fuhrmann, 38. und Morgan Str., Brandwunden. — Provident-Hospital.

Louis Zierk, Fuhrmann, leichte Verletzungen.

Herman Prelaske, Nr. 951 35. Pl.; Verletzungen an den Augen. — Nach Hause geschafft.

John Walsh, Wunden und Hautabschürfungen.

James M. Walsh, durch fallende Trümmer verletzt.

Edward Jones, Arbeiter; Verletzungen am Kinn. — Hospital der Gesellschaft.

Richard Halloway, Wächter; durch fallende Backsteine verletzt. — Privat-Hospital.

Peter Steinbock, Viehhändler, Clinton, Iowa; durch fallende Ziegel verletzt.

George Ryan, Laufbursche der Firma Libby, McNeill & Libby; leicht verbrüht.

Frl. Elisabeth Cullen, Stenographistin; leicht verletzt.

Mather Lynch, im Lagerraum beschäftigt; Verletzungen an der Hand.

A. Zerman; sprang aus dem Fenster des zweiten Stockes des Lagerraumes und verrenkte sich einen Knöchel.

N. Le Vore, Nr. 525 Blue Island Ave.; Verletzungen am Kopfe. — Nach Hause geschafft.

F. Francis, Nr. 932 W. 51 Place, Kesselmachergehilfe; Hautabschürfungen am rechten Arme. — Nach Hause geschafft.

E. Minnick, 14 Jahre alt, Nr. 6000 Green Str., Botenjunge; schwere Brandwunden im Gesicht und an den Händen. — Nach Hause geschafft.

M. T. Ash, Heizer, Nr. 3635 State Str.; Beinbruch und Schädelwunde. — Mercy-Hospital.

J. Franks, Nr. 4462 Princeton Ave., Gehilfe des Maschinisten; Hautabschürfungen und Brandwunden. — Mercy-Hospital.

R. Venable, farbiger Aschekarrer, Nr. 2935 Princeton Ave.; Brandwunden und Hautabschürfungen. — Mercy-Hospital.

J. Chandler, farbiger Heizer, Nr. 3200 Armour Ave.; Beinbruch. — Mercy-Hospital.

W. T. Wells, Clerk, Nr. 637 W. Adams Str.; Beinbruch. — Mercy-Hospital.

R. F. Oliver, farbiger Heizer, Nr. 3522 Armour Ave., Brandwunden im Gesicht und Rumpf. — Mercy-Hospital.

J. D. Darper, farbiger Heizer, Nr. 2101 State Str.; Brandwunden im Gesicht, Rumpf und an den Armen. — Mercy-Hospital.

W. T. Wells, Nr. 637 W. Adams Str.; Bruch des rechten Beines. — Mercy-Hospital.

E. Niendorf, 40 Jahre alt, 48. und Flournoy Str.; Brandwunden am Kopf und an den Händen.

J. Wren, Zimmermann, an Morgan Str. wohnhaft; Schädelbruch.

Die Explosion wurde überall auf den Viehhöfen gehört und der Angestellten der Firma Swift & Company bemächtigte sich ein panischer Schrecken. Der Betrieb und die Geschäfte mußten so gut wie eingestellt werden. Männer, Frauen und Knaben verließen in wilder Hast ihre Posten und eilten nach der Unglücksstätte. Viele trafen noch zeitig genug ein, um zu sehen, wie über 100 im Lagerhause beschäftigte Angestellte sich retteten, indem sie aus Fenstern der oberen Stockwerke sprangen. Ein großes Loch gähnte in der Wand des Gebäudes, durch welches viele Angestellte ihre Flucht bewerkstelligten. Ein unbeschreiblicher Wirrwar herrschte. Verwundete Männer und Knaben wurden nach allen Richtungen getragen, und die Verwirrung wurde nur noch größer, als die Feuerwehr und Polizeiwagen heranrasselten.

Man wollte wissen, daß 50 bis 100 Personen unter den Trümmern lebendig begraben worden seien. Dieses Gerücht verursachte große Aufregung unter den Zuschauern und die Polizei wurde von allen Seiten um Hilfe ersucht. Von Bezirkswachen aus allen Theilen der Stadt wurden Ambulanz- und Polizeiwagen gesandt. Der zuerst zur Stelle befindliche Feuerwehrmarschall erließ einen 2—11 Alarm, dem prompt Folge geleistet wurde. Aber noch während des Brandes machten sich Feuerwehrleute, Polizisten und Angestellte der Firma daran, die Ruinen nach Opfern zu durchwühlen. Eine gräßlich verstümmelte Leiche nach der anderen wurde aus den Trümmern hervorgezerrt. Inzwischen arbeiteten andere Leute im Schweiße ihres Angesichts, um unter Trümmern lebendig Begrabene aus ihrer Nothlage zu befreien. Der Flammen nicht achtend, welche sie umtosten, räumten sie heiße Backsteine und Eisentheile fort. Ueberall hörte man das Wehgeschrei und Stöhnen der Verunglückten. Ein Knabe, vom Kopf bis Fuß verbrüht und aus vielen Wunden blutend, taumelte in das Kontor des Generalbetriebsleiters C. O. Young. Er war dessen persönlicher Laufbursche. Herr Young aber erkannte ihn nicht. Der Knabe fiel ohnmächtig in Youngs Arme und erst eine Stunde später erfuhr letzterer, wer der Knabe gewesen war. Dr. R. H. von Kotsch, Chefarzt der Firma Swift & Company, und seine Assistenten arbeiteten wie die Biber, um den Verletzten Linderung zu verschaffen.

Städtische Beamte, Gebäude- und Kessel-Inspektoren fanden sich bald nach der Explosion ein, um, wenn möglich, festzustellen, wer für das Unglück verantwortlich zu halten sei. Während Polizei und Feuerwehrleute die Ruinen nach Leichen durchwühlten, prüften die Inspektoren sorgfältig die verbogenen Bruchstücke des großen Kessels, die auf einem großen Trümmerhaufen lagen.

Eine große Anzahl Männer und Knaben hörten nicht nur die Explosion, sondern sahen die Katastrophe. Sie sahen, wie die Mauern plötzlich wankten, wie ein ungeheurer Kessel durch das Dach und durch die Luft sauste, wie plötzlich Röhren, Metalltheile, Ziegelsteine und Pfeiler gen Himmel wirbelten und wie dann Kessel und Trümmer dumpf krachend zu Boden fielen und zu gleicher Zeit das Gebäude einstürzte. Mehrere der Augenzeugen dieser Szene wurden von den fallenden Trümmern getroffen und getödtet, oder aber mehr oder minder schwer verletzt. Aus den Ruinen brodelte zischend heißer Dampf, hie und da züngelten Flammen empor, die bald zu einer ungeheuren, glühenden Lohe anschwollen, und dann hörte man Wimmern, Stöhnen und gellendes Wehegeschrei.

Das Maschinenhaus, in dem die Explosion erfolgte, war ein einstöckiger Backsteinbau, 30 bei 80 Fuß groß. An der nördlichen Seite standen sechs, an der gegenüberliegenden Seite fünf Kessel von je 80 Pferdekräften, mit Ausnahme eines von 500 Pferdekräften. In einem angrenzenden, aber durch eine Backstein-Brandmauer getrennten Raume stand ein Kessel, verbunden mit Verbrennapparat, von 500 Pferdekräften. Der Kessel, welcher explodirte, führte die Nummer 3 und hatte 80 Pferdekräfte. Infolge des Luftdruckes wurden die vier ihm zunächst stehenden Kessel von ihren Fundamenten gehoben und nach allen Richtungen geschleudert. Es ist schier räthselhaft, wie die in den übrigen Anlagen beschäftigten Arbeiter dem Tode entgingen.

Der Kesselraum war an 40. Straße gelegen. Oestlich davon befand sich die Verbrennungsanlage. An diese grenzt, durch eine dicke Brandmauer getrennt, die Versandt-, Empfangs- und Auditeurs-Departements, sowie ein Packraum. In diesen Abtheilungen waren über 100 Personen, Männer, Frauen und Kinder, beschäftigt. Als die Explosion erfolgte, befanden sich die weiblichen Angestellten im größten Schrecken. Sie stürzten in wilder Hast nach den Treppen.

Das zweistöckige Gebäude erbebte in seinen Grundvesten, als ob ein Erdbeben stattfände. Dann durchschlugen plötzlich Theile eines Kessels die östliche Backsteinwand und sausten durch die gegenüberliegende Wand hinaus. Kreischend und jammernd drängten in dichtem Knäuel die erschreckten Angestellten dem Ausgang zu. Die im Erdgeschoß befindlichen Personen entkamen am leichtesten, doch wurden viele durch fallende Ziegelsteine getroffen. Ein fürchterliches Gedränge folgte an den Ausgängen, und bei dieser Gelegenheit wurde gleichfalls eine Anzahl Personen mehr oder minder erheblich verletzt. Die größte Aufregung herrschte aber im zweiten Stock. Die Angestellten fanden, daß ihnen der Weg zur Flucht durch einen großen Haufen von Schutt und Backsteinen, der auf der Treppe lag, abgeschnitten war. Mehrere Leute zwängten sich durch die Hinterthür, andere sprangen durch das vom Kessel in der Mauer verursachte Loch und wieder andere sprangen durch die Fenster. Eine Anzahl weiblicher Angestellter fielen in Ohnmacht und mußten von den Feuerwehrleuten hinausgetragen werden.

Die Leute retteten sämmtlich ihr Leben, erlitten aber fast ausnahmslos Verletzungen.

Die im Kesselraum beschäftigten Personen kamen ausnahmslos um.

A. M. Bushnell, der Einkaufsagent, welcher gleichfalls getödtet wurde, hatte eben sein Pult verlassen und sich in ein angrenzendes Zimmer begeben, als der Kessel durch die Wand flog. Bushnell wurde unter den Trümmern begraben. Seine Leiche wurde als letzte geborgen. Neben ihr lag die von Owens.

Generalbetriebsleiter Young traf als einer der Ersten auf der Unglücksstätte ein und übernahm sofort die Leitung der Rettungsarbeiten.

Eine halbe Stunde später waren 300 Arbeiter und 50 Gespanne zur Stelle. Arbeiter, Polizisten, Feuerwehrleute, Clerks, Buchhalter und Laufburschen machten sich dann daran, die heißen, dampfenden, rauchenden Trümmer fortzuräumen. Erst nachdem sämmtliche Leichen geborgen, die Verletzten gerettet und fortgeschafft waren, begab sich Herr Young nach seinem Kontor. Dort ging er mit den Clerks und Stenographen die Listen der Angestellten durch. Es wurde festgestellt, daß 13 Personen getödtet waren, die Zahl der Verunglückten ließ sich aber nicht feststellen. Vertreter der Gesellschaft wurden nach den Hospitälern gesandt, um dafür zu sorgen, daß die Verunglückten gute Pflege erhielten.

Herr Young machte folgende Angaben: „Ich bin zur Zeit nicht im Stande, anzugeben, wodurch die Explosion verursacht wurde. Sachverständige waren da, haben sich aber vergeblich bemüht, die Ursache zu ermitteln. Der Kessel befand sich in bester Verfassung und wurde regelmäßig inspizirt. Ich war in meinem Kontor, als die Explosion erfolgte und eilte unverzüglich nach der Unglücksstätte. Als ich dort eintraf, war Alles vorüber. Das Kesselhaus lag in Trümmern. Um mich herum lagen und standen die Verletzten. Es war gräßlich. Mein eigener Laufbursche fiel ohnmächtig in meine Arme und ich erkannte ihn nicht. Er war bei lebendigem Leibe gesotten. Seine Lippen waren derartig geschwollen, daß er nicht im Stande war, den Mund zu öffnen und mir seinen Namen zu nennen."

Der am Gebäude und an den Kesseln verursachte Sachschaden dürfte $80,000 betragen. Er ist durch Versicherung vollständig gedeckt.

Die Szenen, welche sich in der Leichenhalle von McInerney's Bestattungsgeschäft, Nr. 750 W. 47. Str., abspielten, spotten jeder Beschreibung. Die Thüren wurden von einer ängstlich, in banger Erwartung, harrenden Menschenmenge belagert. Als die Ambulanzen eintrafen und eine Leiche nach der anderen auf die Marmorplatten gelegt wurde, drängte die Menge vorwärts, um einen Blick auf die Todten zu werfen. Mancher, der befürchtete, daß der Todte eine ihm theure Person sein könnte, wandte sich im entscheidenden Augenblicke scheu und mit zuckenden Lippen ab; andere aber drängten, von krampfhafter Neugier geplagt, vorwärts und beugten sich, oft frivole Bemerkungen machend, über die Leichen. Die Menge mußte sich schließlich in Reih' und Glied aufstellen und an den Leichen vorbeimarschiren, um sie womöglich zu identifiziren. Das war eine schwierige Sache, da die Mehrzahl der Leichen entsetzlich entstellt war. Einigen waren die Köpfe abgerissen, andere waren fast bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Wurde aber eine Leiche erkannt, so hallte die Morgue auch von dem Wehgeschrei der Angehörigen des Todten wieder. Am Nachmittage waren die Personalien sämmtlicher Opfer festgestellt.

* * *

Gebäude-Inspektor Peters, welcher im Auftrage des Bau-Inspektors eine Untersuchung anstellte, die zum theilweisen Einsturz des Daches der Fabrik der „American Can Co." führte, worüber gestern an dieser Stelle berichtet worden ist, sagt in seinem Bericht: „Das Dach ruhte auf Pfosten, welche ihrerseits auf dem vierten Stockwerk ruhten und zwar gerade über den eigentlichen Stützen jenes Stockwerkes. Diese Pfosten waren nicht genügend durch Querbalken unter sich verbunden, um der Gewalt des Windes widerstehen zu können. Infolge dessen stürzte am Nordende ein 20 Fuß langer Theil des Daches ein, nachdem der um jene Stunde mit ziemlicher Heftigkeit wehende Wind die Pfosten aus ihrer Lage gebracht hatte. Ich messe die Schuld an dem Unfalle dem Zimmermannskontraktor Jakob Scharmer bei. Ich gab Befehl, das Dach abzuräumen und Niemand in dem Gebäude arbeiten zu lassen, bis der Schaden ausgebessert worden ist. Dies wird meiner Ansicht nach schon am Montag der Fall sein."

Gefährlicher Bursche.

Hoffentlich wird er jetzt für einige Zeit unschädlich gemacht werden.

Ein ganz gefährlicher Bursche scheint der 65 Jahre alte Thomas Brady zu sein, ein blinder Steifbettler, welcher gestern Abend an der Madison und Union Straße Posto gefaßt hatte und die Vorübergehenden anbettelte. Das Geschäft ging anscheinend nicht so gut, wie es Brady wohl gewünscht hätte, und aus Wuth darüber schlug er mit dem schweren Knüppel, mit dessen Hilfe er sich fortzutasten pflegt, blindlings in eine Gesellschaft von jungen Leuten hinein, welche gerade an ihm vorüber kam. Der Stock traf die 26 Jahre alte Gazalle Maskovitz, 204 W. 12. Str., so wuchtig an das Kinn, daß der Aermsten drei Zähne ausgeschlagen wurden und sie außerdem eine Verrenkung der Kinnlade erlitt. Auf ihr Hilfegeschrei eilten zwei Polizisten herbei, denen es aber erst nach langem Kampfe gelang, den Wüthenden zu überwältigen und einzulochen.

Hartnäckige Einbrecher.

Erst am Dienstag früh hatte ein Nachtwächter zwei Kerle gestört, als sie in das Wohnhaus von Wm. J. Morley, 445 W. Congreß Str., einzudringen versuchten, und nach kurzem Kugelwechsel verscheucht. Gestern Abend um 8 Uhr wurde die Klingel an der Hausthür gezogen und als das Dienstmädchen öffnete, sah sie sich zwei Strolchen gegenüber, die Revolver auf sie richteten und sie aufforderten, zur Seite zu treten. Das Mädchen ließ die Thür ins Schloß fallen und rief um Hilfe. Frau Morley und ihre Schwägerin, Frau J. Baker, rissen das Fenster auf und sahen die Verbrecher dann eiligst davonlaufen. Die Polizei wurde benachrichtigt.

$7000 Schaden.

Ein Feuer, das gestern Nachmittag aus noch unaufgeklärter Ursache im 4. Stockwerk eines Fabrikgebäudes an der Ecke von Fulton und Desplaines Straße ausbrach, veranlaßte die 70 Angestellten der Franz-Jordan Shoe Co. und der George Cutter Co., Fabrikanten von Elektriker-Material, zu schleunigster Flucht. Die rasch herbeigerufene Feuerwehr löschte den Brand, nachdem er gegen $7,000 Schaden angerichtet hatte, wovon $1,500 auf das Gebäude entfallen, $2,500 auf die Geo. Cutter Co. und $3,000 auf die Franz-Jordan Co.

Die erste Sendung der neuen 13 Cents-Marken ist gestern hier eingetroffen. Dieselbe besteht aus 100,000 derartiger Postwerthzeichen. Die Marken sind für eingeschriebene, nach dem Ausland gerichtete Briefe bestimmt, welche bei gewöhnlichem Gewicht, einschließlich der Einschreibegebühr, 13 Cents kosten. Postmeister Coyne erwarb den ersten Bogen dieser Marken-Ausgabe für $13.

Die Pikes.

Während „Billy" der Angel entgeht, zappelt noch einer an der Leine.

Die Baronesse Schäzler.

Ist jetzt wieder Freifrau. — Testaments-Streitigkeiten der Familie Jones. — Der Vater nennt seine Kinder Erbschleicher.

Während gestern Richter Clifford durch seine bereits in der „Abendpost" mitgetheilte Entscheidung in Sachen des Pike'schen Skandalprozesses die Hoffnungen zu nichte machte, welche „Baby Jo" sich auf einen Bruchtheil des Pike'schen Familien-Vermögens gemacht haben mag, beschäftigten den Richter Chytraus die Ehewirren einer anderen Familie des Namens Pike. Der über 60jährige Ruthven Pike beschuldigte seine um mehr als dreißig Jahre jüngere Ehehälfte der systematischen Grausamkeit gegen ihn. Dieser habe die Huldin die Krone dadurch aufgesetzt, daß sie's darauf anlegte, dem Gatten die Liebe ihres vierjährigen Knaben zu entziehen. Die beiden Leute sind seit acht Jahren verehelicht. Der streitige Knabe wurde 1898 geboren. Im vergangenen Sommer begab Frau Pike sich nach Mackinac Island in die Sommerfrische. Den Knaben nahm sie mit. Als sie im September wiederkehrte, hat der Mann sich von ihr getrennt, ihr aber den Jungen genommen. Nun klagt sie auf Zuerkennung des Knaben und Bewilligung von Nährgeld bis zur Entscheidung des Prozesses. Nährgeld ($80 den Monat und den Betrag ihrer Wohnungsmiethe) hat ihr der Richter bewilligt, den Jungen aber darf der alte Herr Pike bis auf Weiteres behalten. Die Verhandlung der Scheidungsklage ist auf Ende dieser Woche anberaumt. Pike wird in dem Prozesse von Wm. J. Hynes vertreten, die junge Frau von Kickham Scanlan.

Richter Chytraus bewilligte der Baronesse von Schaezler, die nach 40jährigem Zusammenleben mit dem Baron zu der endgiltigen Ueberzeugung gelangt ist, daß sie sich in die vielen Besonderheiten dieses außergewöhnlichen Edelmannes nie würde finden können, die nachgesuchte Scheidung. Für das genossene Eheglück soll der Baron mit einem Baarbetrage von $1000 bluten, den er ratenweise entrichten soll, wenn immer das Jahrgeld eintrifft, das seine Verwandten ihm nach Amerika senden —vorausgesetzt, daß er's für gut befindet, seinen Aufenthalt auch ferner unter der Gerichtsbarkeit des Chytraus'schen Tribunals zu nehmen.

Am 25. Oktober starb, eben von einer Reise nach Japan zurückgekehrt, in San Franzisko Harry T. Jones von hier, ein Sohn des an 63. Straße und Princeton Ave. wohnhaften Frederick W. Jones. Vor seinem Ableben hat der junge Mann testamentarisch seine Geschwister Zella M. und Grace H. Jones, Rose A. Emmons, Thomas McCarthy und Henry L. Arnold zu Erben der auf $9000 bewertheten 90 Antheilscheine der Chicago Newspaper Union eingesetzt, die sich in seinem Besitze befanden, und seinen Bruder Charles J. Jones zum Testaments-Vollstrecker.— Vater Frederick Jones klagt nun auf Umstoßung des Testament und beschuldigt seine überlebenden Kinder, sowie die andern vorgenannten Personen der Erbschleicherei. Er sagt, Charles hätte ihm verschiedene Tage vor Harrys Ableben telegraphirt, daß dieser ihn nicht zu sehen wünsche. Er sei deshalb auch nicht an das Krankenlager des Sterbenden geeilt. Später habe Charles ihm gemeldet, das Testament Harrys sei am 3. November eingereicht worden. Danach hätte die Urkunde vom Gericht erst am 13. November bestätigt werden können. Er, Kläger, sei so rasch wie möglich nach San Franzisko geeilt, aber dort hätte er erfahren, daß er getäuscht worden war. Die Testaments-Eröffnung sei auf den 28. Oktober umdatirt worden, und die gerichtliche Bestätigung sei dann am 10. November erfolgt. In der Eingabe heißt es, die mitverklagte Alice M. Goß sei eine praktizirende Aerztin in San Franzisko. Sie habe, im Auftrage des Charles J. Jones, dem sterbenden Harry Betäubungsmittel beigebracht und ihn so bis zu seinem Ableben in einen Zustand der Bewußtlosigkeit versetzt.

Samuel S. Thompson, der reiche Pferdehändler, hat im Superior-Gerichte gestern seine Antwort auf die Scheidungsklage seiner Frau, Marguerite Thompson, eingereicht. Er bestreitet, daß er mit der Klägerin verheirathet sei. Der Name der Klägerin sei Frances Laborde, und ihr Gatte, Jean Laborde, wohne in Paris. Sie sei nie von diesem geschieden worden, auch sei nicht wahr, daß er mit der Klägerin vor 15 Jahren, wie sie behauptet, eine Ehe eingegangen sei und sie daher auch nie habe verlassen können. Thompson sucht seine Behauptungen mit der Angabe zu bekräftigen, er sei mit Flora C. Thompson seit 1872 verheirathet, und der Ehe seien drei erwachsene Kinder entsprungen. Er habe mehrere Jahre in glücklichster Ehe im Hause 337 Hampden Court gewohnt und vorher schon in Wayne, Ill.

Dem Verdienste seine Krone.

Ein Evanstoner Polizist soll ein Ehrengeschenk von $1000 erhalten.

Eine Anzahl wohlhabender Bürger von Evanston tragen sich mit der Absicht, dem Polizisten Edward Jamison, welcher vor Kurzem einen Einbrecher erschoß, eine Ehrengabe von $1000 zu stiften. Es sind in der letzten Zeit in Evanston eine ganze Reihe von Einbrüchen begangen worden, ohne daß es der Polizei gelungen wäre, auch nur einen der Verüber dingfest zu machen, bis Jamison am Donnerstag den betreffenden Einbrecher erschoß. Mayor Patten hat sich bereit erklärt, die Verwaltung des Fonds so lange zu übernehmen, bis die ganze Summe beisammen sein wird.

Gefaßt.

Der Farbige James L. Johnson, welcher nach der Behauptung der Polizei am Danksagungstag, angeblich aus Eifersucht, im Hause seiner Angebeteten, Dora Parker, seinen Rassegenossen Thornton Taylor erschossen hat, wurde gestern Abend im Polk Str.-Bahnhof festgenommen, als er gerade einen Zug besteigen wollte. Er hatte sich bislang auf der Nordseite versteckt gehalten. Er hat angeblich schon ein Geständniß abgelegt.

* Die Mitglieder der Zivildienst-Kommission und das weibliche Angestellten-Personal dieser Behörde waren gestern in der Zwangsschule zu Bowmanville, wo sie sich nun durch eigene Anschauung überzeugt haben, wie man dort lebt und wie man kocht — wenn die Zivildienst-Kommission draußen ist.

„Jack Frost“ bringt Freude.

Mit seinem Einzug in Chicago beginnen die Winterfestlichkeiten.

Prinz Karnevals lustiges Reich.

Schüchterne Versuche werden gemacht, es vor der Faschingszeit auferstehen zu lassen. — Doch noch sind Konzerte, Bälle u. s. w. an der Festordnung.

Heute Nachmittag und Abend feiert der Orden der Hermannssöhne in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Halsted Str., den 50. Jahrestag seiner Gründung im Staate Illinois unter Betheiligung sämmtlicher Logen. Ein großartiges Programm soll anläßlich dieses goldenen Jubiläums zur Durchführung kommen. Herr Francis A. Hoffmann wird die Festrede und Hr. Konrad W. Walther, National-Großschatzmeister des Ordens, die Begrüßungsansprache halten, leistungsfähige Solisten wirken mit und der Harugari-Sängerbund wird seine schönsten Lieder zum Besten geben. Eintritt 25 Cents die Person. Anfang 3 Uhr Nachmittags.

Brands Liedertafel veranstaltet heute in der großen Wicker Park-Halle ein großes Konzert und Ball. Ein reichhaltiges Programm ist vorbereitet und von den zahlreichen Freunden dieses tüchtigen, strebsamen Vereins sieht man den Liedervorträgen der Aktiven mit freudigen Erwartungen entgegen. Der Anfang des Konzertes wurde auf 3 Uhr Nachmittags, der Eintrittspreis auf 25 Cents für Herrn und Dame festgesetzt.

„Hoch der Humor!“ Das ist das Motto, welches die Liedertafel Eintracht für ihre heute, in Schoenhofens großer Halle, Ecke Milwaukee und Ashland Ave., stattfindende große „Humoristische Unterhaltung“ gewählt hat, und wer immer frühere Veranstaltungen der Liedertafel besucht hat, der weiß aus Erfahrung, daß sie auch diesmal dem sich für diese Unterhaltung gestellten Motto in vollkommenster Weise Rechnung tragen wird. Wie aus dem Programm ersichtlich ist, hat Herr Gundlach, der langjährige und bewährte Dirigent der Liedertafel, in der Auswahl der Chöre wieder einen feinen Geschmack bekundet. Die Vorbereitungen liegen in den bewährten Händen der Sänger Chas. Linnemeyer, Vorsitzender, Geo. Spies, Sekr., Louis Handschuh, Oswin Nickoll, Geo. Keller, Wm. Conrad und Geo. Ebert. Das Programm läßt an Reichhaltigkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig. Außer Orchestervorträgen, von der Kapelle des Herrn Oskar Sputh ausgeführt, dürften die Bühnenaufführungen „Eine Sängerfahrt nach der Sächsischen Schweiz“ und „List und Liebe“ oder „Die Nahrungsmitteluntersuchungskommission“, ferner der lustige Dreigesang „O Pauline!“ und auch Koschats „Viktringer Marsch“, gesungen von den Aktiven des festgebenden Vereins, ferner die humoristische Szene „Der Kampf mit dem Drachen“ sich als gediegene Leistungen erweisen.

Heute Abend findet eine der beliebten geistig-gemüthlichen Versammlungen des Sozialen Turnvereins in dessen Halle, an Belmont Ave., und N. Paulina Str., statt. Dr. M. Schultze wird einen Vortrag über Sozialismus halten. Für den gemüthlichen Theil ist ein sehr reichhaltiges Programm aufgestellt worden, das unter Anderem die Aufführung einer kleinen Burleske: „Die Feuerwehr von Zickzackhausen“, instrumentale und vokale Musikvorträge, Deklamationen u. s. w., aufweist. Der Eintritt beträgt nur 10 Cents pro Person.

In der Freiheit-Turnhalle, Nr. 3417 Halsted Straße, veranstaltet heute der Gesangverein Polyhymnia sein großes Herbstkonzert, welchem sich ein Ball anschließen wird. Die Veranstaltungen dieses ebenso strebsamen wie leistungsfähigen Vereins haben sich von je allgemeiner Beliebtheit bei dem gesangliebenden Publikum erfreut, und da für das kommende Konzert ein reichhaltiges und vorzüglich ausgewähltes Programm aufgestellt worden ist, so wird sich ein Besuch auch in musikalischer Hinsicht zu einem mehr als lohnenden gestalten. Das aus den Herren Henry Willmann, Henry Goetz und Martin Zedoreck bestehende Arrangements-Komite war schon seit Wochen fleißig an der Arbeit, und ein durchschlagender Erfolg des Konzertes dürfte sein schönster Lohn sein. Der Anfang ist auf 3 Uhr Nachmittags, der Eintritt auf 25 Cts. festgesetzt.

Die Plattdeutsche Gilde Freiheit Nr. 27 hält heute, von 3 Uhr Nachmittags an, in Neudeck's Halle, Nr. 58 Clybourn Ave., eine große Agitationsversammlung ab, verbunden mit Unterhaltung und Ball. Den Besuchern werden genußreiche Stunden bereitet und außerdem wird ihnen Gelegenheit geboten werden, unter günstigen Bedingungen in die Gilde aufgenommen zu werden. Tüchtige Redner und Rednerinnen werden die Zwecke und Ziele des Vereins erklären. Eintritt frei. Anfang Nachmittags 3 Uhr.

Die Hertha-Loge Nr. 73 vom Deutschen Orden der Harugari feiert heute in der Arbeiterhalle, Ecke 12. und Waller Straße, ihr achtes Stiftungsfest durch Verloosung, Konzert und Ball. Mit der Ausführung des reichhaltigen Programmes wird um 3 Uhr Nachmittags begonnen. Die Vorbereitungen für diese Festlichkeit wurden mit großer Umsicht und Sorgfalt getroffen. Voraussichtlich wird sich der Saal der Arbeiterhalle an jenem Abend als zu klein für die große Zahl der Festgäste erweisen. Eintrittskarten kosten nur 15 Cents pro Person.

Herr Philipp Rappaport aus Indianapolis, Mitglied des Bundesvororts vom Nordamerikanischen Turnerbund, hält heute Nachmittag in der Halle des Turnvereins „Eiche,“ gelegentlich der dort stattfindenden geistig-gemüthlichen Versammlung, einen Vortrag über das interessante und zeitgemäße Thema „Die Bedeutung der Trusts.“ Ein reichhaltiges Unterhaltungsprogramm mit darauffolgendem Tanzkränzchen ist ebenfalls vorbereitet. Der Eintritt ist frei.

Die deutsche Spiritualisten-Gemeinde „Licht und Wahrheit“, Nr. 2, gibt heute Abend in Sokups Halle, Nr. 747 Nord Robey Straße, ein Zitherkonzert, verbunden mit Vorträgen der Medien Frau Th. Boll, W. Arnold, Fr. Jodien Frau Th. Loll, W. Arnold, Fr. Jo. Rahn'schen Musikschule stehen mit Zither- und Violinvorträgen auf dem Programm verzeichnet. Eintritt 10 Cents die Person.

Der Kranken-Unterstützungsverein deutscher Musiker von Chicago feiert morgen, Montag, Abend sein 12. Stiftungsfest in Uhlichs nördlicher Halle mit Konzert und Ball und ladet dazu alle Mitglieder, wie auch deren Verwandte und Freunde, ein. Daß es dabei hoch hergehen wird, ist bei der bekannten Gemüthlichkeit und dem Frohsinn selbstverständlich, der allezeit unter den Mitgliedern dieses Musikerverbandes herrscht. Die Festordner H. Braun Sr., M. Ballmann, O. Siemens, Albert Kleist Sr., J. Rossow, F. Pauler, L. Kretlow, O. Ihlenfeld und W. Kühne haben es sich vorgenommen, sich mit den Vorbereitungen für dieses Fest den Dank ihres Vereins zu erwerben und sich mit Ruhm zu bedecken.

Die Gesangssektion d. Frauen-Krankenunterstützungs-Vereins „Fortschritt“ veranstaltet am nächsten Sonntag in der Sozialen Turnhalle, Ecke Belmont Ave. und Paulina Str., ein großes Konzert, verbunden mit Ball. Bei dieser Gelegenheit werden auch zwei Bühnenaufführungen dargeboten, nämlich das Singspiel „Die Spinnstube,“ aufgeführt von der Gesangssektion „Fortschritt“, u. die Gesangsposse „Fräulein Doktor.“ Außerdem werden die Gesangvereine „Brands Liedertafel,“ „Heine-Männerchor“ und Gesangssektion des Debattirklubs mitwirken. Anfang 3 Uhr Nachm. Eintrittskarten im Vorverkauf 15, an der Kasse 25 Cts. die Person.

Der Schwäbische Frauenverein begeht am Sonntag, den 14. Dezember, Nachmittags und Abends, in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Halsted Str., sein 5. Stiftungsfest. Mit Eifer und Ernst ist der Festausschuß an seine Aufgabe herangetreten, dieses Fest zu einem glänzenden Erfolg zu gestalten. Der Schwäbische Sängerbund hat auch diesmal seine Mitwirkung freundlichst zugesagt; ebenfalls wird die Gesangsektion des festgebenden Vereins unter der bewährten Leitung ihres Dirigenten Otto W. Richter ihre schönsten Lieder zum Besten geben. Herr Gauß wird die Festrede halten. Ferner stehen komische Vorträge auf dem Programm und den Beschluß wird ein von Frau Minna Schmidt einstudirter und inszenirter Einakter bilden. Für vorzügliche Unterhaltung ist somit gesorgt. Doch hat das Komite auch nicht vergessen, durch Speise und Trank der besten Art für den inneren Menschen Sorge zu tragen.

Die Ticketfälscher schuldig.

Allardt, Farnum und Donaghue überführt, Allardt's Clerk Freeman freigesprochen.

Dreien der Angeklagten in dem Riesenschwindel, dessen Opfer wohl sämmtliche hiesige Eisenbahn-Gesellschaften geworden sind, winkt das Zuchthaus wegen Verschwörung zur Fälschung von Eisenbahn-Fahrkarten; ein vierter Angeklagter wurde freigesprochen und der fünfte, eine Frau, hat sich schuldig bekannt. Schuldig erklärt wurden: Chas. W. Allardt, Fahrkartenmakler, 192 Clark Straße; Edward Farnum, Hauptfälscher der Bande; Jas. A. Donaghue, Clerk in Allardt's Geschäftsstelle. Alexander T. Freeman, ein Angestellter Allardts, wurde für unschuldig erklärt und Maggie Moran, Farnums Geliebte, bekannte sich schuldig. Da durch die Aussagen der Moran hauptsächlich die Ueberführung von Allardt, Farnum und Donaghue herbeigeführt wurde, so ist es wahrscheinlich, daß sie straffrei davonkommen wird.

Ehe die Geschworenen sich auf das Urtheil einigten, wurden die Angeklagten Richter McEwen unter den Anklagen der Fälschung vorgeführt. Farnum bekannte sich schuldig, zur großen Ueberraschung seiner Genossen, und wird, wie Hilfsstaatsanwalt Olson ankündigte, als Staatszeuge auftreten. Die Verhandlung wurde auf Ersuchen der Angeklagten bis zum 8. Dezember verschoben.

Nahezu zwei Wochen dauerten die Verhandlungen in dem Prozeß wegen Verschwörung zur Fälschung, welche vor Richter Brentano stattfanden.

Die Geschworenen zogen sich um die Mittagsstunde zu ihrer Berathung zurück. Wie später verlautete, bedurfte es beinahe dreistündiger Berathung, ehe sie sich hinsichtlich ihres Wahrspruches in Bezug auf Freeman geeinigt hatten. Als dieser das freisprechende Urtheil vernahm, wandte er sich zu seiner neben ihm sitzenden Frau, welche ihm um den Hals fiel und ihn abschmatzte. Seine früheren Mitangeklagten sahen dieser Szene mit nichts weniger als freundlichen Blicken zu.

* Dem ausscheidenden Countyschreiber Knopf zu Ehren wurde gestern Abend von dem zahlreichen Personal, das bisher unter demselben gearbeitet hat, im Bismarck Hotel ein Bankett veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit wurde Herrn Knopf von den Festgebern auch ein schöner silberner Ehrenbecher überreicht. Herr Knopf ist bekanntlich am 4. November zum Kongreß-Abgeordneten des 7. Distrikts gewählt worden.

Wunderbarer Haarwuchs.

Ein berühmter Doktor-Chemiker hat eine Mixtur entdeckt, die auf einem kahlen Kopfe in einer Nacht Haarwuchs erzeugt.

Aufsehen erregende Ankündigung ruft das Erstaunen der Aerzte hervor, die solchen Ergebnissen gegenüber sprachlos dastehen.

Der Entdecker schickt freie Probe-Packete an Alle, die darnach schreiben.



Frl. Clarissa Kerby und ihr wunderbarer Haarwuchs.

Der Kehraus.

Die ausscheidenden County-Beamten räumen den Platz.

Herrn Raymonds Abrechnung.

Die Bürgen des neuen Schatzmeisters. — Schluß-Sitzung des ausscheidenden Countyraths. — Abschied des Gerichtsdiener. — Frl. McKeon's angebliche Kriegspläne.

Im County-Gebäude herrscht heute nicht die sonst übliche Sonntagsruhe. Die Angestellten fast sämmtlicher Bureaux, mit Ausnahme von dem des Urkunden-Registrators, dessen Amtstermin erst in zwei Jahren abläuft, sind eifrig mit Abschließung der Bücher beschäftigt, damit die neu gewählten Abtheilungsvorsteher reinen Tisch finden, wenn sie morgen ihr Amt antreten. Countyschreiber Knopf war gestern mit der Arbeit des Aufräumens am weitesten vorgeschritten. Sein Nachfolger, Herr Olsen, hat während der letzten Wochen das Bureau täglich besucht und sich eifrig bemüht, einen Einblick in seine Amtspflichten zu gewinnen. Sheriff Magerstadt ist ebenfalls darauf bedacht gewesen, die Rückstände möglichst aufarbeiten zu lassen, da er sich von seinem Nachfolger, der zugleich sein politischer Gegner ist, doch nicht gerne nachsagen lassen möchte, daß er das Bureau in Unordnung zurückgelassen habe. Am meisten Schwierigkeiten macht selbstverständlich das Aufräumen im County-Schatzamt. Schatzmeister Raymond hat gestern dem Stadtkämmerer und den Rechnungsführern der anderen, zum direkten Empfang von Steuereinkünften berechtigten Behörden eine Schlußabrechnung zugestellt, und zwar in seiner doppelten Eigenschaft als Steuereinnehmer und Schatzmeister. Es geht daraus hervor, daß die Stadt Chicago im Laufe des Jahres von ihm an Kommunal-, Schul- und Bibliothekssteuern insgesammt die Summe von $9,677,217.77 erhalten hat. Dazu kommen $4,605,799.74, welche die Towneinnehmer an die Stadtkasse abgeliefert haben. Von den in Anschlag gebracht gewesenen Steuereinkünften gingen der Stadt im Jahre 1902 $240,231 und im Jahre 1901 $711,448 verloren. Es waren das natürlich zumeist Steuerbeträge, die auf Fahrhabe gelegt waren. Für die Schulverwaltung stellten die Verluste sich noch höher, nämlich auf $320,065 für das Jahr 1902 und auf $931,165 für das Jahr 1901. An Eintreibungsgebühren hat der County-Einnehmer der Stadtverwaltung allein die Summe von $98,124.54 in Rechnung gestellt. Auf wie viel sich die Zinsen auf die städtischen Gelder belaufen haben, solange sie auf den Namen des County-Schatzmeisters bei den Banken hinterlegt waren, wird in dem Bericht nicht angegeben.

Der neu gewählte County-Schatzmeister, Herr Hanberg, hat beim Countyrath, dessen Präsident er bisher war, schon gestern seinen Bürgschaftsbonds eingereicht. Derselbe lautet auf $9,000,000 und ist unterzeichnet von den Herren John R. Walsh, James H. Gilbert, George A. Goddard, John M. Smyth, Gilbert B. Shaw, Eugene Buffington, John A. Lynch, Martin B. Madden, John A. King, William Best, Edwin A. Potter, Thos. P. Phillips und Frank O. Lowden.

Dr. Augustus F. Nightingale, der neu gewählte Superintendent des Schulwesens von Cook County, hat seinen auf $500,000 lautenden Bürgschaftsbonds ebenfalls schon beigebracht. Derselbe ist von den Herren John R. Walsh und Fred M. Blount unterzeichnet, also dem Präsidenten und dem Schatzmeister der Chicago National Bank. Der Grund, aus welchem von dem Schul-Superintendenten eine so hohe Bürgschaft verlangt wird, ist in dem Umstande zu suchen, daß an diesen Beamten von der Staatsverwaltung der Beitrag ausgezahlt wird, den die örtlichen Schulbehörden zur Bestreitung ihrer Betriebskosten erhalten.

Der Countyrath hat gestern, ehe er sich für die Dauer vertagte, die vom Finanz-Ausschuß empfohlene Steuerquote von 70 Cents auf je $100 angenommen, dieselbe wird aber vom Countyschreiber schwerlich bewilligt werden können. Der verlangte Betrag wird wahrscheinlich auch schon bei einer Quote von nur 40 Cents herauskommen. Die Verausgabung der von der Wählerschaft gut geheißenen Bonds für die Vergrößerung der County-Anstalten in Dunning ist ebenfalls in letzter Stunde noch angeordnet worden. Die von der Hanberg'schen Spezialkommission für die Ausarbeitung von Vorschlägen zur Verbesserung der Armen- und Irrenhaus-Verwaltung eingereichte Bericht ist dem neuen Countyrath überwiesen worden, ebenso der Schlußbericht des Countyraths-Präsidenten, oder doch derjenige Theil desselben, welcher Empfehlungen bezüglich der gesetzgeberischen Maßnahmen enthält, die nach dem Dafürhalten des Herrn Hanberg im Interesse der County-Verwaltung von der Legislatur verlangt werden sollen. Herr Foreman, der neue Countyraths-Präsident, wohnte übrigens der Schluß-Sitzung des Countyraths bei und hat Herrn Hanberg versprochen, daß dessen Vermächtniß die wünschenswerthe Beachtung finden soll.

Mit dem Amtstermin des Sheriffs läuft, in der Theorie wenigstens, auch die Dienstzeit der Gerichtsdiener ab. In der Regel werden zwar die auf persönlichen Wunsch der betreffenden Richter ernannten Gerichtsdiener von dem Sheriff beibehalten ohne Unterschied ihres politischen Glaubens-Bekenntnisses, aber Sheriff Barrett mag sich um diese Regel nicht bekümmern, und so haben die Gerichtsdiener der Zivilgerichte gestern auf alle Fälle ein kleines Abschiedsfest gefeiert. Ihr Alters-Präsident, der Papa Heinbach, überreichte bei dieser Gelegenheit dem Chef des ganzen Korps, Herrn Robert J. McDonald, ein hübsches Andenken in Form eines mit Diamanten besetzten Anhängsels für die Uhrkette.

Am Montag läuft die Strafzeit der auf einen Monat von ihrer Lehrstelle suspendirt gewesenen Jane J. McKeon ab. Direktor Cooley hat diese angewiesen, sich in der Hammond Schule zum Dienst zu melden. Ob Frl. McKeon der Weisung Folge leisten wird, steht noch dahin. Die Dame hat in den letzten Tagen eifrig mit den Führerinnen der Teachers' Federation Kriegsrath gehalten, und man muthmaßt, daß sie einen Versuch machen werde, sich mit Gewalt wieder in den Besitz ihrer alten Stellung in der Jackson-Schule zu setzen, mit deren Vorsteher, Herrn Hedges, sie den Krach gehabt, der zu ihrer Suspendirung führte. Vor dem Schulraths-Ausschuß, der die ganze Angelegenheit geprüft hat, sprach Frl. McKeon von Herrn Hedges in dessen Beisein standhaft nur als von „diesem jungen Manne.“ Sie mag nun einen erneuten Versuch machen, dem jungen Manne zu zeigen, daß man mit ihr so leicht nicht fertig werde, würde damit aber wahrscheinlich nur ihre endgiltige Entlassung erreichen.

Zur Erinnerung.

Konsul Weber überreicht dem Germania-Männerchor ein Bild des Prinzen Heinrich.

Andere Festlichkeiten am gestrigen Abend.

Der Germania-Männerchor beging gestern Abend in seinem eleganten Klubhause an der Clark Str. und dem Germania Place die jährliche Feier seines Stiftungsfestes, — des 37. — welche dieses Mal eine ganz besondere Weihe erhielt durch Ueberreichung eines Geschenkes, nämlich einer prachtvoll ausgeführten Photographie des Prinzen Heinrich von Preußen.

Das Stiftungsfest wurde wieder mit einem Festessen und Ball gefeiert. Der Besuch war ein guter. Während die Hunderte von Gästen an der festlichen Tafel versammelt waren, erhob sich der Konsul Dr. Weber und überreichte im Auftrage der kaiserlich-deutschen Regierung und des Prinzen Heinrich dessen Bild, als Zeichen der freundlichen Erinnerung an den Besuch des Prinzen im Klubhause bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Chicago Anfangs März dieses Jahres. Die kurze, freundliche Ansprache des Vertreters des deutschen Reiches fand einen herzlichen Widerhall in den Herzen seiner Zuhörer. Herr Gustav F. Fischer nahm das Geschenk in seiner Eigenschaft als Präsident des Germania-Männerchors in dessen Namen entgegen und sprach in wohlgesetzten Worten den Dank des Vereins für die freundliche Gabe aus. Nach Aufhebung der Tafel begann wieder der Ball.

Das Bild ist etwa 30 bei 12 Zoll groß, in Mahagoni-Rahmen mit silbernem Eckaufschlag, einfach und doch geschmackvoll. Dasselbe trägt die Namensunterschrift Seiner Königlichen Hoheit. Es wird an geeignter Stelle einen Platz finden.

Dem Südwestseite-Frauenverein blieb es vorbehalten, die Saison der Maskenbälle zu eröffnen. Er hatte die Freunde und Freundinnen des lustigen Karnevalsprinzen gestern Abend zur Zusammenkunft in Hörbers Halle eingeladen und Viele hatten dem Rufe entsprochen. Dank der umsichtigen Leitung, der sich die Festordnerinnen Frau Klara König, Präsidentin, Frau Christine Schwabe, Frau Rosa Merz und Frau Sophia Ahlgrim befleißigten, kam früher als sonst bei derartigen Veranstaltungen frohe Stimmung in die Reihen der Maskirten und diese Stimmung schlug in frohe Laune um, die um so höhere Wogen schlug, je mehr der Zeiger der großen Uhr im Saale der Mitternachtsstunde zurückte. Als die lustigsten und fidelsten der anwesenden Karnevalsfreunde heute bei Tagesanbruch den Heimweg antraten, da konnten sie konstatiren, daß man sich beim Südwestseite-Frauenverein wieder einmal vortrefflich amüsirt hatte.

Den mannigfachen Festlichkeiten, welche der Clarissa-Vergnügungsklub bereits veranstaltete, reihte sich das gestern Abend in Schönhofens Halle abgehaltene Ballfest in durchaus würdiger Weise an. Schon gegen neun Uhr herrschte großes Gedränge von frohgestimmten Besuchern im Saale. Die flotten verlockenden Tanzweisen des aus tüchtigen Musikern bestehenden Orchesters riefen immer neue Schaaren in die Reihen der sich anmuthig im Reigen Schwingenden, und die Lust und Freude der zahlreichen Besucher schien kein Ende zu nehmen. Erst spät — oder war es heute früh? — dachten die Meisten an die Heimkehr. Es fiel ihnen gar schwer, sich von der lustigen Gesellschaft loszureißen.

Die von der deutschen Gilde Vorwärts Nr. 1 gestern Abend in der Fortschritt-Turnhalle, Nr. 1824—1830 Milwaukee Avenue veranstaltete geistig-gemüthliche Versammlung war nicht nur zahlreich besucht, sondern sie war auch für alle Theilnehmer eine reichlich fließende Quelle gediegener Unterhaltung und geselligen Frohsinns. Als die Haupt- und Glanznummer des zur Freude und zum Vergnügtsein anregenden Vergnügungsprogramms erwies sich die Aufführung des humorvollen Kneisel'schen Lustspiels „Der liebe Onkel“. Alle Mitspielenden bedeckten sich mit Ruhm, und der erfolgreiche Verlauf der Vorstellung kann als ein gutes Omen für etwaige weitere Lorbeeren gelten, die der festgebende Verein auf dem Gebiete der Darstellungskunst, soweit diese ihre heitere Seite herauskehrt, pflücken will. Nach Schluß der Vorstellung wurde flott getanzt.

Die achte Sektion des Gegenseitigen Unterstützungsvereins hat sich mit dem gestern Abend in der Westseite-Turnhalle von ihr abgehaltenen Jahresball wieder einmal als einer der blühendsten Zweige am Stamme dieses bewährten Verbandes erwiesen. Die Festlichkeit nahm einen prächtigen Verlauf und war auch in finanzieller Hinsicht von schönstem Erfolg begleitet. Nicht nur waren die 65 Mitglieder der Sektion vollzählig mit ihren Angehörigen zum Feste gekommen, sondern auch die anderen dreizehn Sektionen des Verbandes hatten zahlreiche Vertreter entsendet. Die Harugari-Liedertafel gab in den Tanzpausen mehrere ihrer schönsten Lieder zum Besten. Frau August Witt erfreute die Besucher durch die von ihr mit vielem Humor vorgetragenen, belustigenden Gedichte „O, diese Männer“ und „Tante Dibbern“ und auch sonst fehlte es nicht an gediegener Unterhaltung. Die Hauptsache, das Tanzvergnügen, kam zur vollen Geltung, und so nahm das Ballfest den von den Veranstaltern beabsichtigten glanzvollen Verlauf. Diesen schönen gesellschaftlichen Erfolg hat die Sektion Nr. 8 vornehmlich der Umsicht und Fürsorge ihrer tüchtigen Beamten zu verdanken, der Herren Otto Runde, Präs.; Adolf Groß, Vize-Präs.; Franz Winkler, Schatzmeister; Henry Küssow, Protokoll-Sekretär; Karl Steinecke Finanz-Sekretär; wie auch den Delegaten Aug. Witt und Geo. Meinhardt.

Skat-Turnier.

In Griesbachs Lokal, Lincoln und Garfield Ave., findet heute Nachmittag — Punkt 3½ Uhr beginnend — ein großes Skatturnier statt, bei welchem $100 in Preisen von je $50, $20, $15, $10 und $5 zur Vertheilung kommen. Der Eintritt beträgt einen Dollar. Nach dem Turnier soll eine Vorversammlung stattfinden für die Generalversammlung des Chicagoer Skatverbandes, welche am nächsten Mittwoch Abend in der Halle Nr. 1164 Milwaukee Ave. stattfinden wird.

Im Wahn.

Frau Scholes schneidet sich den Hals ab.

Mary J. Scholes, eine 49 Jahre zählende Frau, hat gestern Morgen in ihrem Heim, 5042 Süd Morgan Str., Selbstmord begangen, indem sie sich mit einem Rasirmesser die Kehle abschnitt. Frau Scholes war seit vierzehn Tagen krank und soll infolge ihrer Krankheit zeitweilig an Geistesstörungen gelitten haben. Sie wähnte, daß sie einen Klumpen im Halse habe, und um diesen zu beseitigen, soll sie nach Angabe ihrer Freunde zum Messer gegriffen haben. Wiederholt hatte sie nämlich, wie es heißt, die Erwartung ausgesprochen, daß sie genesen würde, wenn sie den Klumpen entfernen könnte. Vergeblich suchten ihre Freunde ihr diese Wahnvorstellung auszureden. Die That beging sie um etwa 11½ Uhr; als eine Wärterin die Frau um 12 Uhr fand, war die Leiche noch warm. Frau Scholes kam vor einigen Monaten erst von England nach Chicago. Ihr Gatte war zur Zeit nicht daheim.

Rienzi-Konzerte.

Vorzügliche Programme sind auch für die heute Vormittag, Nachmittag und Abend in Herrn Gaschs vielbesuchtem Rienzi-Wintergarten entworfen worden. Als Hauptnummern auf dem Nachmittagsprogramm dürften sich die Bruchstücke aus den Operetten „Mikado“ von Sullivan, „Glocken der Normandie“ von Planquette und der Oper „Die Zigeunerin“ von Balfe wie auch die Gavotte aus der Oper „Mignon,“ die Ouverture „Raymond“ von Ambroise Thomas und das Potpourri „Creme de la Creme“ von Tobani erweisen, während das Programm für das Abendkonzert folgende gediegene Zusammenstellung gefunden hat:

1. Ouverture, „Romantique“ .... Keler Bela
2. Potpourri a. d. Oper „Boccaccio“ ...... Suppe
3. „Blau-Veilchen“, Polka Mazurka ...... Eilenberg
4. „Plantagen-Echos“ .... Boettger
5. Ouverture, „Wilhelm Tell“ .... Rossini
6. a) Schwedischer Hochzeitsmarsch .... Soedermann
   b) Polnischer Tanz .... Scharwenka
7. Walzer, „Venus-Reigen“ .... Gungl
8. Selektion a. d. Oper „Die Serenade“ .. Herbert
9. Walzer, „Moonlight on the Hudson“ .... Tetras
10. Selektion aus der Oper „Der Vogelhändler“ .... Zeller
11. „Zamona“, arabisches Intermezzo .... Lorgine
12. Marsch, „Unter dem Doppeladler“ ...... Wagner

Schwer verletzt.

Die gefährliche Weiche an Clark und Washington Str. fordert wieder ein Opfer.

Louis Hamberg, Nr. 3725 Cottage Grove Ave., gerieth gestern Nachmittag an Clark und Madison Str. zwischen einen nördlich und einen südlich fahrenden Straßenbahnwagen der Wentworth Ave.-Linie und erlitt schwere Quetschungen an der Brust. Er befindet sich in seiner Wohnung in ärztlicher Behandlung.

Der 60 Wells Straße wohnhafte Dampfheizungseinrichter Walter Carey wurde gestern Abend an Ann Straße und Carroll Avenue beim Ueberschreiten der Geleise von einem Passagierzuge der Pittsburg, Chicago, Cincinnati & St. Louis Bahn überfahren und so schwer verletzt, daß er kaum mit dem Leben davonkommen wird. Man schaffte den Verunglückten nach dem St. Marienhospital, wo ihm der linke Fuß abgenommen werden mußte. Außerdem hat er einen Schädelbruch erlitten.

Aus Vereinskreisen.

Der Turnverein Garfield, welcher in der letzten Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat, will nun auch das deutsche Lied pflegen. Unter Leitung von Turnlehrer F. Eger wurde bereits ein Kinder- und ein Damenchor in's Leben gerufen, welche ihre Singproben — Kinderchor jeden Mittwoch Nachmittag von 5 bis 6 Uhr, Damenchor jeden Montag Abend von 7½ bis 8½ Uhr, abhalten. Der Damenchor hat nach dem Singen noch Turnen. Unter derselben Leitung soll nun auch eine Gesangsektion des Garfield Turnvereins gegründet und lebensfähig organisirt werden. Zu dem Zweck findet am nächsten Donnerstag Abend in der Turnhalle, an Larrabee Str. und Garfield Ave., eine Versammlung mit darauffolgender Probe statt.

— In der Schule. — Lehrer: „Hans, wie heißt der Plural von Buch?“ — Schüler: „Die Buchen.“

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY

„Abendpost“-Gebäude, 173-175 Fifth Ave., Ecke Monroe Straße.
CHICAGO . . . . ILLINOIS.
Telephon: Main 1497 und 1498.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

The circulation of the "Sonntagpost" is steadily increasing, exceeds the combined circulation of all the other German Sunday papers of Chicago and is, at least, twice as large as the circulation of its nearest competitor.

Die Auflage der „Sonntagpost“ nimmt stetig zu, übertrifft die Auflage aller anderen deutschen Sonntagsblätter Chicagos zusammen genommen und ist mindestens doppelt so groß, wie die jeder anderen hiesigen deutschen Sonntagszeitung.

Gemeinheit und Recht.

„Baby Jo“, die New Orleanser Schönheit, ist nicht Frau Pike, sondern nach wie vor „Frau Moffit“, so lange ihr Niemand diesen Namen streitig macht; und „Baby Bill“, der junge Chicagoer „Lebemann“, ist nicht ein Ehemann, wie die Schöne „Jo“ sagte, sondern ein „Eselsjunge“, oder eselhafter Junge — das kommt ganz auf die Uebersetzung an — wie er sich selbst schriftlich genannt hat.

Den Fall „Bill & Jo“ muß man mit Handschuhen anfassen, aber mit alten, die man nachher wegwerfen kann, denn er ist sehr schmutzig und da wär's um neue schade. Er duftet dabei nach sittlichem "Haut gout", und eigentlich sollte seiner an dieser Stelle in einem Familienblatte gar keine Erwähnung gethan werden, denn von Tugend und ehrbarem Familiensinn ist sehr wenig darin — eigentlich gar nichts darin zu spüren. Aber er bietet außer dem „pikanten“ noch andere Reize und irgendwelche Gefahr, daß zarte Gemüther durch eine kurze Betrachtung des Falles gekränkt und zarte Tugendblüthen vergiftet werden könnten, liegt nicht vor, denn es ist bekannt, daß die Damen alles, was nach Leitartikel aussieht, grundsätzlich scheuen, wie der „Hobo“ das Wasser, und sie haben ja zudem die schöne Geschichte von Tag zu Tag verfolgt und wissen ganz genau, wie das kam mit „Baby Bill“ und „Baby Jo“. Also: „You know, verehrte Damen, das Nachfolgende ist nur für die Herren, von denen man voraussetzen kann, daß sie ihrer Gewohnheit getreu, das Interessanteste, welches die Zeitungen in den letzten Wochen brachten, wieder einmal übersehen haben.

Und das dies für die Männer bestimmt ist, die für interessante Einzelheiten sowieso kein rechtes Verständniß haben, wird ein kurzer Ueberblick genügen: Frau Josephine Moffit hatte den jungen William W. Pike in einem unordentlichen Hause kennen gelernt und war bald—sehr bald—sehr intim mit ihm geworden. Trinkgelage und sonstige Vergnügungen zu zweien oder in Gesellschaft eines zweiten gleichgestimmten Pärchens ließen die Bekanntschaft bald zu heißer Liebe werden und sollen nach der Aussage von Frau Josephine Moffit — es ist nicht klar, wie sie zu dem Frauennamen gekommen ist — eines Tages in einer Speisewirthschaft zu einer Ehe unter dem „gemeinen Gesetz“ geführt haben. „Baby Bill“ soll da zu „Baby Jo“ gesagt haben: „Jo, willst Du mich zu Deinem Manne nehmen?“ und „Jo“ will geantwortet haben: „Ja, ich nehme Dich zu meinem Ehemann.“ Dann will „Jo“ eine ähnliche Frage an „Bill“ gestellt haben und der soll sich bereit erklärt haben, sie zu seiner Gattin zu nehmen und die Ehe war nach „Jo's“ Ansicht fertig. Der Bill soll sich aber so darüber gefreut haben, daß er ihr's nachher noch schriftlich gegeben und auch Eheringe, einen für sich und einen für seine süße „Jo“, gekauft haben soll. Jedenfalls sah Jo die Ehe als giltig an, denn sie sträubte sich nun nicht mehr—nein, das ist falsch, das hatte sie vorher auch nicht gethan; aber—so ist's richtig!—sie zog nunmehr in ein Flat, das „Bill“ miethete und wohnte dort mit ihm zusammen herrlich und in Freuden als Weib und Mann, wenn er sich nicht wo anders aufhielt.

Schließlich scheint die heiße Liebe sich aber doch etwas abgekühlt zu haben, denn „Jo“ machte die Klage anhängig, in welcher sie von ihrem „Gatten“ „getrennten Unterhalt“ verlangt—eben die Klage, welche in den letzten Wochen spielte und gestern mit dem Urtheile endete, daß „Baby Jo“ nicht Frau Pike und „Baby Bill“ ein Eselsjunge ist und kein Ehemann. Der Richter sagt in seiner Entscheidung, das Verhältniß zwischen den beiden „Babies“ sei von Anfang an offensichtlich ein unzüchtiges gewesen. Beide seien gleich wenig werth. Ein im Anfange unzüchtiges Verhältniß mag noch zu einer Ehe unter dem „gemeinen Recht“ führen, aber dazu fehlte hier Alles. Die Moffit hat sich die Beleidigungen, welche ihr von der Dienerschaft der Eltern ihres angeblichen Gatten wurden, ruhig gefallen lassen, und sie hat sich auch stets „Frau Moffit“ genannt; Pike hat in seinen vielen Liebesbriefen nicht einmal das Wort „Gatte“ oder „Weib“ benutzt, sondern sich „Dein Eselsjunge“ betitelt, und Richter Clifford, welcher die Entscheidung abgab, kann „für sein Leben“ nicht einsehen, wie ein Ehegatte dazu kommen sollte, sich in einem Briefe an seine Frau so zu unterzeichnen. Die angebliche schriftliche Bestätigung der „Kaffeehausehe“ nach dem gemeinen Recht, hat „Baby Jo“ verloren, desgleichen den Ring, den „Baby Bill“ ihr gegeben haben soll. Schwerwiegend fällt nach des Richters Ansicht noch in's Gewicht, daß die angebliche Frau Pike nicht Anerkennung ihrer „Ehe“ verlangt, sondern nur auf Geld aus ist —man merkt die Absicht und wird verstimmt.

* * *

Das gilt für den Richter. Verstimmt wurden ob der Geschichte noch manche Andere. Bürger fragen sich, wie es möglich sein konnte, daß solch' ein Fall zwei Wochen lang die ganze Zeit eines hohen Gerichtshofes und täglich drei Spalten in einer stets auf Bildung und sittlicher Läuterung des Volks bedachten Presse finden konnte. Sie werden versucht sein, lästerlich zu schimpfen auf das gemeine Recht, welches das Breittreten solcher Gemeinheit auf Kosten der Steuerzahler und der guten Sitte möglich macht, und sie werden die Abschaffung des „Gesetzes“, dem wir die ekelhafte Baby-Posse zu danken haben, verlangen.

Abschaffen? hat sich was. Man kann nicht abschaffen, was nicht ist. Es gibt kein Gesetz, welches eine derartige „Ehe“, wie die hier in Frage stehende „Kaffeehausehe“, anerkennt. Das „gemeine Recht“, von dem hier die Rede ist, ist nur eine Art Ueberlieferung, die sich auf einen vielleicht vor ein paar hundert Jahren geschaffenen Präzedenzfall stützt. Der Richter, der zuerst einmal entschied, daß trotz mangelnden Form eine Eheschließung stattfand, wird mit seinem Urtheil die vertrauende Unschuld haben schützen wollen; er wird sich's aber nicht haben träumen lassen, daß sein Vorgehen noch nach langen Jahren zu solch' schändlichem Mißbrauch Anlaß geben könnte. Von der späteren Allmacht und Unantastbarkeit des „Präzedenzfalles“ konnte er keine Ahnung haben, und von dem Rechte der Gemeinheit von späteren Gerichtshöfen erst recht nicht.

Vom Geben.

Geben ist seliger, denn Nehmen. Die Kinder glauben aber nicht daran, es sei denn vom Medizin- und Prügelgeben und -Nehmen die Rede. Ihnen ist das hie und da von ihnen verlangte Geben eine sehr unnöthige Einrichtung. Sie fügen sich dem Gebrauch, den Eltern eine Kleinigkeit zu Weihnachten zu arbeiten, und es macht ihnen wohl auch Vergnügen; aber das Geben ist ihnen doch nur sehr nebensächlich und seine Seligkeit kann an die Freude des „Nehmens“, des Empfanges der Christgeschenke, gar nicht tippen. Das Wort ist ihnen unverständlich; sie können es gar nicht begreifen, wie das Schenken mehr Freude machen soll, als das Beschenktwerden.

Man braucht aber nicht zu den Kindern zu gehen, um eine solche Auffassung des Verhältnisses zwischen Nehmen und Geben zu finden. Sie herrscht auch noch bei Erwachsenen vor. Man gibt wohl gern, aber man nimmt noch lieber. Das ist die allgemeine Regel; aber es gibt da Unterschiede. Es kommt dabei ganz darauf an, wem es zu geben gilt und was zu geben ist. Handelt es sich um guten Rath, dann hält man sich streng an das schöne Wort, welches das Geben hochpreist. Man ist im Rathgeben ungeheuer großmüthig und gibt sehr gern, während man sehr ungern annimmt. Das ist aber auch das Einzige, was man unbesehen Allen gern gibt. Selbst den Kuß, das Zeichen der Liebe, empfängt man von schönen Frauenlippen noch lieber, als man ihn gibt. Kommen andere Dinge in Betracht, besonders „reale Werthgegenstände“, dann hat man es immer nur mit Ausnahmen zu thun, wo des Gebens höhere Seligkeit eintritt. Solche Ausnahmen bilden das Geben an die Kinder und andere unserem Herzen besonders theure Personen und die Fälle, in denen vom Ueberfluß gegeben wird, ohne daß für die Wurst eine Speckseite erhofft wird—und diese Fälle sind, Gott sei's geklagt, recht selten.

In der Regel wird gegeben in der Hoffnung, mehr, für den Geber Werthvolleres als das Geschenkte, als Gegengabe zu bekommen. Davon machen auch weitaus die meisten wohlthätigen Stiftungen keine Ausnahme. Die öffentliche Wohlthätigkeit ist der Kaufpreis des öffentlichen Ansehens genannt worden, und man hat so unrecht damit nicht; man hat gesagt, die öffentliche Wohlthätigkeit ist die Leimruthe, die man dem öffentlichen Dank legt, und das wird in sehr vielen Fällen wahr sein. Man würde voraussichtlich viel weniger von großen Schenkungen und Stiftungen hören, wenn es nicht sicher wäre, daß dem großmüthigen Geber in Wort und Schrift öffentliche Anerkennung und öffentlicher Dank wird. Aber die Erwartung einer solchen Gegenleistung ist berechtigt und es soll darum Niemand die Wohlthäter tadeln oder von ihren Gutthaten geringschätzig sprechen. Denn wie jedes andere Verdienst, so muß auch das des Wohlthäters um die minderbesitzende Menschheit nach Anerkennung streben, wenn es sich weiter ausdehnen und wachsen soll. Aber es gibt noch andere Beweggründe für wohlthätiges Thun, und die sind minder entschuldbar. Es wird vielfach aus purer Reklamesucht gegeben, und aus jenem sonderbaren Gefühl, das in dem bekannten Satze: Was der (oder die, das Wort ist eigentlich weiblich) kann, das kann ich auch; und neuerdings wird gar von einer geplanten großen Schenkung aus purer, unverfälschter Rachsucht gemeldet. Der Teufel soll dem Engel seine Waffen stehlen wollen.

* * *

Herr Andrew Carnegie ist kein Engel und Herr Henry Clay Frick ist kein Teufel, aber die dieser Tage aus Pittsburg gekommene, diese Beiden betreffende Meldung veranlaßte doch den Vergleich. Es heißt da, Herr Frick habe beschlossen, seinen ehemaligen Partner, welcher der Stadt Pittsburg bekanntlich neben einer Bibliothek und manchem Andern eine polytechnische Schule schenkte, zu beschämen durch die Schenkung einer ganzen großen Universität. Herr Frick, heißt es, sei entschlossen, die von Carnegie geschenkte Lehranstalt neben „seiner“ Universität „wie dreißig Cents aussehen“ zu machen. Er habe schon einen großen schönen Platz erworben und mehrere Architekten nach Europa geschickt, um die Architektur dortiger großer Universitätsbauten zu studiren und wolle mit „seinen“ Universitätsbauten die Schulbauten Carnegies völlig in den Schatten stellen und „das Doppelte“ bieten, gleichviel, was Herr Carnegie ausgeben mag. — Und er will das Alles thun, um wohlzuthun? Man wird vom dankbaren Publikum erwarten, daß es sich anstelle, als glaube es das, und es werden zweifellos begeisterte Dankbarkeitshymnen gesungen werden, wenn der Plan zur Ausführung kommt, und Herr Frick wird die Sänger belohnen und sich darüber freuen. Aber das wird nur äußerlich sein, hier wie dort.

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul“ und „Geld stinkt nicht“. Die Universitätsgebäude des Herrn Frick werden darum nicht weniger schön werden, wenn er sie aus Haß gegen Carnegie erbaut, und die Lehranstalt mag, ungeachtet der trüben Quelle, aus der sie stammt, Gutes wirken, aber Herr Frick wird vom Volke kaum erwarten können, daß es ihm in seinem Herzen für diese Schenkung einen Altar errichte. Es wird sich ihr gegenüber ziemlich gleichgiltig verhalten und sich wohl darauf beschränken, zu sagen: „Schade um das schöne Geld, er hätte Besseres und Nöthigeres damit thun können.“ Und so ist's. Daß eine neue Universität in Pittsburg nöthig sei, wird Niemand behaupten wollen.

Nach dem Ausweise des Bundes-Erziehungsamtes gibt es zur Zeit in den Ver. Staaten nicht weniger als 480 Universitäten und „Colleges“ der freien Künste, mit einem Gesammteinkommen von $20,836,000 im Jahre, wovon nur rund $8,375,000 auf Studiengelder kommen. Die Zahl der Studirenden stellte sich im Jahre 1901 auf insgesammt 161,223, wovon 36,856 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Mehr als genug. Diese Zahlen sprechen dafür, daß die Schenkung Herrn Fricks nicht nöthig ist. Hingegen fände die Wohlthätigkeit auf andern Gebieten noch einen sehr weiten Spielraum und ein sehr dankbares Feld, und es wäre sehr viel besser, wenn Herr Frick sich diesen zuwenden wollte. Wenn er durchaus die Mode, etwas für die höhere Bildung des Volkes zu thun, mitmachen muß, so könnte er die Zinsen der zehn oder mehr Millionen, welche er angeblich für „seine“ Universität ausgeben will, sehr viel besser anwenden, indem er dafür sorgte, daß auch Kindern armer Eltern, ohne allzu große Mühsal das Studiren ermöglicht wird. Er könnte Freistellen schaffen an bestehenden Lehranstalten (und es wäre nicht die schlechteste „Rache“, würde er sich für diesen Zweck in erster Reihe die Carnegie'sche polytechnische Schule aussuchen) und armen, aber befähigten jungen Leuten für die Dauer des Universitätsbesuches eine Jahresrente auswerfen, so daß sie nicht, trotz ihrer Befähigung, gezwungen wären, in ganz jugendlichem Alter dem Broterwerb nachzugehen. Das hieße wirklich die höhere Bildung fördern, wo solches Fördern noth thut. Noch schöner wäre es, wollte er Asyle für Schwindsüchtige bauen, deren völliger Mangel der großen reichen Nation geradezu zur Schande gereicht, und er könnte auf viele andere Arten mit seinen Millionen wirklich Gutes thun, während er mit seinem angeblichen Plane nur eine Mode mitmacht, die wirkliche Gutthat für Niemanden ist.

Der Zweck heiligt die Mittel: das Mittel kann zwar den Zweck nicht heiligen, es kann ihn aber vergessen machen, so daß nur das Gute im Gedächtniß bleibt. Schüfe Herr Frick mit seinen Millionen wirklich Nützliches und Gutes, dann würde man es ihm gerne nachsehen, daß er nur aus Reklamesucht und Haß, in dem Bestreben, die Schenkungen eines Anderen zu verdunkeln, gab.

Zwischen Geben und Geben besteht ein großer Unterschied. Es kommt ganz darauf an, wie und was man gibt, ob man hoffen darf, die Seligkeit des Gebens zu schmecken. Besonders dann, wenn man diese Seligkeit in öffentlicher Anerkennung und Dankbarkeit sucht. Diese Entdeckung sollten auch schon Herr Carnegie und andere Wohlthäter gemacht haben. — Schade um das schöne Geld!

Mord aus der Ferne.

Wegen im Staate Delaware begangener Tödtung steht jetzt — zum zweiten Male bereits — im Staate California eine Frau unter der Anklage des Giftmordes vor Gericht. Der Fall hat, als er neu war, viel Aufsehen erregt. Doch sind seither schon ungefähr vier Jahre verflossen, so daß wohl nur wenige Leser sich der Einzelheiten noch erinnern werden.

Die in San Francisko ansässige Angeklagte, Frau Cordelia Botkin, hatte daselbst mit einem Manne Namens Dunning in vertrautem Verhältniß gestanden. Dunning stammte aus Delaware und hatte dort seine Gattin zurückgelassen, mit der er sich angeblich nach langer Trennung wieder vereinigen wollte. Um die Vereinigung zu verhüten und den geliebten Mann für sich zu behalten, soll Frau Botkin eine Schachtel voll vergifteten Zuckerzeuges durch die Post an die Adresse von Frau Dunning geschickt haben. Thatsache ist, daß eine solche Sendung aus San Francisco dort angelangt ist, daß Frau Dunning davon gegessen und auch ihrer Schwester davon gegeben hat, und daß in Folge davon Beide durch Vergiftung zu Tode gekommen sind. Auf die Botkin lenkte sich der Verdacht. Man will ermittelt haben, daß sie in einer Apotheke Gift gekauft hat; auch daß sie, kurz vor der Zeit der verhängnißvollen Sendung, Zuckersachen auf einem Ofen aufgewärmt hat: wie man annimmt, um den Zucker mit dem Gift zu durchtränken. Handschriftenkenner haben die Aufschrift auf dem gesendeten Packete als von ihr geschrieben bezeichnet. Sie selbst leugnet jede Schuld. Der erste Prozeß hat mit Nichteinigung der Jury geendet. Jetzt, wie gesagt, wird sie nochmals prozessirt.

Anfangs war die Befürchtung laut geworden (vielfach hegt man sie noch) — daß wegen der besonderen Umstände des Falles die frevelhafte That überhaupt nicht würde gestraft werden können. Die Gerichtsbarkeit der amerikanischen Staatsgerichte ist an den Boden gebunden; sie erstreckt sich nicht über die Grenzen des Staates hinaus: wie also sollte der Staat California das Recht haben, eine Tödtung zu bestrafen, die in einem anderen Staate, Tausende von Meilen entfernt, ausgeführt worden ist? Andererseits war der Staat Delaware, falls ihm das Strafrecht zustand, nicht in der Lage, des Thäters habhaft zu werden. Dieser Staat hatte vom Staate California die Auslieferung der Frau Botkin gefordert, aber die Anforderung ist dort abgelehnt worden. Die californischen Behörden hielten denen von Delaware vor, daß das Verlangen nach Auslieferung nur in Bezug auf Justizflüchtlinge zulässig ist. In dem bezüglichen Satze der Bundesverfassung heißt es wörtlich: „Wenn eine Person, welche in einem Staate des Landesverraths, einer Felonie oder sonstigen Verbrechens angeklagt ist, der Justiz entflieht und in einem anderen Staate gefunden wird, so soll sie auf Verlangen der Exekutivbehörde des Staates, aus welchem sie flüchtete, ausgeliefert werden, um nach dem Staate gebracht zu werden, welcher Gerichtsbarkeit über das Verbrechen hat.“ — Frau Botkin war nicht aus Delaware geflüchtet; sie war überhaupt nicht geflüchtet; sie hielt sich auf, wo sie immer ansässig gewesen: wie also hätte man sie sollen ausliefern dürfen?

Andererseits hat es auch nicht an rechtsgelehrten Leuten gefehlt, die das Auslieferungsverlangen für durchaus berechtigt erklärten. Zum Mindesten für ebenso berechtigt, wie die Bestrafung der That durch die californischen Gerichte. Wenn sich, sagte man, der Staat California das Recht zuschreibt, das innerhalb seiner Grenzen begonnene, aber außerhalb seiner Grenzen vollendete Verbrechen zu strafen, so geschieht dies auf Grund einer jener juristischen Fiktionen, die für die Zwecke der Gerechtigkeit etwas als vorhanden oder geschehen annehmen lassen, was thatsächlich nicht vorhanden oder nicht geschehen ist. Zu diesen Fiktionen gehört die, daß in Fällen, wie der vorliegende, der ganze das Verbrechen bildende Thatbestand als vorliegend angenommen werden kann, wo nur ein Theil davon vorliegt: daß also beispielsweise, wenn Jemand aus dem Staate Illinois über die Grenze hinüber nach Indiana schießt und dort durch den Schuß einen Menschen tödtet, diese Tödtung sowohl als in Indiana, wie als in Illinois begangen angesehen werden kann, sowohl von den Gerichten des einen Staates, wie von denen des anderen gestraft werden kann. In den Gesetzbüchern verschiedener Staaten ist dies ausdrücklich ausgesprochen. Und wenn dies berechtigt ist — (berechtigt weil nothwendig, denn andernfalls könnten derartige Verbrechen überhaupt nicht gestraft werden) —, wenn also der Staat Californien den Verüber eines Mordes, der zur Zeit der That nicht in Californien gewesen, so behandeln kann, als sei er doch dort gewesen: warum sollte er dann nicht auch einen Menschen, der von Californien aus in einem anderen Staate gemordet hat, so ansehen können, als sei dieser Mensch zur Zeit der That in dem andern Staate gewesen — und ihn daraufhin als aus dem Staate geflüchtet betrachten und ihn ausliefern dürfen? Aber die so folgerten, konnten nicht nachweisen, daß jemals nach dieser Auffassung gehandelt worden wäre. Sie konnten sich nicht auf Präcedenzfälle berufen, konnten auch den Staat Californien nicht zwingen zu der Auslieferung, und haben also bei deren Verweigerung sich beruhigen müssen.

* * *

Ob nun vor dem californischen Gerichtshofe die Vertreter der Anklage bei der zweiten Verhandlung mehr Glück haben werden, als sie bei der ersten hatten, oder ob das abscheuliche Verbrechen ungestraft und ungesühnt bleiben wird muß abgewartet werden. Sehr günstig sind die Aussichten jedenfalls nicht. War schon das erste Mal keine Schuldigsprechung zu erreichen, so dürfte sich jetzt nach Verlauf so langer Zeit die Aufgabe noch viel schwieriger stellen. Sollte aber wider Erwarten doch die Ueberführung gelingen, so würde dann noch die grundsätzliche Frage aufgeworfen und vor die höheren Gerichte gebracht werden, ob denn das californische Gericht auch wirklich das Recht habe zur Bestrafung eines Mordes, der thatsächlich außerhalb der californischen Grenzen ausgeführt worden ist. Denn der Staat Californien, wie auch der Staat Illinois, ist einer von denen, die in ihren Gesetzbüchern solches Strafrecht ihren Gerichten nicht ausdrücklich zugesprochen haben. Es ist da im Gesetzbuche nur gesagt, daß der Thäter im Staate bestraft werden kann, wenn das Verbrechen außerhalb des Staates begonnen und innerhalb des Staates vollendet worden ist. Es ist nichts gesagt von Fällen, wo die Verhältnisse umgekehrt liegen, so daß darüber sehr wohl zweierlei Meinung sein kann. Entgeht die Frau Botkin der Schuldigsprechung durch die Geschworenen nicht, so mag sie trotzdem durch die Lücke im Gesetzbuche ihrer Strafe entgehen.

In welchem Falle an alle Staaten, deren Gesetzbuch die gleiche Lücke aufweist, die bringende Pflicht zur schleunigen Ausfüllung solcher Lücke herantreten würde, damit nicht auch ihnen die Bestrafung derartiger Verbrechen vorkommenden Falles unmöglich sei. Es kommt dabei nicht nur das Verbrechen des Giftmordes in Betracht, das durch die Versendung vergifteter Speisen und Getränke, Arzneien u. s. w. begangen werden kann, es kann der „Mord aus der Ferne“ auch durch sonstige Hilfsmittel zur Ausführung gebracht werden; durch den schon erwähnten Schuß über die Grenze, durch Zusendung sogenannter Höllenmaschinen und auf mannigfache sonstige Art. Auch anderweitige Verbrechen, Fälschung und Betrug, könnten zufolge solcher Lücke der Gesetzgebung von einem Staate aus in einem anderen straffrei ins Werk gesetzt werden. Zieht man die Leichtigkeit des Vollbringens und die Schwierigkeit der Ueberführung in Betracht, so ist es geradezu zum Verwundern, daß Verbrechen solcher Art nicht häufigere Vorkommnisse sind.

Lokalbericht.

Für die „Sonntagpost.“

Die Woche im Grundeigenthumsmarkt.

Die Ausbreitung des Geschäftsbezirkes für den fashionablen Kleinhandel nach dem Michigan Boulevard geht langsam aber stetig voran, und zwar mit dem auffälligen begleitenden Umstand, daß die enormen Miethsraten an der State Str., bis jetzt wenigstens, noch keine Verringerung zeigen. Für gereiste Leute, denen die Linden in Berlin, der Graben in Wien, der Boulevard des Italiens in Paris und der Nefsky Prospect in St. Petersburg bekannt sind, ist es oft ein Wunder gewesen, daß die prachtvolle Straße am Seeufer nicht schon früher mehr ausgiebig für diesen Zweck benutzt wurde. Elegante Läden werden am Michigan Boulevard sicher eine größere Anziehung ausüben, als an der State Str., d. h., wenn sich eine genügende Anzahl bedeutender Firmen findet, die durch die natürliche Lage des Boulevards gebotenen Vortheile auszunutzen.

Für die sog. Allerweltsläden ist der Boulevard freilich kein Platz. In dieser Beziehung wird die State Str. vielleicht immer ihren Rang als eine der belebtesten Geschäftsstraßen der Welt behaupten. Allein für den Kleinhandel in den Erzeugnissen der Kunstgewerbe läßt sich vielleicht in der ganzen Welt keine geeignetere Straße finden, als der Michigan Boulevard.

Die während der Woche abgeschlossenen Kauf- und Grundpachtverträge beziehen sich auf Liegenschaften so weit südlich wie Peck Court. Südlich von Jackson Boul. hat die Firma S. Karpen & Bros., wie schon in der „Abendpost“ berichtet, das Grundstück No. 189—192 mit einem Flächenraum von 82 bei 171 Fuß in Grundpacht genommen, zu einer gradirten Grundrente für fixe Perioden, die durchschnittlich $18,712 per Jahr für 99 Jahre beträgt. Auf 4prozentiger Basis ist dies ein Kapitalwerth von $467,805, oder nach der Rate von $5,707 per Frontfuß. Für die nördlich angrenzenden 52 Fuß bezahlte dieselbe Firma vor drei Jahren nur $2600 per Fuß. Freilich schloß dieser Verkauf einen sehr billigen Grundpachtvertrag ein, wie er heute nicht mehr möglich wäre. Auf dem neuerworbenen Grundstück soll ein sechszehnstöckiges Gebäude errichtet werden, welches etwa $450,000 kosten wird.

Südlich von Peck Court kaufte John B. Pierce für Rechnung eines New Yorker Syndikates das Grundstück Nr. 283—285 mit einem Flächenraum von 52 bei 180 Fuß, für $83,200, oder nach der Rate von $1600 per Frontfuß, ein Preis, wie er bisher in dieser Gegend nie bezahlt wurde. Der Kauf von zwei angrenzenden Grundstücken ist dem Abschlusse nahe, und in nicht zu ferner Zeit wird hier ebenfalls ein großes Gebäude für Store und Hotelzwecke errichtet werden. In New York hat schon seit länger als einem Jahre ein förmlicher „Buhm“ in Grundeigenthum bestanden, und daß sich trotzdem New Yorker Kapitalisten für ein derartiges Geschäft in Chicago finden, ist sicherlich bezeichnend und vielversprechend.

* * *

Hier in Chicago besteht nun allerdings kein „Buhm“, dem die katzenjämmerliche Stimmung so sicher folgt, wie die Wirkung der Ursache, aber ein stetig fortschreitendes Geschäft — in Grundeigenthumsverkäufen das beste seit 1895 und auf dem Felde der Bauthätigkeit das beste in zehn Jahren — ist zu verzeichnen. Dies geht aus den statistischen Ausweisen für elf Monate seit dem Jahre der Weltausstellung zur Genüge hervor. Diese Ausweise sind im Einzelnen wie folgt:



Registrirte Verkäufe.

	Zahl.	Betrag.
1902	24,605	$119,618,676
1901	22,200	102,250,195
1900	19,401	90,305,438
1899	19,253	105,113,229
1898	18,233	95,920,735
1897	19,893	110,596,110
1896	21,162	95,624,425
1895	25,533	121,599,426
1894	29,687	110,969,525
1893	26,074	116,659,490

Gerichtliche Verkäufe.

	Zusammen.		Bauvereine.	
	Zahl.	Betrag.	Zahl.	Betrag.
1902	1447	$6,154,561	53	$159,617
1901	1791	9,128,287	105	237,768
1900	2113	9,300,592	121	322,556
1899	2408	10,824,440	160	402,684
1898	2865	12,093,017	363	847,837
1897	2626	11,984,225	368	1,501,933
1896	1993	9,745,647	300	785,119
1895	1818	7,354,878	263	780,523
1894	1424	6,225,328	274	831,495
1893	495	3,482,278	149	343,089

Registrirte Pfandbriefe.

	Zahl.	Betrag.
1902	12,761	$147,871,475
1901	12,814	136,104,763
1900	12,040	278,782,983
1899	12,166	390,367,229
1898	16,737	189,599,707
1897	14,205	412,643,315

Neue Gebäude.

	Zahl.	Kosten.
Südseite	1945	$25,102,765
Südwestseite	1114	8,366,530
Nordseite	1030	7,317,860
Nordwestseite	1359	4,305,810
Zusammen	5448	$45,093,015
1901	5308	31,837,845
1900	2885	16,741,985
1899	3418	20,519,500
1898	3225	19,617,367
1897	4331	20,417,338
1896	5657	21,319,823
1895	7383	32,496,779
1894	8678	29,520,480
1893	9897	30,966,665

Die wichtigste Erscheinung ist mehr in der Zahl, wie in dem Gesammtbetrage der Verkäufe zu suchen. Seit Wochen beläuft sich die Zahl der registrirten Verkäufe auf durchschnittlich 100 per Geschäftstag, eine ganz erhebliche Zunahme über das Geschäft früherer Jahre. Der Ausweis über Zahl und Betrag der Verkäufe ist wie folgt:

Letzte Woche	412	$1,983,060
Vorhergehende Woche	606	3,003,180
1901	412	1,567,495
1900	385	1,545,586
1899	319	1,516,391
1898	376	1,978,987
1897	531	1,871,852

Ein bekannter Börsenspekulant bezahlte für das Grundstück 341—345 Wabash Ave., 48 bei 165 Fuß mit dreistöckigem Gebäude, $116,000, wovon $20,000 auf die Ablösung eines in 1934 verfallenden Grundpachtvertrages entfallen. Die gegenwärtige Grundrente beträgt $3000 per Jahr bis 1909. Dann müssen 5 Prozent auf den abzuschätzenden Werth für den Rest der Pachtzeit bezahlt werden.

Die Vergrößerung des Fort Dearborn-Gebäudes an der Südwest-Ecke von Clark und Monroe Str. schließt nicht nur vier weitere Stockwerke zu den gegenwärtigen zwölf Stock ein, sondern soll auch noch die südlich angrenzenden 110 Fuß, 186—94 Clark Str., einschließen, die einen Steuerwerth von $585,624 haben, wenn diese Grundstücke zu annehmbarem Preise zu haben sind. Einschließlich der Baukosten wird sich die Kapitalanlage auf etwa $1,000,000 belaufen.

George Birkhoff jr. kaufte von Charles Heggie 200 Fuß Nordfront an Carroll Ave., östlich von Elizabeth Str., als Bauplatz für eine große Fabrik, die etwa $150,000 kosten wird.

Die Chicago Title & Trust Co. fährt mit den Ankäufen von Grundstücken an der Ostseite der Clark Str., südlich von Taylor, wahrscheinlich für Rechnung der Western Indiana-Bahn, fort. Es sind bis jetzt im Ganzen 226½ Fuß Front mit einem Gesammtwerth von $167,655 erworben.

Das Grundstück 55—59 W. Madison Str., 63 bei 100 Fuß mit minderwerthigen Gebäuden, ging durch gerichtliches Zertifikat in den Besitz von Charles E. Morrison für $29,500.

Die Verwalter des Nachlasses von Andrew Crawford überschrieben an die Wittwe das Wohnhaus an der Südwest-Ecke von Pine Grove Ave. und Surf Str., mit 148 bei 150 Fuß, für $35,000.

Anders E. Anderson kaufte das Grundstück 3537—39 Michigan Boul., 50 bei 178 Fuß, mit zweistöckigem Flatgebäude für $30,000, und verkaufte es an demselben Tage an W. E. Hill für $32,500.

Andere erwähnenswerthe Flatverkäufe der Woche waren: Vierstöckiges Gebäude mit 44 bei 182 Fuß, 3823—25 Ellis Ave., $40,000; leerer Bauplatz von 256—125 Fuß an der Südost-Ecke von Sheridan Road und Wilton Avenue, $30,000; dreistöckiges Store- und Flatgebäude mit 46 bei 170 Fuß, 1324—26 Wabash Ave., $27,000; dreistöckiges Gebäude mit 45 bei 103 Fuß an Calumet Ave., nördlich von 51. Str., $25,000; dreistöckiges Gebäude mit 50 bei 115 Fuß, Südwest-Ecke von Kimbark Ave. und 65. Str., $40,000; dreistöckiges Gebäude mit 50 bei 80 Fuß an Rosalie Court, nördlich von 59. Str., $30,000; dreistöckiges Gebäude mit 40 bei 168 Fuß an Kimbark Ave., südlich von 54. Str., $25,000.

Mit dem bereits in der „Abendpost“ gemeldeten Ankauf des Grundstückes an der Südost-Ecke von Desplaines Str. und Jackson Boul., 100 bei 141 Fuß mit achtstöckigem Gebäude, von Bronson B. Tuttle für $155,000 stehen erhebliche andere Transaktionen in Verbindung. Herr Tuttle, der einer der bedeutendsten Chicagoer Grundbesitzer von auswärts ist — er wohnt in Nagautuk, Conn.—hat die Marotte, auf seinem Eigenthum keine Belastungen haben zu wollen. Da nun das Westseite Grundstück mit $120,000 belastet war, so hat er, um diese abzulösen, zwei andere Grundstücke für den gleichen Betrag an die Union Trust Co. übertragen, und zwar das Eigenthumsrecht auf 101 bei 90 Fuß an der Südwest-Ecke von Cottage Grove Ave. und 41. Str. für $70,000, und auf 120 bei 170 Fuß an der Nordost-Ecke von Woodlawn Ave. und 46. Str. für $50,000. Beide Grundstücke befinden sich in Grundpacht, und zwar die Cottage Grove Ave. Liegenschaft zu $3000 und diejenige an der Woodlawn Ave. zu $2700 per Jahr.

Das Garden City-Gebäude nebst Grundpachtvertrag in 80 bei 180 Fuß an der Nordwest-Ecke von Randolph Str. und Fifth Ave., wurde gestern Mittag im Wege des Zwangsverfahrens an Joseph S. Meyer, Verwalter des Nachlasses von Jacob Weil, für $73,169 verkauft. Das Land gehört dem Nachlaß von L. C. P. Freer und steht zu $30,000 per Jahr in Grundpacht.

Das frühere J. W. Doane'sche Wohnhaus, 1827 Prairie Ave., mit 72 bei 177 Fuß, wurde ebenfalls im Wege des Zwangsverfahrens an A. A. Sprague für $65,000 verkauft. Die Liegenschaft brachte vor zwei Jahren $125,000, wovon $75,000 als Hypothek verblieb.

* * *

Geschäfte im Hypothekenmarkt sind fortwährend flau, auch die Bauanleihen fallen wegen der vorgerückten Jahreszeit erheblich ab. Zinsraten bleiben indessen noch immer annehmbar. Der Wochenausweis über Zahl und Betrag der registrirten Pfandbriefe ist wie folgt:

Letzte Woche	217	$805,744
Vorhergehende Woche	264	979,875
1901	181	748,950
1900	223	917,832
1899	153	165,605,504
1898	211	1,173,050
1897	245	1,799,603

Eine kombinirte Kaufpreis- und Bauanleihe von $40,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. bezieht sich auf das Grundück 189—193 Jefferson Str., wo eine fünfstöckige Fabrik, die $30,000 kosten soll, im Bau begriffen ist. Das nördliche Drittel des Bauplatzes wurde für $14,000 gekauft, sodaß also die Gesammt-Sicherheit etwa $72,000 beträgt.

Die Berkshire Mutual machte ein Darlehen von $30,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. auf 50 bei 127 Fuß an der Nordwest-Ecke von Vincennes Ave. und 43. Str., mit vierstöckigem Store- und Flatgebäude.

Auf ein neuerbautes Apartmenthaus mit 100 bei 150 Fuß an Madison Ave., nördlich von 57. Str., welches $50,000 gekostet hat, machte die Massachusetts Mutual ein Darlehen von $24,000 für fünf Jahre zu 4½ Prozent.

Auf 65 bei 150 Fuß, 245—263 63. Place, Nordwest-Ecke von Jefferson Ave., mit neuerbautem Apartmenthaus, wurde eine Anleihe von $25,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent gemacht.

Sonstige erwähnenswerthe Anleihen der Woche waren: $10,000 für zwei Jahre zu 5 Proz., auf sechs Baustellen in Winnetka; $10,000 für fünf Jahre zu 6 Prozent, auf den Grundpachtvertrag nebst Gebäude auf 101 bei 90 Fuß an der Südwest-Ecke von Cotatge Grove Ave. und 41. Str.; $12,000 für fünf Jahre zu 6 Prozent, zweite Belastung nach $7,500, auf 50 bei 100 Fuß an Van Buren Str., östlich von Morgan Str., 200 bei 126 Fuß, an Diversey Boul., östlich von Clybourn Ave., und 25 bei 125 Fuß an Sawyer Ave., südlich von 19. Str.; $11,500 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 48 bei 144 Fuß an der Südost-Ecke von Parnell Ave. und 68. Str., mit Flatgebäude; $12,000 für fünf Jahre auf 50 bei 125 Fuß an Humboldt Boul., nördlich von Fullerton Ave., mit Flatgebäude; $12,500 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 105 bei 118 Fuß an der Nordost-Ecke von Erie Ave. und 89. Str., mit fünfstöckigem Fabrikgebäude; $11,500 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 50 bei 162 Fuß an Prairie Ave., südlich von 56. Str., mit Flatgebäude; $12,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 114 bei 100 Fuß an der Nordost-Ecke von Armour Ave. und 47. Str., mit Store und Flatgebäude.

Fritz Goetz hat die Bauanleihe auf sein großes Fabrikgebäude mit 169 bei 100 Fuß an der Michigan Str., östlich von Kingsbury, durch eine lokale Hypothekenbank plazirt, und zwar in Gestalt von $135,000 Goetz Mercantile Building Bonds, zahlbar in fünf Jahren und sechs Monaten zu 5 Prozent. Das Gebäude ist an die Denny Envelope & Tag Co. auf 25 Jahre vom 1. April 1903, zu $15,000 per Jahr verpachtet.

* * *

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche im Laufe der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Stadttheilen:

Südseite	38	$399,600
Südwestseite	12	213,000
Nordseite	13	163,600
Nordwestseite	33	67,400
Zusammen	101	$843,800
Vorhergehende Woche	108	993,050
1901	73	446,750
1900	61	365,350
1899	60	421,050
1898	56	3?0,800
1897	63	362,800

Zwei bedeutende Unternehmungen im Schulfache sind bis zum Stadium der Vergebung von Kontrakten gediehen. Eins ist das Chicagoer Lehrerseminar, welches in Verbindung mit dem öffentlichen Schulsystem an North Normal Parkway und der Stewart Ave. erbaut werden soll. Das Gebäude wird vierstöckig mit einem Flächenraum von 185 bei 236 Fuß, und soll $325,000 kosten. Das andere Gebäude ist eine Gewerbeschule, die für Rechnung der Universität von Chicago an der 58. Str., zwischen Kimbark und Monroe Ave. erbaut werden soll.

Unter Fabrikbauten steht eine Vergrößerung der Gates Iron Works an der Elston Ave. und den St. Paul-Geleisen, welche einen Theil des Allis-Chalmers Syndikates bilden, obenan. Es soll hier eine kombinirte Gießerei und Maschinenschuppen, 120 bei 360 Fuß in Dimensionen, erbaut werden, und die Baukosten werden sich auf $225,000 belaufen.

Die L. Wolff Mfg. Co. läßt ihre 732—744 Fulton Str. belegenen Lagerhäuser durch einen vierstöckigen Anbau, 313 bei 123 Fuß, vergrößern, der $45,000 kosten soll.

Für Rechnung der Van Deusen Portrait Co. soll 2330—36 Prairie Ave., ein zweistöckiges Gebäude, 82 bei 156 Fuß, für $25,000 errichtet werden.

Bedeutendere Flatbauten, für welche im Laufe der Woche Kontrakte vergeben wurden, sind: Fünfzehn zweistöckige Gebäude von je 24 bei 54 Fuß, an der 25. und Green Str., $60,000; zwei dreistöckige Gebäude von je 50 bei 72 Fuß, 4805—4807 Indiana Ave. und 832—834 48. Str., $50,000; dreistöckige Gebäude, 50 bei 44 Fuß, 7207—7209 Yale Ave., $30,000; dreistöckiges Gebäude, 80 bei 122 Fuß, Nordwest-Ecke der Sheridan Road und Dakin Str., $50,000; zwei dreistöckige Gebäude von je 41 bei 74 Fuß, 3652—58 Indiana Ave., $40,000.

Neue Referenten in Kanzleifällen.

Die Kreisrichter haben sie gestern auf zwei Jahre ernannt.

In einer Versammlung der Kreisrichter wurden gestern die Referenten in Kanzleifällen für die nächsten beiden Jahre ernannt, und zwar für jeden Richter. Zwei neue Ernennungen wurden vorgenommen, nämlich von Thos. J. Holmes, als Nachfolger von Anson E. Meanor, und von A. J. Pettitt als Nachfolger von Geo. Baß.

Die Ernannten sind: A. J. Pettitt für Richter Burke; William Cooper für Richter Adams; Edward A. Dicker für Richter Waterman; Edward T. Glennon für Richter Horton; John S. Hummer für Richter Dunne; Stillman B. Jamieson für Richter Gibbons; Jeremiah Leaming für Richter Tuley; George Mills Rogers für Richter Baker; Thomas Taylor jr. für Richter Windes; Horatio L. Wait für Richter Tuthill; Thomas J. Walsh für Richter Clifford; Fred Whitfield für Richter Neely; William F. Wiemers für Richter Smith; Thomas J. Holmes für Richter Hanecy.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere viel geliebte Gattin, Mutter und Großmutter

Auguste Koeppen

im Alter von 52 Jahren am Samstag, den 23. Nov., 3.45 Uhr Morgens, nach langem schweren Leiden selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 2. Dez., Nachm. 12.30, vom Trauerhause, 45 Barry Ave., nach der Concordia-Kirche, und von da nach dem St. Lucas-Gottesacker. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Theodor Koeppen, Gatte.
Marie Stade, Tochter.
Louis Stade, Schwiegersohn.
Magdalena Koeppen, Schwiegertochter.
nebst Enkeln und Verwandten.
fomo

Gestorben: Margaret Theisen, geb. Hartung, im Alter von 59 Jahren und 6 Monaten, in ihrer Wohnung, 254 West 18. Straße, Wittwe des verstorbenen Peter Theisen und Mutter von William, Peter P., Frank, Lina, Kate, Rose und Margaret, Mrs. Annie Lynch, Mrs. Lizzie Johann. — Beerdigung Dienstag, den 2. Dezember, um 9 Uhr Vormittags, nach der Franziskus-Kirche, von da per Kutschen nach dem St. Bonifacius-Friedhof. fomo

Für Musikfreunde.

Dem „populären" folgt ein nicht minder interessantes Programm von Kompositionen der Begründer und Hauptvertreter der Programmusik und Tonmalerei. —Wie sich Richard Strauß öffentlich zu dieser Richtung bekennt. — Jaroslaw Kocian, das neue Geigenwunder. — Eröffnung der diesjährigen Opernsaison in New York. — Lokale Ankündigungen.

Den als „volksthümlich" angekündigten Konzerten des Chicago Orchesters bringt das Publikum stets ein erhöhtes Interesse entgegen, deßhalb brauchte man sich auch nicht zu verwundern, daß die Freitag-Matinee und das gestrige Abendkonzert außergewöhnlich gut besucht waren. Frau Wunderle, die vorzügliche Harfnerin, bekundete mit ihrer Ausführung des Harfenparts von Widors „Choral und Variationen" wieder einmal ihre hervorragende Kunstfertigkeit auf diesem lieblichen, schwer zu beherrschenden und deßhalb hier nur wenig verbreiteten Instrumente und erntete wohlverdienten stürmischen Applaus. Die Beifallsfreudigkeit der Hörer bekundete sich auch nach jeder weiteren Nummer des abwechselungsreichen, nur etwas zu lang gerathenen Programmes. Das für die Symphoniekonzerte am nächsten Freitag Nachmittag und Samstag Abend umfaßt nur Werke berühmter Tonmaler. Unter Tonmalerei versteht man bekanntlich die Absicht und das musikalische Vermögen eines Komponisten, die reine Instrumentalmusik als bloßes Mittel zur Schilderung bestimmter Vorgänge zu benutzen, also mit musikalischen Mitteln nicht zu musiziren, sondern zu dichten und zu malen. Dazu dient vornehmlich die Programmmusik. Obwohl diese an sich sehr alt ist — schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden sich Kompositionen, wie „Die Schlacht bei Pavia" des Niederländers M. Hermann und „La chasse de lièvre", „La guerre", „Le chant des oiseaux" des französischen Komponisten Clément Jannequin, die nichts anderes als gewaltige Tonmalereien sind — so wurde doch Hektor Berlioz der Begründer dieser modernen Komponistenschule, deren Führer und Jünger im musikalischen Nachmalen und Nachdichten dramatisch belebter Texte ihren Hauptzweck suchen. Mit Liszt und Wagner bildet Berlioz die Dreieinigkeit, auf welche die modernen Programmkomponisten — ihnen Allen voran Richard Strauß — im Wesentlichen Alles zurückführen, was sie können und wollen. Mit seiner Dante-Symphonie, — inspirirt durch Dante's „Göttliche Komödie" — hat sich Liszt vornehmlich als Vertreter dieser Richtung dokumentirt. Wagner hat in seinen Opern den Schwerpunkt der Stimmungsmalerei und der musikalischen Schilderung ins Orchester verlegt. Wie Richard Strauß dazu kam, sich dieser Richtung anzuschließen, hat er vor Kurzem öffentlich wie nachstehend erklärt: „Ursprünglich stand ich auf streng klassischem Boden. Mein ganzes künstlerisches Denken und Schaffen ließ ich in Haydn, Mozart und Beethoven aufgehen; als ich durch Mendelssohn über Chopin, Schumann bei Brahms angelangt war, da lernte ich eine Persönlichkeit kennen, deren Einfluß für meine fernere Entwickelung entscheidend war: Alexander Ritter, den Freund Wagners. Seine langjährigen, mühevollen Belehrungen und Bemühungen haben mich endgiltig zum Zukunftsmusiker gestempelt, indem er mir die kunstgeschichtliche Bedeutung der Werke und Schriften Wagners und Liszts erschloß; ihm danke ich allein das Verständniß dieser beiden Meister, und er hat mich auf den Weg gewiesen, den ich nun selbständig zu gehen imstande bin, er hat mich auch in die Lehren Schopenhauers eingeführt." Und noch ein Mann dürfte auf Richard Strauß bestimmend gewirkt haben: Hans v. Bülow, der den 21jährigen Komponisten nach Weimar als Musikdirektor der Hofkapelle berief, deren alleiniger Leiter er nach Bülows Abgang wurde. Das umfangreichste Werk des Komponisten ist seine Oper „Guntram"; sie bedeutet einen Abschnitt in seiner Entwicklung. „Als ich Guntram schrieb, stand ich noch unter dem Einflusse Schopenhauers und ganz im Bann des „Parsifal". Dann lernte ich Nietzsche kennen, und ich bekannte mich zu stärkeren Lebensanschauungen. Das Heldenhafte zog mich an in seiner Schönheit und Stärke, und aus dieser Erkenntniß heraus entstanden „Also sprach Zarathustra", „Heldenleben" und „Till Eulenspiegel", der auch als ein Held, als ein Weltverächter aufzufassen ist, der sich über die Menschen lustig macht; meine Variationen „Don Quijote" sind auch aus diesem Empfinden heraus komponirt, in dieser Gestalt verkörpert sich die Karrikatur des Helden". Erwähnt sei, daß „Till Eulenspiegel", der von Strauß seinem Freunde Dr. Arthur Seidl gewidmet ist, ursprünglich als komische Oper gedacht war. Strauß glaubt, daß er den Weg, den er jetzt geht, nicht mehr verlassen werde. Alle wahrhaft musikalische Gestaltung ist symphonisch. Mozart, Beethoven, Wagner und all die anderen großen Meister waren Symphoniker, und auch Verdi hat in seinem letzten Werke „Falstaff", das seinen „Troubadour" um Jahrhunderte überdauern wird, sich zu dieser Anschauung bekehrt, und so will auch Richard Strauß Symphoniker bleiben. — Das vollständige Programm für die dieswöchigen Symphoniekonzerte lautet wie folgt:

Ouverture, „Benvenuto Cellini" .... Berlioz
Der 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte" .. Schubert
(Damenchor vom Evanston Musical Club.)
Eine Symphonie nach Dante's „Divina Commedia" .... Liszt
1. Inferno. 2. Purgatorio. Magnificat.
(Unter Mitwirkung des Damenchors vom Evanston Musical Club.)
Vorspiel, „Lohengrin" .... Wagner
Vorspiel, „Die Meistersinger" .... Wagner
Symphonisches Gedicht, „Till Eulenspiegel's lustige Streiche" .... Strauß

* * *

Jan Kubelik, der jugendliche Violinist und Wundermann der letzten Saison, ist übertrumpft und vergessen; sein Landsmann und Schulgenosse Jaroslaw Kocian hat das in New York zu Stande gebracht, wo er bereits mit einem Hauptkonzert und zwei Recitals debütirt hat. Er ist erst achtzehn Jahre alt, ein Jüngling, dem die Jugendlust aus den blauen Augen lacht, das blonde Haar etwas struppig vom Kopfe absteht, und der erste Flaum eines Schnurrbartes auf der Oberlippe prangt. Jaroslaw ist Geiger so lange er zurückdenken kann. Am 22. Februar, Washington's Geburtstag, in Wildenschwert, Böhmen, geboren und Sohn eines musikalischen Schulmeisters, der ihm den ersten Violinunterricht ertheilte, trat Kocian schon im Alter von vier Jahren als Wunderkind auf. „Sie wissen, uns Böhmen nimmt man als kleine Kinder auf's Dach und zeigt uns eine Börse und eine Geige. Greifen wir nach Börse, so läßt man uns Räuber werden, und wenn nach der Violine, Geiger. So habe ich nach der Violine gegriffen," erklärte er in einem Interview.

Im Jahre 1893 wurde Jaroslaw Kocian, erst neun Jahre alt, zum Ehrenmitgliede des Prager Caecilien-Vereins erwählt, nachdem er vor demselben ein Ballet aus und eine Phantasie über die „Stumme von Portici" gespielt hatte. Er machte dann Konzerttouren durch Böhmen, erntete überall Beifall und begann auch ein Orchester von jungen Leuten zu dirigiren. 1896 bezog er das Prager Konservatorium, wo Professor Ottokar Sevcik und Anton Dvorak besonderes Interesse an ihm nahmen. Nachdem er das Konservatorium absolvirt hatte, trat er in London mit großem Erfolge auf. Dort spielte er mit Hans Richter's Orchester zusammen und auch viel in den Häusern reicher Leute, wie des Baron Rothschild, William Waldorf Astor, Baron von Stern, Graf Lützow, Lord Howard de Walden u. A. mehr. Eine Geschichte, die ihm als ganz komisch aufgefallen, ist die, daß die Astors in London eine Zeitung besitzen und in New York ein Hotel. Alles das sprudelte frisch aus dem jungen Geiger heraus, als er vor wenigen Tagen einem Interviewer in New York Rede und Antwort stehen mußte. Er spricht von hundert Dingen, ehe er auf seine Kunst kommt. Mag diese hier später für ihn sprechen. Er wird am Donnerstag Abend, den 8. Januar, und darauffolgenden Samstag Nachmittag gemeinschaftlich mit der tüchtigen deutschen Pianistin Frl. Julie Geyer im hiesigen „Auditorium" vor die Chicagoer Musikfreunde treten.

* * *

Am letzten Montag Abend wurde im New Yorker Metropolitan-Opernhause die dieswinterliche Opernspielzeit mit dem üblichen gesellschaftlichen Pomp eröffnet. Verdis „Othello" wurde mit Alvarez in der Titelrolle, Emma Eames als Desdemona, Scotti als Jago und Louise Homer als Emilia unter Signor Mancinellis musikalischer Leitung gegeben. Weil der erste Akt der Oper im Halbdunkel der Bühne spielt, kamen die im reichen Juwelenschmuck prangenden Inhaberinnen von Logensitzen erst in der Pause nach dem ersten Akt ins Theater. Sie wollten einen „strahlenden Auftritt" für sich haben, und hatten ihn auch. Damit bewiesen diese Damen der New Yorker Plutokratie auf's Neue, daß sie nur aus Eitelkeit und Gefallsucht, aber nicht aus Kunstenthusiasmus die Oper besuchen.

* * *

Das Auftreten des berühmten Opernbaritons Anton Van Rooy als deutscher Liedersänger, am Donnerstag Abend in der Musikhalle, war von glänzendem Erfolge begleitet. Das zahlreich erschienene Publikum wurde durch die Vorträge — den ganzen Zyklus „Dichterliebe" von Schumann, Schuberts „Wanderer", „Der Jäger" und „Eifersucht u. Stolz", zwei Volkslieder von Erk, und Haydn's „Ständchen" — in einen wahren Beifallstaumel versetzt. Immer und immer wieder mußte der gottbegnadete Sänger vor den ihm zujubelnden Hörern erscheinen und sich durch Zugaben für die ihm bereiteten Ovationen dankbar erweisen. Bescheiden wies er „coram publico" dem hiesigen Klaviervirtuosen Rudolph Ganz, der ihn begleitete, einen Antheil am künstlerischen Gelingen des Ganzen zu.— Hr. F. Wight Neumann, der Veranstalter dieses außerordentlich genußreichen Konzertes, kündigt auf Dienstag Abend, den 9. Dezember, das gemeinschaftliche Auftreten der namhaften deutschen Geigenkünstlerin Frl. Charlotte Demuth und des hier bereits vortheilhaft bekannten Baritonsängers Emil Hofmann an.

* * *

Die Bühnenaufführungen, welche das dramatische Departement des Chicago Musical Colleges ab und zu veranstaltet, haben allmählich den Charakter von genußreichen Theatervorstellungen angenommen und den dilettantischen Beigeschmack vollständig verloren. Am nächsten Donnerstag Nachmittag wird dasselbe das altenglische Sittenbild „Everyman" und das moderne Lustspiel „In a Southern Dorado" mit guter Rollenbesetzung — zwanzig Mitwirkende — und vorzüglicher Einstudirung im Studebaker-Theater zur Aufführung bringen.

Aus dem Gesundheitsamt.

Die Sterbefälle zeigen eine Abnahme gegen die Vorwoche.

Nach dem Wochenausweis des Gesundheitsamtes läßt der öffentliche Gesundheitsstand in Chicago zur Zeit wenig zu wünschen übrig. Es sind in voriger Woche im Ganzen 448 Sterbefälle angemeldet worden, eine Abnahme von 12 im Vergleich zur Vorwoche und von 25 im Vergleich zur entsprechenden Woche des vorigen Jahres. Die größte Zahl von Opfern hat, verhältnißmäßig, die höchste Altersklasse geliefert, nämlich 96, gegen 82 in der Woche zuvor. Bedenklich ist es, daß die Zahl der tödtlich verlaufenen Typhusfälle wieder eine erhebliche Steigerung zeigt, von 9 auf 19. Der Scharlach hat, wie in der Vorwoche, 5 Opfer gefordert, die Zahl der tödtlich verlaufenen Diphtheriefälle ist von 21 auf 19 zurückgegangen, und die der Fälle von Lungenentzündung mit tödtlichem Verlauf von 73 auf 59.

Die nachstehende Tabelle gibt Auskunft über die Gesammtzahl der Todesfälle und die Vertheilung derselben auf Geschlechter, Altersklassen und Todesursachen:

	29. Nov. 1902.	22. Nov. 1902.	30. Nov. 1901.
Gesammtzahl der Todesfälle	448	460	473
Jährliche Sterblichkeitsrate	12.83	13.17	14.01
Nach Geschlechtern—			
Männlich	241	266	246
Weiblich	207	194	227
Nach Altersklassen—			
Unter 1 Jahr	81	91	79
Von 1—5 Jahre	41	56	36
Ueber 60 Jahre	96	82	118
Todesursachen—			
Akute Krankheiten der Eingeweide	34	21	27
Schlagfluß	11	12	19
Bright'sche Nierenkrankheit	20	29	27
Luftröhren-Entzündung	22	21	21
Schwindsucht	40	37	38
Krebs	27	23	23
Krämpfe	11	9	6
Diphtherie	21	23	9
Herzleiden	34	35	52
Nervenleiden	19	21	18
Lungen-Entzündung	53	79	71
Typhus	19	9	11
Scharlach	5	5	6
Selbstmorde	11	[illegible]	[illegible]
Unfälle und Gewaltthaten	26	27	19
Masern	3	3	—
Keuchhusten	3	4	1
Influenza	—	1	1

Deutsches Theater in Powers'.

Heute Abend als Novität das Volksstück „Freudvoll und leidvoll".

Heute Abend wird in Powers' Theater zum ersten Mal in Chicago das vieraktige Volksstück mit Gesang „Freudvoll und leidvoll" gegeben werden. Es stammt aus der Feder von Louis Herrmann; die Musik hat Gust. Steffens geschrieben. Das Stück erlebte seine Erstaufführung am Schiller-Theater in Berlin, wo es einen durchschlagenden Erfolg erzielte.

Die nachstehend angeführte Rollenbesetzung bürgt für eine vortreffliche Aufführung:

Caspar Altmann, Kommerzienrath, Inhaber einer Kunstschmiedewerkstatt ...... Hermann Werbke
Erich, sein Sohn, Einjähriger ...... Robert Hartberg
Frau Stöhr, Wittwe, Altmann's Schwägerin ...... Martha George
Käthe, ihre Tochter ...... Marianne Gonia
Josua Müller, Prokurist der Altmann'schen Fabrik ...... Willy Schaff
Scheffler, Buchhalter der Altmann'schen Fabrik ...... Gustav Kleemann
Marquardt, Buchhalter der Altmann'schen Fabrik ...... Gustav Hartzheim
Rabuse, Hausdiener der Altmann'schen Fabrik ...... Adolph Schumacher
Reimann, Musterzeichner ...... Ludwig Kreiß
Elsie, seine Kinder ...... Mathilde Dierks
Gretchen, seine Kinder ...... Gertrude Schumacher
Carl, seine Kinder ...... Mia Beyer
Kremplin, Kommissär ...... Julius Schmidt
Rothe, Hausbesitzer ...... Theodor Bechtel
Dörthe, Dienstmädchen bei Frau Stöhr ...... Anna Roithmeyer
Krause, Arbeiter der Altmann'schen Fabrik ...... Karl Koenig
Lehmann, Arbeiter der Altmann'schen Fabrik ...... Hermann Raschig
Kurz, Arbeiter der Altmann'schen Fabrik ...... Richard Beyer
Lampe, Arbeiter der Altmann'schen Fabrik ...... Georg Kieck
Ein Maurer ...... Bruno Schultz
Ort: Berlin. — Zeit: Die Gegenwart.
Der dritte Akt spielt drei Monate nach dem zweiten.

Reichliche Gaben.

Die in den öffentlichen Schulen vorgenommenen Sammlungen für den Fonds des Hilfsvereins für arme Schulkinder haben auch in diesem Jahre wieder, wie im vorigen, einen Beitrag von etwa $6000 ergeben. Die Klassenlehrerinnen berichten, daß besonders die Kinder ganz unbemittelter Leute mit Beiträgen für den Fonds zu ihnen gekommen seien. Der Sohn einer armen Wittwe z. B., die sich und den Knaben durch angestrengte Arbeit in einer Schuhfabrik ernährt, brachte seiner Lehrerin einen Quarter. Die Lehrerin erklärte nachher, daß sie schon beabsichtigt hätte, dem Jungen zu sagen, wenn er fünf Cents gebe, sei es auch genug, er möge mit den anderen zwanzig Cents sich selbst einen guten Tag machen, sie hätte aber gedacht, daß sie durch Zurückweisung des Geldes die Mutter des Knaben vielleicht verletzen möchte, und so habe sie denn die Münze angenommen, so sehr ihr das auch gegen den Strich gegangen ist.

Das zweite Opfer.

John Scheidel, der Lokomotivführer des Güterzuges der Wisconsin-Zentralbahn, welcher vorgestern in Desplaines verunglückte, erlag gestern den bei jener Gelegenheit erlittenen Verletzungen. Der Heizer Walter Sherman ist ihm im Tode vorangegangen. Scheidel's Leiche wird nach Fond du Lac geschafft und dort beerdigt werden.

Peter Koller, Nr. 110 Liberty Str., welcher vorgestern auf den Geleisen der Belt-Linie an Stewart Ave. und 39. Str. zwischen eine Lokomotive und einen Güterwagen gerieth und lebensgefährlich verletzt wurde, starb gestern in seiner Wohnung.

— **Ausrede auf jeden Fall.** — „Aber Karl, du rauchst ja wieder, und doch hattest du versprochen, meinetwegen damit aufzuhören." — „Ja das kann wohl sein; ich rauche jetzt doch auch nur meinetwegen."

Die Viehausstellung.

Stark beschickt.—$50,000 in Preisen.—Zahlreiche Besucher.

Unter günstigen Aussichten wurde gestern die dritte internationale Viehausstellung in den Viehhöfen eröffnet. Viele Personen hatten sich an den Thoren schon vor der Eröffnung eingefunden, und bald stiegen die Schaaren der Besucher riesenhaft. Die Ausstellung ist gut beschickt worden und die dazu gesandten Thiere alle in den für sie bestimmten Stallungen untergebracht. Die Ausstellung wird heute den ganzen Tag über offen sein, und Liebhaber von Mastvieh, Rasseschafen, Mastschweinen u. s. w. werden dort heute solche in Menge sehen können. Die Preisrichter werden ihre Arbeit erst morgen aufnehmen.

Besonders großes Interesse dürften die aus dem Auslande, vor allen Dingen aus Europa, gesandten Thiere erregen, es sind unter dem Rindvieh wahre Prachtexemplare und manche, welche hierzulande noch fremd sein dürften. Heimische Viehzüchter behaupten, ein Vergleich zwischen den amerikanischen und den europäischen Rindern zeige die Ueberlegenheit der ersteren. Unter den Bullen ist einer, welcher früher Königin Victoria gehörte, dann aber in den Besitz von C. M. Casey in Clinton, Mo., überging. Shorthorn-Rinder sind in großer Zahl ausgestellt. Auch an Mastschweinen sind zahlreiche prächtige Thiere zur Ausstellung gelangt.

Die Baarpreise haben einen Gesammtwerth von $50,000. Zu den bereits eingetroffenen Besuchern gehören Gouv. Van Sant von Minnesota und Andrew Montgomery, einer der größten Viehzüchter Englands. Wie groß das Interesse im ganzen Westen an der Ausstellung ist, beweist der große Andrang von Besuchern in den Hotels. Man erwartet nicht weniger als 50,000 Gäste von auswärts.

Die eigentliche Eröffnungsfeier fand des Abends statt. Ackerbauminister Wilson, welcher Präsident Roosevelt vertritt, wird voraussichtlich mehrere Tage hier bleiben. Mitglieder der französischen und der italienischen Gesandtschaft in Washington befinden sich hier, um die Ausstellung im Auftrag ihrer Regierungen zu studiren. Zu gleichem Zweck erwartet man auch Vertreter der Ackerbauschule in Bonn, Deutschland. Die großen Pökelfirmen werden jedem Besucher ein hübsches Andenken überreichen lassen, und haben eine ganze Armee von Führern angestellt, welche den Fremden die Sehenswürdigkeiten der Viehhöfe zeigen sollen.

— **Neues Uebel.** — Die kleine Else kam von ihren Verwandten nach Hause. Die Mutter fragte: „Nun, was sollst Du uns von Tante sagen?" — Else: „Ich sollte Dir sagen, liebe Mutter, ich wäre ein Infanterieübel." (Enfant terrible.)

Chef O'Neills Etatforderung.

Wird viel verlangen, um nicht ganz zu kurz zu kommen.

Polizeichef O'Neill hat gestern die Aufstellung abgeschlossen, welche er für seine Abtheilung des öffentlichen Dienstes dem Stadtkämmerer für dessen Budgetentwurf zusenden wird. Er fordert eine Gesammt-Bewilligung von $4,295,800. Für das laufende Jahr hat er, einschließlich einer Nachtrags-Bewilligung von $97,000, im Ganzen $3,468,000 erhalten. Den geforderten Mehrbetrag erklärt er mit der Nothwendigkeit, die Zahl der Schutzleute um 500 zu vermehren, und mit der zweiten ebenso großen Nothwendigkeit, den Schutzleuten das Jahresgehalt um je $100 zu erhöhen. Im Ganzen soll nach dem Voranschlag die Kopfstärke des Departements 3179 betragen. Darunter soll es 2886 Schutzleute geben, 102 Patrouillir- und 125 Bureaudienst thuende Sergeanten, 53 Leutnants, 11 Kapitäne, 5 Inspektoren und den Polizeidirektor.

Die Behörde für lokale Verbesserungen wird, „um die Ausbesserung schadhafter Bürgersteige und Straßen wirksamer betreiben zu können, als bisher", eine Bewilligung von $400,000 verlangen.

Undank ist der Welt Lohn.

Frau Charles White, die Vorsteherin des Heims für herrenlose Köter und Katzen, Nr. 80 26. Str., wurde auf Veranlassung von Frau E. Mullner, Nr. 82 26. Str., verhaftet und gestern dem Richter Hall vorgeführt, der ihr Verhör auf Dienstag verschob. Das Institut, in dem die Angeklagte wirkt, soll ein Gemeinschaden sein, da die Schutzbefohlenen der Frau White angeblich einen solchen Lärm verüben, daß die Nachbarn des Nachts nicht schlafen können.

— **Kindlich.** — Die kleine sechsjährige Elsa: „Sag mal Mama, warum haben wir eigentlich Sonntags keine Schule?" — Mama: „Aber Elschen, weißt du das noch nicht?" — Elsa: „Ach ja, weil unser Lehrer Doppelkopf spielen geht."

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—Pabst Theater-Ensemble in „Freudvoll und leidvoll".
Dearborn.—Rupert von Hentzau".
Studebaker.—„Der Prinz von Pilsen".
Great Northern.—Ward und Vokes.
Illinois.—„The Billionaire".
McVickers.—„The Suburban".
Chicago Opera House.—Vaudeville.
Howards.—„She".
Rienzi.—Konzert jeden Abend und Sonntag auch Nachmittags.
Field Columbian Museum.—Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute.—Freie Besuchstage Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Gleichklang (1123).

Von C. E. Windler, Chicago.

Ein Edelstein — das Wort — in Gold
Schmückt ein Jungfrau, hold.
Ein Dieb stiehlt ihn, auf ihr Geschrei
Wird er — das Wort — dabei.
Zwar weiß er jetzt, wohin es geht,
Weiß, schlimm die Sache steht;
O, Joliet, er kennt den Ort,
Und war schon längst darauf — das Wort.

Räthsel (1124).

Von Frl. Lucy Holmes, Chicago.

Wer mich nicht kennt, der wähle weise
Und nehme sich vor mir in Acht;
Ich hab', obgleich beliebte Speise,
Gar Manchem schon den Tod gebracht.
Man kann mich auch an Bäumen sehen,
Bald zart und weich, bald rauh und hart,
Doch würde jeder wohl verschmähen
Die Kost von einer solchen Art.
Ich gebe Wohnung niedren Wesen
Tief unten auf des Meeres Sand.
Zum Reinigen bin ich erlesen;
Das Kind schon ist mit mir bekannt.
Dein ganzes Haus kann ich zerstören,
Obwohl ein Ding ganz winzig klein;
Sogar den Leib kann ich verzehren,
Weh' Dir, stell' ich bei Dir mich ein.

Zahlenräthsel (1125).

Von Mathias Straka, Chicago.

3562, welche mit ihren Eltern in 2324 wohnt, hatte mit ihrem 1212 die Stadt 12356 besucht. Hier waren sie auch in die Oper gegangen, wo 2542 gegeben wurde, doch 3562 hatte wenig davon gehört und gesehen, da sich zufällig in dem Sitze neben ihr ihr Landsmann Namens 23124, aus dem kleinen Städtchen 1212 befand, mit dem sie mehr 61266 hatte. Am nächsten Tage fuhren 3562 und 23124 per 324 aus, da sie aber zu 32154 fuhren, wurden sie von einem Wächter angehalten und um ihren 1266 befragt, welchen sie leider nicht hatten; daher mußten sie durch 1212 aus der Haft erlöst werden. Nach dieser unliebsamen Erfahrung verließen sie bald 12356, um in die Heimath zurückzukehren. Vorher besuchten sie aber noch verschiedene Orte, darunter die Stadt 1562, um dort den Thurm zu sehen; auch München. Per Dampfer 5356 fuhren sie auf der 5623, ohne 1212, und als ein verlobtes 1223 kamen 3562 und 23124 mit ihrem 1212 in ihrer Heimathstadt 2324 an. Alle Drei wußten nur Schönes von der Stadt 12356 zu erzählen, und verglichen dieselbe mit dem 123456.

Kreuzräthsel (1126).

Von G. Michael, Hammond, Ind.

1..	2...
3..	4......

1—1: So nenn' ich meinen Zylinderhut.
2—2: Ein Volksstamm in Afrika.
1—2: Ein Thier, Du kennst sein Fell sehr gut.
2—3: Steig' nur hinauf, dann bist Du da.
3—2: Ein Mann, zum Geben stets bereit.
4: Da gibt es: Freuden-, Angst- und Noth-.
3—4: Von Kindern hörst Du's jederzeit.
4—2: Verdient oft kaum das liebe Brot.

Rösselsprung (1127).

Von Frau F. L., Davenport, Ja.

	Die	gen	le	run	
sun	dens	gen	Die	der	das
Stern	die	liebe	aus	ist	er
Kern	ge	liebe	hat	ist	die
ein	tung	hat	wer	keit	der
	und	ig	dich	lieb	

Bilderräthsel (1128).

Ein Scherz von F. Joggerst.



L — nein, das ist die Lösung nicht.
Was ist nun das Obige?

Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Vertheilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen eingelaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verlosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2 Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co." abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

1. Gleichklang.

Von Fritz Leschmann, Chicago.

Wenn Du „den" ziehst, wird der Most
Dir entgegenschäumen;
Wenn Du „das" thust, reift Dir einst
Edles Obst an Bäumen.

2. Gleichklang.

Eingesch. von Frau Wilhelmine Kock, Davenport, Ja.

Mein Wort hat manche Eigenschaft:
Vom Schinken, Fleisch und Brot
Gibt es Gesundheit Dir und Kraft;
Doch bringen mag's den Tod,
Wenn an Dir selbsten es geschah.
Sprichst Du von Deinem Kleid,
Ist es nur Mode fern und nah,
Sei's enge oder weit.
Am Buche ist's das Schönste oft;
Auf Wiesen, Feld, im Thal —
Wie stets der gute Landmann hofft —
Fällt es viel tausend mal.

3. Kreuzräthsel.

Von M. L., Irving Park.

1...	2..
3....	4...
5..	6..

123 Ein Gebirge.
145 Eine Stadt des Alterthums.
23 Zeugen einer heiligen Handlung.
26 Dienen am Hofe der Fürsten.
46 Ein Zeitabschnitt.
53 Ein alter Volksstamm.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Silbenräthsel (1117).
Bauernstand.
Richtig gelöst von 27 Einsendern.

Umstellräthsel (1118).
Rochester, Orchester.
Richtig gelöst von 47 Einsendern.

Worträthsel (1119).
Landgut.
Richtig gelöst von 54 Einsendern.

Zusammensetz-Aufgabe (1120).
Blinder Eifer schadet nur.
Richtig gelöst von 57 Einsendern.

Rösselsprung (1121).
Wiewohl die Liebe Leiden
Allzeit zum Lohne gibt,
Nie will von Liebe scheiden,
Wer einmal recht geliebt;
Er trägt die heißen Schmerzen
Viel lieber in der Brust,
Als daß er nie im Herzen
Von solchem Glück gewußt.
Richtig gelöst von 81 Einsendern.

Bilderräthsel (1122).
Schiebfenster.
Richtig gelöst von 17 Einsendern.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

1. Gleichklang. — Bückling.
2. Zahlenräthsel. — 12345678910 — Klagenfurt.
3. Kreuzräthsel. — 1—be; 2—sen; 3—nie; 4—schei; 5—ten; 6—den.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Frau Emma Kredler (3 Preisaufgaben—2 Nebenräthsel); Olga Handorf, Davenport, Ja. (3—0); John Irion (3—2); J. C. Weigand (6—4); H. Langfeldt, Oak Park, Ill. (3—2); Rosa Schlogl (3—3); Frau F. L., Davenport, Ja. (4—3); E. Kluge (8—3); Frau Helene Kehl (6—3); John Hohl (1—1); J. L. Eichacker, Homestead, Ja. (5—0); Frau Bertha Janz (5—3); R. Ziegenhagen (4—3); G. Michael, Hammond, Ind. (4—4); Ernst Theodor (5—3); Wm. Schaper (4—4); Max Kuehn (3—3); Hans Jessen, Racine, Wis. (5—3); H. Zimmermann (6—4); F. A. Frintner (5—2); E. A. Wagner (4—2); C. L. Scharien (5—3); M. A. Meiners (2—1); Chas. Baumann (5—2); C. Biewald (5—0).

Mich. Roeschlein (5—2); Frau Anna Glattacker (3—2); Frau L. Schnitzler (3—2); C. E. Windler (5—3); John Endreß (5—2); T. O. (3—4); Frau Agnes Fellinger (3—4); Katharina Bachrodt (3—2); Frau Helene Genslein (6—3); Frau A. Petersen, Davenport, Ja. (6—4); Geo. Hahner (5—4); Frau Louise Schon, Davenport, Ja. (2—4); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (2—3); Frau Minna Mundt, Clinton, Ja. (2—3); H. Kornrumpf (5—4); Frau Bertha Knuepfer (3—3); Frau Marie Lawin (6—3); O. Kuehn (1—4); R. Windler (4—3); Frau Martha Rogge (5—3); Martha Straka (6—4); Frau B. Plewe (2—3); Rud. Schweitzer (4—4); H. Draeger, Davenport, Ja. (5—4); M. L., Irving Park (3—8).

Frl. Alma Brehme (4—4); Frau Minna Otto, Davenport, Ja. (4—3); Caecilia Wilkin (3—3); M. Kofsky (1—2); Frl. Johanna Boseck (2—3); Frau S. Maack, Davenport, Ja. (5—4); F. H. Roeßler (6—3); Louis Mueller (2—1); A. F. Hintze (5—4); Frau Anna Lueneburg (4—4); Fr. L. Mueller (8—4).

Prämien gewannen:

Räthsel (1117). — Loose 1—27. Frau Agnes Fellinger, 1426 Montana Str., Chicago; Loos No. 12.

Umstellräthsel (1118). — Loose 1—47. John Endreß, 123 Burling Str., Chicago; Loos No. 25.

Worträthsel (1119). — Loose 1—54; Katharina Bachrodt, 1034 Otto Str., Chicago; Loos No. 33.

Zusammensetzaufgabe (1120).—Loose 1—57. Louis Mueller, 1032 Nelson Str., Chicago; Loos No. 56.

Rösselsprung (1121). — Loose 1—31. Frau F. L., 2210 W. 2. Str., Davenport, Ja. Loos No. 2.

Bilderräthsel (1122). — Loose 1—17; Mathias Straka, 507 N. Paulina Str., Chicago; Loos No. 16.

Räthsel-Briefkasten.

Wm. Schaper; Henry Langfeldt, Oak Park, Ill.; Henry Kornrumpf. — Neue Aufgaben erhalten. Dank.

? ? — Zwei Zusendungen ohne Namensangaben!!

Die kleine Herzogin.

Skizze von J. Cassirer.

In das große Waarenhaus, in dem Walter an der Kasse angestellt war, war vor Kurzem eine schlanke junge Dame eingetreten, die ihr schwarzes Kleid mit solcher Anmuth und ihr kleines Köpfchen mit solcher Würde trug, daß Walter sie in seinen Gedanken nicht anders als „die kleine Herzogin" nannte. Auch heute ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf ihrer schönen Gestalt, und wenn es ihm von den vielen Ziffern und Zahlen im Kopfe ganz wirr wurde, fand er Beruhigung, wenn er ihren graziösen Bewegungen zusehen konnte.

Es war am Vormittag sehr viel zu thun gewesen, und kaum eine Minute hatte er Zeit gefunden, von seiner Arbeit aufzusehen. Als er endlich einen Blick in den Laden werfen konnte, sah er, wie sie gerade eine Kundin bediente, ein Mädchen, das ebenso nett gekleidet war und ebensolche blonde Haare hatte wie sie selber. Das war etwa gegen zehn gewesen; gegen Mittag schickte sie ihm durch ein Lehrmädchen ein Briefchen, das an ihn adressirt war und die Bemerkung „privat" turg. Bei dessen Anblick hüpfte ihm sein Herz vor Freude. Trotz der Kunden, die an der Kasse warteten, öffnete er das Briefchen und las immer wieder die wenigen Zeilen: „Wollen Sie so gütig sein und heute Mittag auf mich warten? Bitte, thun Sie das, wenn Sie irgend können!"

Als zu Tisch geläutet wurde, kam er selbstverständlich ihrer Aufforderung nach. Sie erwartete ihn bereits; sie sah blaß aus und schien ängstlich und sehr aufgeregt.

„Wir wollen lieber in den Park gehen, es ist da stiller", meinte er.

Sie setzten sich auf eine Bank, und sie ließ ihren Thränen freien Lauf. Der junge Mann wußte nicht, was er davon halten sollte. In abgerissenen Worten, durch viele Thränen und Seufzer unterbrochen, machte sie schließlich ihrem Herzen Luft, und es war in der That ein schweres Leid, das ihr Inneres erfüllte. Sie und ihre Schwester hätten zu gern einen gewissen Ball besucht und sich zu dieser Festlichkeit neue Kleider aus weicher, weißer Liberty-Seide, wie sie sie täglich an glücklichere Kundinnen verkaufte, machen lassen. Sie hatten aber leider kein Geld, und da waren die beiden Mädchen auf einen Plan verfallen, der zwar nicht bös gemeint war, aber doch recht bedenklicher Natur erschien. Die Schwester kam an das Seidenlager, kaufte dort dreißig Meter Seide und zahlte dafür nur fünfzehn Mark statt des regulären Preises, der fünfundsiebzig Mark betragen hätte.

„Das war auf Rechnung. Ich wollte nur wie andere Kundinnen auch einmal den Kredit der Firma in Anspruch nehmen", meinte die „kleine Herzogin" mit einer stolzen Bewegung des Kopfes „Nächsten Sonnabend wollte ich für einen vermeintlichen Kunden einen Kassenzettel ausschreiben und die sechszig Mark Ihnen zur Kasse schicken. Sie glauben doch etwa nicht, daß ich im Stande wäre, die Firma auch nur um einen Pfennig zu betrügen?"

„O nein", rief der junge Mann hastig, „das ist ja ganz in Ordnung."

„Damit ist die Sache aber noch nicht zu Ende." Das Mädchen fing an, abermals zu weinen, und jetzt noch heftiger, als vorher. „Ich hatte aber auch kein Geld, die Kleider machen zu lassen, und das Unglück wollte es, daß meine nächste Kundin mir den Kaufpreis aushändigte, um ihn an der Kasse zu zahlen. Ihre Rechnung betrug fünfzig Mark; ich schickte aber nur zehn Mark zur Kasse, da ich gern die geborgte Summe auf hundert Mark erhöhen wollte. Denn ich sagte mir, wenn ich schon einmal Kredit in Anspruch nehme, dann muß er auch genügend sein."

„Aber dann kam jener entsetzliche Herr Scheubert, sah sich meinen Block an und nahm ihn mit; er wollte ihn nach der Buchhalterei schicken, und jetzt stimmen die Summen auf dem Kontrollblatte nicht mit den Zetteln, die ich zur Kasse geschickt habe. Ich hatte nicht mehr Zeit, die Zahlen zu ändern, und wenn heute Abend die Zettel verglichen werden, wird Alles herauskommen, und ich komme in Schimpf und Schande. Ach, ich bin so furchtbar unglücklich", und von Neuem fing sie heftig zu weinen an.

Er küßte sie auf den Mund, auf ihre Wangen, auf ihr Haar und auf ihre thränenfeuchten Augen.

„Aengstige Dich weiter nicht, ich werde Alles in Ordnung bringen," rief er ihr zum Abschied noch zu. Mit einem Lächeln dankte sie ihm, und erleichtert aufathmend begab sie sich an ihren Stand.

Diesen Nachmittag that er etwas, was er bisher für unmöglich gehalten hatte. Er nahm eine sehr geschickte Aenderung in seinen Büchern vor, so daß das Fehlen der hundert Mark nicht bemerkt werden konnte. Dabei nahm er sich vor, morgen hundert Mark von seinen Ersparnissen mitzubringen, und diese dann in die Kasse zu legen. Die „kleine Herzogin" würde somit seine Schuldnerin sein und keine Gefahr mehr laufen. Aber, ach, das Morgen!

Kaum hatte er am folgenden Tage seinen Sitz an der Kasse eingenommen, noch hatte Else nicht die Veilchen, die er ihr mitgebracht hatte, an ihren Busen befestigt, als er neben sich ein paar Worte äußern hörte, aus denen es ihm allmälig zum Bewußtsein kam, daß — es konnte das ja nur ein Traum sein, — er wegen Fälschungen in seinen Büchern verhaftet sei. Er erfuhr, daß bereits seit einiger Zeit Unregelmäßigkeiten in den Büchern bemerkt worden seien, und daß, um der Sache auf den Grund zu kommen, ein Geheimpolizist im Kontor thätig gewesen wäre. Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, dann warf er einen sehnsüchtigen Blick nach dem Seidenlager, und festen Schrittes ging er sodann in Begleitung des Geheimpolizisten nach dem Privatkontor.

„Ich habe gestern hundert Mark aus der Kasse genommen, sie heute wieder zurückgebracht. Bei dem allmächtigen Gotte schwöre ich Ihnen, Herr Prinzipal, daß ich niemals auch nur einen Pfennig von Ihrem Gelde veruntreut habe."

Mit bebender Stimme hatte er diese Worte hervorgebracht, und an dem Funkeln seiner Augen konnte man sehen, in welcher Aufregung er sich befand.

Die Inhaber und Prokuristen der Firma, die inzwischen sämmtlich herbeigerufen worden waren, gaben in lauten Worten ihrer Empörung über das mißbrauchte Vertrauen Ausdruck und erklärten offen, daß sie seiner Darstellung keinen Glauben schenkten. Die Unterschlagungen beliefen sich im Ganzen auf fast tausend Mark, und er wollte nur die hundert Mark, die man auch bei ihm gefunden hatte, einräumen. Natürlich konnte nur er und kein Anderer der Schuldige sein, und im Interesse des Geschäftes lag es, ein Beispiel zu statuiren. So mußte denn Walter durch das ganze ausgedehnte Geschäftslokal neben dem Geheimpolizisten gehen; sein Haupt trug er zwar hoch erhoben, sein Gesicht aber war kreideweiß, und seine Kniee schlotterten. In seinem ganzen Leben glaubte er die Blicke voller Mitleid, Neugier und Verachtung, die ihm dabei zugeworfen wurden, nicht vergessen zu können. Als er bei dem Seidenlager vorbeikam, maß die kleine Herzogin gerade ein großes Stück rosenrothes Satin ab, das unter ihren Händen wie die kostbarste Seide erschien. Auch sie war sehr blaß, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu, den er wohl verstanden hatte.

Mit einem leichten Nicken des Kopfes schritt er an ihr vorüber und zum Laden hinaus. —

— Auch eine Berühmtheit. — Lude: „Sag mal, Ede, ick beobachte Dir nun schon ne janze Weile, warum liest Du denn immerzu die Zeitung?" — Ede: „Ich suche die Recension von meinem letzten Einbruch."

— Betrachtung eines Schwaben. — „Daß ma doch wirklich beinah' alle Tag ner als von Brando'glück, Häuserei'stürz, Ueberschwemmung, oder sonst so was in de Zeitunga lesa muaß! Da hat's v'längst g'heißa, 's seiet wo fünf Häuser und drei Städel abbrennt und da seiet Kender dra' schuld dia mit Zündhölzla gschbielt und in ama Stadel a Feuerle gemacht habet. Descht doch was Args! Und heut' liest ma, daß hier im Ochsagrüßle a Neubau ei'gfalla sei. Ja, ja, wia leichtsinnig! Da send wohl au so Krampa dra' schuld. Jetzt ischt wieder 's Frühjahr da, wo d' Kinder gern Ball spielet, und dahabet gewiß Eine an dem Haus naufballet. 's ist nemme schön', wia leicht und schlecht ma jetzt baut."

Marktbericht.

Chicago, den 30. November 1902.
(Die Preise gelten nur für den Großhandel.)

Getreide und Heu.

(Baarpreise.)

Winterweizen, Nr. 2, roth, 75c; Nr. 3, roth, 69—72c; Nr. 2, hart, 72c; Nr. 3, hart, 68—70c.
Sommerweizen, Nr. 1, 76c; Nr. 2, 72—74c; Nr. 3, 68—71c.
Mais, Nr. 2, 54½—55c; Nr. 2, weiß, 54½—55½c; Nr. 2, gelb, 54½—55½c; Nr. 3, 54—55c; Nr. 3, gelb, 54½—55½c.
Hafer, Nr. 2, 30½—31c; Nr. 2, weiß, 37—38c; Nr. 3, 30c; Nr. 3, weiß, 32—33c; Nr. 4, weiß, 30—32.
Mehl, Winter-Patents, „Soft", $3.40—$3.50 das Faß; „Straight", $3.20—$3.30; „Hard Patents", $3.60—$3.70; besondere Marken, $4.00—$4.10.
Heu (Verkauf auf den Geleisen)—Bestes Timothy: $13.50—$14.00; Nr. 1, $12.00—$13.00; Nr. 2, $10.50—$11.50; Nr. 3, $9.00—$10.00; bestes Prairie, $12.00—$12.50; ditto Nr. 1, $10.50—$11.50; Nr. 2, $8.00—$9.00; Nr. 3, $7.00—$8.50; Nr. 4, $6.50—$7.00.

(Auf künftige Lieferung.)

Weizen, Dezember 73⅛—73⅜c; Mai 75⅜c, Juli 73⅞c.
Mais, Dezember 54c; Januar 47c; Mai 1903, 42½—42⅝c.
Hafer, November, neu, 30½c; Dezember, neu, 30½c; Mai 1903, 32⅜c.

Provisionen.

Schmalz, Januar $9.52½; Mai $8.82½.
Rippchen, Januar $8.17½; Mai $8.00.
Gepökeltes Schweinefleisch, Januar, $15.85; Mai 1903, $14.95.

Schlachtvieh.

Rindvieh: Beste „Beeves", 1200—1600 Pfund $7.00—$7.40 per 100 Pfd.; gute bis ausgesuchte „Beeves", 1200—1500 Pfd., $6.55—$6.90; mittlere bis gute Beef-Stiere, zum Versandt, $5.85—$6.50; gute bis ausgesuchte Kühe, per 100 Pfund, $3.25—$4.25; gute bis ausgesuchte Kälber, $5.50—$7.00; grobe bis gewöhnliche Kälber, $3.00—$5.25; Texas-Stiere, per 100 Pfd., $4.25—$5.20.
Schweine: Ausgesuchte b. beste (zum Versandt) $6.25—$6.45 per 100 Pfd., gewöhnliche bis gute schwere Schlachthauswaare, $5.95—$6.30; ausgesuchte für Fleischer, $6.30—$6.45; sortirte leichte Thiere, 150—190 Pfd., $5.95—$6.25.
Schafe, beste, schwere Schafe, per 100 Pfund, $3.75—$4.25; gute bis ausgesuchte, $3.50—$3.80; „Native Lambs", gute bis ausgesuchte, $4.60—$5.70.

Es wurden während der Woche hierhergebracht: 53,885 Rinder, 3401 Kälber, 164,389 Schweine und 103,703 Schafe. Von hier verschickt wurden 15,860 Rinder, 592 Kälber, 12,130 Schweine und 24,787 Schafe.

(Marktpreise an der S. Water Str.)

Molkerei-Produkte.

Waare	Preis
Butter—	
„Creamery", extra, per Pfund	0.27½
Nr. 1, per Pfund	0.23 —0.24
Nr. 2, per Pfund	0.18 —0.20
„Dairies", Cooleys, per Pfund	0.33
Nr. 1, per Pfund	0.21
„Ladles", per Pfund	0.17 —0.17½
Packwaare, frische	0.16
Käse—	
Rahmkäse, „Twins", per Pfund	0.11 —0.11½
„Daisies", per Pfund	0.11½—0.12
„Young American" per Pfund	0.11 —0.12
Schweizer, per Pfund	0.11½—0.13
Limburger, per Pfund	0.10 —0.10½
Brick, per Pfund	0.10 —0.10½
Eier—	
Garantirt frische Waare, ohne Abzug von Verlust, der Dutzend (Kisten zurückgegeben)	0.24
Frische Waare, ohne Abzug von Verlust, per Dutzend (Kisten eingeschlossen)	0.20 —0.21

Geflügel, Kalbfleisch, Fische, Wild.

Waare	Preis
Geflügel (lebend)—	
Hühner, per Pfund	0.10
do., junge, das Pfund	0.11
Truthühner, das Pfund	0.11 —0.12
Enten, das Pfund	0.11½—0.12
Gänse, das Dutzend	6.00 —8.00
Geflügel (gerupft)—	
Truthühner, per Pfund	0.15
Hühner, per Pfund	0.10½—0.11
Hühner, „Springs", per Pfund	0.11 —0.12
Enten, per Pfund	0.13 —0.14
Gänse, per Pfund	0.10 —0.11
Kälber (geschlachtet)—	
50—60 Pfd. Gewicht, per Pfd.	0.07 —0.07½
60—75 Pfd. Gewicht, per Pfd.	0.08 —0.08½
8—125 Pfd. Gewicht, per Pfd.	0.09 —0.09½
95—100 Pfd. Gewicht, per Pfd.	0.10
Fische (frische)—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.15
Pickerel, per Pfund	0.04 —0.05
Hechte, per Pfund	0.05 —0.06
Karpfen, per Pfund	0.01
Perch, per Pfund	0.03 —0.04
Kale, per Pfund	0.06 —0.07
Wild—	
Wildenten, Mallards, per Dutzend	4.00
Gewöhnliche, kleine	1.75 —2.00
Pelassinen, Dutzend	1.50
Waldschnepfen, Dutzend	6.00
Kaninchen, das Dutzend	1.25 —1.50
Bärenziemer, per Pfund	0.12½—0.13

Frische Früchte, Gemüse.

Waare	Preis
Aepfel—	
Michigan, per Faß	1.50 —2.25
Ben Davis, per Faß	1.50 —2.00
Zitronen, California, per Kiste	3.25 —3.75
Orangen, Florida, per Kiste	3.50
California Navels, per Kiste	3.50 —4.00
Bananen, per Gehänge	0.75 —1.60
Birnen, gute bis ausgesuchte, Faß	2.00 —3.25
Kronsbeeren, Cape Cod, p. Faß	8.00
Quitten, per Buschel	1.00 —3.00
Weintrauben, Catawba,	
4 Pfund-Korb	0.17 —0.18
do., Concords, 8 Pfd.-Korb	0.20 —0.21
Rothe Rüben, 100 Bündchen	0.90 —1.00
Kraut, hiesiges, per Faß	0.50 —0.60
Blumenkohl, hiesiger, per Kiste	1.00 —1.50
Mohrrüben, 100 Bündchen	0.90 —1.00
Gurken, hiesige, per Dutzend	1.25 —1.50
Kopfsalat, Louisiana, per Faß	3.00 —4.00
Blattsalat, per Kiste	0.40 —0.50
Sellerie, Michigan, per Kiste	0.25 —0.50
Rüben, neue, per Buschel	0.22
Zwiebeln, hiesige, per Buschel	0.42 —0.60
Tomaten, California, 16 Pfd.-Korb	2.00 —2.25
Spinat, Illinois, per Kiste	0.30 —0.40
Bohnen—	
Grüne Schnittbohnen, per Buschel	1.00 —1.35
Wachsbohnen, per Buschel	1.00 —2.25
Trockene „Peas", auserlesen,	
per Buschel	2.28 —2.30
„Medium"	2.10 —2.15
Braune schwedische	1.75 —1.90
Kartoffeln, per Buschel, in Car-Ladungen:	
Burbanks	0.43 —0.44
Rurals	0.42 —0.44
Gemischt, klein bis mittelgroß	0.38 —0.40
Süßkartoffeln, Ill., Faß	2.25 —2.50

Briefkasten.

Auch Rechtsfragen sind direkt an die „Abendpost" zu richten.

Al. F. — Um die Sache unter allen Umständen bindend zu machen, hätte allerdings eine „Bill of Sale" ausgestellt werden müssen.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Namen der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamt Meldung zuging:

Schmidinger, Annie, 39 J., 3106 Center Ave.
Wilde, Henry G., 28 J., 5116 Wabash Ave.
Bucher, Anna, 09 J., 605 West 15. Str.
Meikel, Paul, 34 J., 86 W. Chicago Ave.
Kutz, Anna, 69 J., 362 Cornell Ave.

Naturkunde und Technik.

Nordwest-Durchfahrt.

Das Problem der Nordwestdurchfahrt soll nach der Ankündigung Fritjof Nansens Kapitän Amundsen zu lösen suchen. Dieses Problem ist so alt wie die arktischen Forschungsreisen überhaupt. Giovanni Gaboto (John Gabot), dieser echte Sohn genuesisch-venezianischen Unternehmungsgeistes, stellte den englischen Seeleuten die Aufgabe: „Findet den kürzesten Seeweg nach den asiatischen Produktionsländern für den Handel Englands." Dazu kam noch, daß alle bequemen Seewege zu diesen nördlich von Indien gelegenen Ländern durch päpstlichen Schiedsspruch den Spaniern bezw. den Portugiesen zugesprochen waren. Giovanni Gaboto und seine Söhne suchten nur nach einem Wege, der nördlich von dem neuentdeckten Amerika nach jenen Wunderländern führte. Ueber hundert Jahre, das ganze 16. Jahrhundert hindurch, beseelte Gabots Gedanke die ersten Seefahrer der britischen Nation, bis der große Entdecker Baffin, der bis zum Lancashire-, James- und Smithsund vordrang, erklärte, an eine Durchfahrt sei hier schwerlich zu denken. John Roß, der im Jahre 1828 in die arktischen Gewässer vordrang, suchte vergeblich nach der nordwestlichen Durchfahrt, er konnte aber, als er im Oktober 1833 nach London zurückkehrte, mittheilen, daß er im Jahre 1831 vom magnetischen Nordpol (70 Gr. 5 Min. 17 Sec. n. Br. und 96 Gr. 46 Min. 45 Sec. westl. Länge von Gr.) im Namen seines britischen Vaterlandes Besitz genommen habe. Im Jahre 1845 erhält John Franklin den Auftrag, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Ueber sein Schicksal sowie das seiner beiden Schiffe u. seiner aus 130 Mann bestehenden Kerntruppe hatte man nichts mehr gehört, seit sie auf ihrer Expedition nach dem Norden in der Baffinsbai gesehen worden waren.

Nun begann zwischen dem nördlichen Theil von Baffinsland und Grönland, namentlich in den Sunden nach Nordwesten, in denen sich die Dawisstraße und die Baffinsbai fortsetzt, ein eifriges Suchen nach der Franklin-Expedition. Erlangte man auch die traurige Gewißheit, daß Franklin und seine todesmuthigen Gefährten ein Grab in Schnee und Eis gefunden hatten, eins konnte man doch feststellen, und das erkennt auch neidlos die Vorrede zu dem Hauptberichte über die Expedition an: „John Franklin und seine 130 muthigen Gefährten zogen aus, um die Nordwestdurchfahrt zu finden. Sie entdeckten diese." M'Clure, der auszog, um Franklin aufzusuchen, kehrte, ohne eine Spur von Franklin und dessen Gefährten gefunden zu haben, als Entdecker der Nordwestdurchfahrt nach England zurück (1854), nachdem er quer durch den nordamerikanisch-grönländischen Archipel gefahren war. Schon am 26. Oktober 1850 hatte M'Clure von einer Höhe an der Prince of Wales-Straße, wo sein Schiff „Der Investigator" im Eise festlag, die Durchfahrt gesehen, nämlich gegen die Melville-Insel über den Eissund, der eher trennte als „verband", und wohl für alle Zeiten das Vorrücken nach Osten und Westen trennen wird. Mit dem Schlitten fuhr er im Jahre 1852 nach der Insel Melville hinüber. Es bleibt abzuwarten, ob es dem Kapitän Amundsen gelingen wird, die Verhältnisse der Nordwestdurchfahrt, die durch Franklins Expedition und die sich daran knüpfenden Aufsuchungsexpeditionen ziemlich klargelegt sind, weiter zu erhellen. Amundsen steht seit langem zu Nansen in Beziehungen; er war erster Maschinist der Fram. Er ist 1853 in Horten geboren.

Umgekehrte Verbrennungen.

In der letzten Jahresversammlung des mittelrheinischen Vereins der Gas- und Wasserfachmänner hielt Dr. W. Eidmann einen Vortrag über die Flamme, der durch zahlreiche Experimente erläutert war, unter denen diejenigen über umgekehrte Verbrennung von allgemeinem Interesse sind. Verbrennung ist bekanntlich die chemische Vereinigung zweier Körper unter Licht- und Wärme-Entwicklung. Wenn wir daher Leuchtgas in gewöhnlicher Luft verbrennen können, so muß auch Luft in einer Leuchtgasatmosphäre zum Verbrennen zu bringen sein. Im Zusammenhang hiermit führte Dr. Eidmann folgenden überaus interessanten Versuch vor. Ein Lampenzylinder kann an seinem untern Ende mit einem Kork verschlossen werden, der an zwei Stellen durchbohrt ist. In der engern Bohrung ist ein enges Glasrohr befestigt, in der weitern dagegen ein mäßig weites Metallrohr. Läßt man nun durch das Glasröhrchen Leuchtgas strömen und entzündet dieses, so brennt es weiter, wenn die Korkscheibe am Ende des Glaszylinders befestigt wird, weil das Metallrohr genügend Luft zuführt. Verstärkt man nun die Gaszufuhr, so wird die Flamme entsprechend größer, aber das den Zylinder füllende Gas verdrängt allmählich die Luft, so daß die Leuchtgasflamme erlöschen muß. Sofort erscheint aber jetzt an dem innern Ende des Metallrohres eine Flamme, denn die eintretende Luft verbrennt jetzt in der Leuchtgasatmosphäre. Nimmt man nun ein dünnes Glasröhrchen, läßt Leuchtgas hindurch streichen und entzündet dieses, so brennt das Flämmchen ruhig weiter, wenn man es durch das Metallrohr in die Flamme der brennenden Luft einführt. Schiebt man die Glasröhrchen noch weiter ein, so daß das Flämmchen in die Leuchtgasatmosphäre des großen Glaszylinders geräth, so erlischt es. Anderseits aber kann man am obern Ende des Zylinders das dort austretende Leuchtgas anzünden. Dann hat man das merkwürdige Schauspiel von drei Flammen: oben am Zylinder brennt das Leuchtgas, im Innern des Zylinders am Ausgang der Metallröhre brennt die Luft und in dieser brennt ein Leuchtgasflämmchen. Der Versuch gehört zu den lehrreichsten und überraschendsten physikalisch-chemischen Experimenten, die mit einfachen Hülfsmitteln angestellt werden können.

Photographisches.

Es ist allen Fachphotographen und Amateuren bekannt, daß selbst eine gewöhnliche, d. h. nicht farbenempfindliche, photographische Platte rothempfindlich ist und durch zu langes Betrachten an der Dunkelkammerlaterne schleiert. Gemeinhin glaubte man jedoch, daß diese Empfindlichkeit nur bei trockener Schicht vorhanden sei und nach Benutzung derselben größtentheils schwände. Dr. Lüppo-Cramer weist nun in der Enzyklopädie der Photographie auf die Irrigkeit dieser Ansicht hin. Wasser setzt die Rothempfindlichkeit kaum nennenswerth herab, einige Entwickler üben jedoch eine beachtenswerthe Schutzwirkung aus, nämlich— mit Ausnahme des Hydrochinons und Adurols—das Glycin, Rodinal, Amidol, Pyrogallol und Eisenoxalat. Diese Wirkung wird offenbar noch viel zu wenig ausgenutzt. Gebraucht man die Vorsicht, die Platte im Dunkeln in den Entwickler zu legen und so anzuentwickeln, dann kann man, nach dem genannten Gelehrten, die Entwicklung ohne Furcht vor Schleier an einer gewöhnlichen, mit gelbem Packpapier umstellten Kerze vollenden. — Nicht weniger dürfte eine Notiz interessiren die wir dem Photographischen Zentralblatt entnehmen, und welche den in neuester Zeit so viel besprochenen Ammoniumpersulfat-Abschwächer betrifft. Seine unschätzbare Eigenschaft, nur die Lichter abzuschwächen, ohne die Schatten anzugreifen, ist bekanntlich von vielen Seiten ebenso energisch hervorgehoben wie bestritten worden. Nun stellt sich heraus, daß der Verlauf der Abschwächung von der Entwicklung abhängt, dergestalt, daß, gegenüber den anderen Entwicklern, nach einer Hervorrufung mit Rodinal die Mitteltöne stärker angegriffen werden als die dichten Stellen. Für die Praxis des Amateurs ist dieser Hinweis von großer Wichtigkeit.

Meerschlangen und ihr Gift.

Nach einer weit verbreiteten Anschauung gelten die Meerschlangen nicht für giftig und gefährlich. Es sind jedoch in letzter Zeit mehrere Todesfälle infolge von Bissen dieser Schlangen berichtet worden, so von Comtor in Japan, von Fayrer in Indien und Forne in Neu-Kaledonien. Dr. Kermorgant veröffentlicht neuerdings eine Beobachtung in den „Annales d'Hygiene et de Medecine Coloniales". Meerschlangen sind ziemlich weit verbreitet, sie kommen an den Ostküsten von Afrika und Asien und an den Westküsten von Zentral-Amerika vor, ebenso in Australien. Es gibt eine ganze Anzahl verschiedener Arten in den verschiedenen Meeren, welche alle gefährlich sind. Der Grund, warum man so selten von ihrer Giftigkeit hört, liegt einmal daran, daß ihr Biß selten tödtlich ist. Dann aber ist ihr Maul sehr klein, darum sollen die Giftdrüsen im Allgemeinen sehr klein sein und die Giftzähne ganz unscheinbar. Der Kopf ist so winzig, daß man ihn kaum vom übrigen Körper unterscheiden kann und der Schwanz ist platt in der Form eines Ruders. Die Länge aber ist verhältnißmäßig groß, sie beträgt vielfach mehr als 3 Fuß. Dr. Kermorgant konnte den schlagenden Beweis der Giftigkeit nachweisen. Er ließ eine Schlange einer Ratte in die Zunge beißen. Die Ratte starb schon nach vier bis fünf Minuten. Auch die Hunde sind außerordentlich empfindlich gegen die Bisse der Meerschlangen. Auf jeden Fall ist auch diesen Schlangen gegenüber Vorsicht am Platze, während man in Neu-Kaledonien, wo diese Schlangen sehr häufig sind, die Tollkühnheit so weit treibt, mit ihnen Ball zu spielen.

Die Entstehung des Trinkgeldes.

Unter dieser Ueberschrift bringt ein Berliner Blatt folgende Betrachtungen:

In dem Augenblicke, da in Berlin das Verbot der Trinkgelder-Annahme für die Straßenbahn-Schaffner angeregt wird und in Paris sich ebenfalls aus dem gleichen Grunde eine starke Bewegung unter den Kaffeehaus-Kellnern geltend macht, ist es von Interesse, der eben bei Westermann in Braunschweig neu aufgelegten Schrift „Das Trinkgeld" von Ihering, dem berühmten Rechtsgelehrten, Erwähnung zu thun. In diesem Werkchen geht der Verfasser den wahrscheinlich ersten Anfängen des Trinkgelderwesens, das er, als eine durch die Sitte organisirte Art der Bettelei bezeichnet, nach und kommt dabei zu folgendem interessanten Schluß: Das ursprüngliche Motiv des Trinkgeldes war nicht Wohlwollen und Milde sondern Eigennutz. Der Geber wollte damit eine bessere Leistung, eine Bevorzugung irgend welcher Art erzielen. Andere mußten, um nicht zurückgesetzt zu werden, diesem Beispiele Einzelner alsbald Folge leisten. Kellner, Hausknechte, Wirthe wissen dafür zu sorgen, daß die ihnen so angenehme Neuerung des Backschichs zur feststehenden Sitte wird. So ist allmählig das Trinkgeld in den Gasthöfen eine unabweisbare Abgabe geworden, „ganz ebenso wie im Mittelalter für Kaufleute, die nicht ausgeplündert sein wollten, das Wegegeld an Raubritter und Wegelagerer."

Es ist weiterhin interessant, zu verfolgen, wie aus der ursprünglichen freien Gabe des Gastes eine feste Einnahme des — Wirthes wird, der das Trinkgeld in Pacht gibt. Hier darf man wirklich sagen: „Vernunft wird Unsinn. Wohlthat Plage", denn unter dem Zwange einer konventionalen Sitte stehend, geben wir das eigentliche Trinkgeld, das man nicht mit einem angemessenen Lohn für eine Gefälligkeit verwechseln darf, immer Demjenigen, der es am wenigsten verdient! Wir müßten es dem Koche geben, dessen Speisen uns gemundet haben, oder wenigstens dem aufwartenden Geiste, wir geben es aber dem Zahlkellner, der uns im Grunde gar nichts angeht. Es ist gut, sich einmal über solche logischen Inkonsequenzen unseres Gesellschaftslebens klar zu werden.

Natürlich ist das Trinkgeld in der privaten Gesellschaft eine noch größere Unsitte, denn wir werden offenbar nicht eingeladen, um in irgend einer Form etwas dafür zu bezahlen. Nicht genügend beachtet wird die verderbliche moralische Wirkung des Trinkgeldes. Es übt auf die ganze Gesellschaftsklasse, die unter seinem Bann steht, einen deprimirenden Einfluß aus. Statt der sittlich heilsamen Wirkung des Lohnes, der auf geleisteter Arbeit besteht und gerechtes Selbstbewußtsein hervorruft, erzeugt das spielend erworbene, parasitäre Geld knechtische Gesinnung, Bettlersinn, Habgier, falsche Freundlichkeit, die im Falle der Enttäuschung rasch genug in's Gegentheil umschlägt. Mit Recht meint der berühmte Jurist von Holtzendorff, „daß durch das Trinkgelderwesen der Moralität der unteren Klassen nicht wenig geschadet werde."— Von einer Abnahme der Unsitte ist freilich noch herzlich wenig zu spüren. Hier in Amerika nimmt sie immer mehr überhand.

Der Werwolf in der kroatischen Volkssage.

Die südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste hat vor kurzem einen dickleibigen Band herausgegeben, der viel werthvolles Material aus dem Gebiete der kroatischen Volkssage enthält. Wie wir einem Auszug aus einigen interessanten Kapiteln des Werkes entnehmen, kommt den auch anderwärts bekannten Sagen vom Werwolf (kroatisch vukodlak) auch im kroatischen Volksaberglauben eine große Rolle zu. Der Werwolf ist nichts anderes als die böse Seele des Menschen, die gewöhnlich die Gestalt eines Wolfes annimmt, so oft sie dem Grabe entsteigt. Sie besitzt eine besondere Verwandlungsgabe, hat Zähne wie glühendes Eisen und liegt in den Gräbern, gewöhnlich einen Tschibuk rauchend, auf dem Rücken. Wer dem Verstorbenen einen Dienst erweisen will, der erschlägt den Werwolf mit einem Schlehdornstock, nachdem er ihn zuvor dreimal gefragt hat, ob er Gott lobe. In den Volkssagen kommt der Werwolf unzählige Male vor, wie es überhaupt ein Lieblingsthema der kroatischen Volkspoesie zu sein scheint, Todte aus ihrem Schlafe wiedererwachen zu lassen. Einige der Sagen haben einen wirklich poetischen Inhalt. Als Beispiel wollen wir nur eine davon anführen.

Der einzige Sohn einer Mutter fühlt sein Ende nahen, und da er seinen Eltern und seinem Weibe nicht als Werwolf erscheinen möchte, so bittet er sie, man möge ihn auf einem Berge begraben. Nach seinem Tode geht an dem Grabe ein Bettler vorüber, ermüdet legt er sich auf den Grabhügel und schläft ein. Ein Feuer am Grabe weckt ihn, der Verstorbene entsteigt dem Grabe und führt ihn in die Kirche, wo um 12 Uhr Nachts Gott selbst das Hochamt verrichtet. Frühmorgens erzählt der Bettler das Gesehene den Eltern des Verstorbenen. Die Mutter geht das Grab besuchen, und ihr geschieht dasselbe. Während der Messe tritt nun Gott zu ihr und fragt sie, ob ihre Liebe zu ihrem Sohn so groß sei, daß sie statt seiner ins Grab steigen würde. Die Mutter nimmt den Dolch, den ihr Gott darbietet, und will ihn gegen die Brust führen; der Dolch verwandelt sich jedoch in ihren Händen in eine gnadenbringende Himmelskerze. Dem Vater des Verstorbenen widerfährt dasselbe. Da kommt das Weib des Todten. Auch sie erlebt dasselbe wie Mutter und Vater, und als ihr Gott den Dolch reicht, greift sie gierig nach ihm und will ihn sich statt einmal zweimal in die Brust stoßen. Da erkennt Gott ihre große Liebe zu ihrem verstorbenen Manne, und er schenkt ihr den Gatten lebend wieder.

— Modern. — „Was hast Du denn heute in der Stadt gemacht?" „Ah nix. Bauerngeselcht's für die Sommergäst' hab i kauft."

Rivale Tod.

Im Hospital der grauen Schwestern fand er sie wieder. Sie stammten beide aus demselben Dorf bei Wien, er war der Sohn des Schloßherrn und sie das Gemeindekind, das nichts hatte als eine arme, verachtete Mutter, die Aermste im Dorf. Und doch war sie zu den Höhen des Lebens emporgestiegen, und er war der unbedeutende Gutsherr geblieben, der nie über die Grenzen seiner engsten Heimath hinausgekommen war.

Sie hatte ihn jetzt an ihr Sterbebett rufen lassen.

„O Franzi, muß ich Dich so wiederfinden!" stammelte er tiefbewegt, als er die abgezehrte Hand der Kranken in der seinen hielt.

Mit den großen, fieberheißen Augen sah sie ihn fest an. „Danke, Jose, daß Du gekommen bist, ich habe Dich um einen letzten Freundschaftsdienst zu bitten."

Der große, kräftige Mann schluchzte leise. Sein weiches Herz war erschüttert und beängstigt von der Schicksalstragödie, die aus diesen brechenden Frauenaugen sprach. Das große Menschenleid, die Ohnmacht vor dem Weltbezwinger Tod, wirkte hier überwältigend. Auf der sonnenbeglänzten Höhe des Lebens, auf den lachenden Gefilden des Glücks hatte der erbarmungslose Vernichter die schönste Rose gebrochen, um sie dem Dunkel zurückzugeben, aus dem sie emporgeblüht.

„Du hier? Warum bist du hier?" fragte Baron Josi Sterneck und sah sich bedrückt in dem schmucklosen Krankenzimmer um. Es war friedlich und freundlich, aber es trug den Charakter des öffentlichen Hospitals und des geistlichen Ordens. An den grauen Wänden viel Heiligenbilder, ein Kruzifix und fromme Sprüche, im Mittelpunkt ein Betschemel vor einem altarartigen Aufbau mit Kerzen und einem Muttergottesstandbild und daneben nur der nothwendigste Komfort für eine Schwerkranke. Das große saubere Bett stand an einem hellen freundlichen Fenster mit Ausblick in einen stillen, frischgrünen Garten.

„Du wunderst dich, mich nicht in meinem Hause oder in einem der schönsten Kurorte zu finden, sagte sie mit einem bitteren Lächeln. Du wirst es auch ein Mal begreifen, wie wenig man zum Sterben braucht. Ruhe, frische Luft und einen freundlichen Abschiedsblick, am liebsten in solch' einen stillen Garten, das ist alles. Aber ich hatte noch einen andern Grund, hierher zu flüchten. Meine Freunde sollen mich in gutem Andenken behalten. So wie ich auf der Höhe meines Lebens stand, gesund und blühend, will ich in ihrer Erinnerung fortleben; wenn sie an mich zurückdenken, will ich nicht als das abgezehrte, entstellte Skelett, das ich jetzt bin, vor ihre Augen treten. Hier, hinter den festverschlossenen Thüren der grauen Schwestern bin ich sicher geborgen. Niemand kann zu mir dringen, dem nicht ein besonderes Machtwort die Pforten öffnet. Du bist der Einzige, Josi, der mein Elend sieht. Du warst mir immer wie ein Bruder und sollst mir auch noch nach dem Tode einen Bruderdienst erweisen."

Baron Sterneck hatte eine der kleinen zuckenden Hände erfaßt und streichelte sie leise. Wie ein Bruder? Nein, nicht einen Augenblick seines Lebens hatte er wie ein Bruder für sie gefühlt! Und hatte sie wie eine Schwester an ihm gehandelt, als sie ihm damals, an jenem duftschwülen Frühlingsabend in dem alten schattendunklen Park zu Hause, so toll und heiß küßte? Es war keine schwesterliche Liebe gewesen, derentwegen sein Vater sie damals zum Hause hinausjagte. Er selbst blieb zurück wie ein Vogel im Käfig mit verstutzten Flügeln, aber sie hatte plötzlich die Kraft ihrer Schwingen entdeckt, als man sie so auf Gnade oder Ungnade in's Leere, Weite hinausgeworfen! Wie ein schillernder Wundervogel war sie zur Sonne aufgeflogen. Niemand konnte genau sagen, wie es gekommen, wie dunkel, wie krumm oder wie gerade die Wege waren, die sie gegangen, sie war eines Tages das angebetete Weib eines der Großen im Lande, eine Fürstin. Das Gold ihrer Stimme war aber noch mehr werth, als all das Gold im Besitz des Fürsten. Wo sie ihre wunderbare Stimme ertönen ließ, lag ihr die Welt zu Füßen. Und weil diese Zauberstimme sich aussingen und ausjubeln wollte vor aller Welt, verließ sie ihren Gatten. Sie schuf sich nun ein eigenes Königreich und baute sich ihre eigenen Paläste.

Es war ein Leben des Sieges, dem niemand je Halt oder Schwanken gebieten oder Fesseln auferlegen konnte, bis ein Starker kam, vor dem der Mensch ist wie Gras und wie eine Blume auf dem Felde.

„Wie kam das, Fränzi?" fragte Baron Josi wieder mit erstickter Stimme, „wie ist es denn so gekommen? Gibt es keine Hilfe mehr?"

„Wie es so gekommen?" flüsterte die Sterbende heiser mit einem träumerischem Glanz in den Augen, „es war eben zu schön, ich habe zu heiß gelebt, mein Leben war wie eine Flamme, wie ein Feuerbrand, es hat mich verzehrt! Und es brennt fort und fort. Ach, könnte ich sein wie die andern! Jetzt, wo ich an der Grenze einer andern Welt stehe, blicke ich zurück und ich sehe, daß es noch ein Glück gibt, das ich nie kannte! Da draußen, Josi, jenseits der Mauern dieser großen Stadt, da wo die Rosen und die Sonnenblumen in den stillen Gärten unseres Dorfes blühen, da sitzt es unter einem Lindenbaum und sieht mich mit blauen Augen an. Und ein klarer Quell fließt zu seinen Füßen, aus dem mein brennendes Herz sich Kühlung trinken könnte."

„O, Fränzi! Noch ist es nicht zu spät! Komm, komm zurück zu uns!" flehte Josie tief erschüttert.

Es ist zu spät, sagte die Kranke leise. Und dann mußte sie fast lächeln, wenn sie sich daheim dachte neben der rundlichen, behaglichen Hausfrau Josis mit ihren vier bausbackigen Sprößlingen. Und nun höre meine Bitte, fuhr sie mit Anstrengung fort, ehe auch das zu spät wird, denn ich fühle, daß meine Stunden gezählt sind.

Er sah erwartungsvoll zu ihr auf.

Ich bin viel geliebt worden, Josi, sagte sie mit einem Seufzer und einem Leuchten in den großen Augen, das etwas von dem Liebreiz vergangener Tage über die entstellten Züge breitete. Ich habe mich hierher flüchten müssen, um in Ruhe sterben zu können. Aber auch im Grabe möchte ich Ruhe haben. Es lebt nun die Sorge in meinem Herzen, daß der heiße, erbitterte Streit um das Vorrecht auf mich an meinem Grabe fortgesetzt werden möchte, daß ein Unrecht, das ich gethan, an meinem Grabe seine blutigen Früchte tragen könnte. Und dann würde meine arme Seele in Ewigkeit nicht ihre Ruhe finden. Siehst Du, Josi, am Allerseelentage werden viele von denen, die mich geliebt haben, an mein Grab kommen, um für mich zu beten und mein Grab zu schmücken, und zwei werden kommen, die sich nicht begegnen dürfen, sonst fürchte ich, würde Blut fließen. Und dieses Blut käme auf mich und würde mir die Thür zur ewigen Seligkeit verschließen. Der Fürst, mein Gatte, den ich verließ und der nie aufhörte, mich zu lieben, der Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um mich wiederzugewinnen und zurückzuerobern, darf an meinem Grabe nicht Kamillo, dem Sänger, begegnen! Josi! Willst Du mir versprechen, am Allerseelentage Wache zu halten an meinem Grabe? Kamillo wird der erste sein, ich weiß es, das erste Morgengrauen wird ihn an meinem Grabe sehen, denn er wird keinem andern das Recht gönnen, das erste Gebet für meine arme Seele zu sprechen und die ersten Blumen auf mein Grab zu streuen. Gib ihm diesen Brief von mir und diese Schachtel, die eine Locke von meinem Haar enthält. Dann wird er gehen und meine Ruhe nicht stören. Und wenn der Fürst kommt, gib ihm als letzten Gruß diesen Ring von mir, es ist ein kostbarer, geweihter Ring, den mir einst ein Bischof geschenkt hat. Dann wird auch er zufrieden sein und sich damit trösten, daß ich doch ihn am treuesten, über das Grab hinaus, geliebt."

Die Kranke hielt eine Weile erschöpft inne und blickte sinnend auf die Kastanien und Akazien vor ihrem Fenster, in denen die Vögel sangen, während Josi tief bewegt Brief und Gaben an sich nahm mit dem festen Versprechen, die Wünsche seiner Jugendgespielin zu erfüllen.

„Und Deiner Mutter?" fragte er einer plötzlichen Eingebung folgend, „hast Du nicht den Wunsch, sie zu sehen?"

Die Kranke fuhr fast heftig auf. „Du weißt, Josi, daß ich Alles für die alte Frau gethan habe, was in meinen Kräften stand. Es fehlt ihr an nichts. Nein, ich habe keinen Wunsch, sie zu sehen, ich habe ihr bereits meinen Abschiedsgruß geschickt. Sie wird selbstverständlich auch meinem Begräbniß fern bleiben. So viel Rücksicht bin ich meinem geschiedenen Gatten schuldig."

Wenige Tage nach dieser Unterredung starb die geschiedene Fürstin und wurde auf ihrem Lieblingslandsitz in der Nähe Wiens begraben. Auf dem weißen Marmor ihres prächtigen Denkmals stand, ihrer eigenen Bestimmung nach, nichts als ihr berühmter Sängername in goldenen Buchstaben und darunter der Spruch: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt."

Am Allerseelentag hielt Baron Josi Sterneck, seines Versprechens eingedenk, Wache am Grabe seiner ersten Liebe. Er wartete vom ersten Morgengrauen bis in die sinkende Nacht. Aber es kam keiner von denen, die von der Sterbenden so sicher erwartet worden waren. Weder der geschiedene Gatte noch der untröstliche Liebhaber. Die Ruhe des blumengeschmückten Grabes und der Friede der geweihten Stätte wurden von den Nebenbuhlern nicht gestört.

Baron Josi hatte viel Zeit über die Worte des Psalmisten nachzudenken: Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Es kam aber Jemand, den Baron Josi nicht erwartet hatte. Als es dunkelte und die Schatten zwischen den Zypressen und Trauereschen tiefer wurden, schlich ein altes, gebücktes Weiblein scheu und fast furchtsam daher, vorsichtig um sich schauend, ob auch wirklich der Friedhof menschenleer sei. Sie sah staubig und wandermüde aus, als ob sie einen weiten Weg gemacht hätte und sie kniete lange am Grabe, betend und bitterlich weinend. Es war die Mutter der Todten. Er gab ihr den Ring und die Locke mit einem Gruß ihres Kindes.

— Zu fromm. — A.: zum Bekannten, dessen Frau, bekannt als Xantippe, jüngst gestorben ist): „Ihre verstorbene Frau hatte wohl viele Fehler?" — B.: „Fähler? Nu wie mer'sch nimmt! Se war wärtschaftlich, schbarsam, reenlich, gurz, hatte alle Dugenden, die änne Frau zieren. Das heeßt eenen Fähler hatte se ja, se war ze fromm!" — A. (erstaunt): „Zu fromm? Es wurde doch just das Gegentheil behauptet!" — B.: „Da hat mer Sie äwen falsch berichtet! Dänn sähnse, jedesmal wänn ich mich in d'r Gneibe ä bischen verschbeedet hatte, hielt se mer änne lange Bred'gt!"

— Er verzichtet. — Richter: „Sie sind zu sechs Jahre Gefängniß verurtheilt, können jedoch gegen das Urtheil Berufung einlegen, oder verzichten Sie darauf?" — Gauner: „Jck verzichte auf det Urtheel."

Sonntagpost

Chicago, Sonntag, den 30. November 1902.

Seite 9—16.

(Für die „Sonntagpost.")

Kaminski's Baby.

Skizze von Albert Weiße.

Mit meinem Schuster Kaminski war's mir ergangen, wie dem Propheten mit seinem Berge — er war nicht zu mir gekommen. Zwar hatte ich ihn nicht gerufen, aber ich war sicher, er wußte, ich sei von Deutschland zurückgekehrt, und da wäre es doch seine Pflicht gewesen, mich aufzusuchen und mir den Willkommen zu bieten; hatte ich doch gelegentlich des Abstechers nach meinem Geburtsorte in seinem und der Kascha Interesse die halbe Polackei durchstöbert, um ihre ganze „buckelige" Verwandtschaft aufzusuchen und Grüße und Bestellungen aller Art auszurichten.

Es war ein niederträchtiges Stück Arbeit gewesen, die richtigen Kaminski's und Czypolowski's zu ermitteln, da jeder fünfte Mensch in meiner Heimath Kaminski oder Czypolowski heißt. Einmal habe ich drei Dörfer absuchen müssen, um einer alten Frau Czypolowska, einer Tante der Kascha, den Rosenkranz abzuliefern, den diese mir auf die Seele gebunden, den aber der Zollbeamte in Hamburg trotzdem in meinem Koffer fand und mit 1 M. 83Pf. Eingangszoll versteuerte. Ob die alte „Pana", der ich die Perlenschnur schließlich um den Hals hing, wirklich die Tante Kascha's war, will ich nicht gerade beschwören, jedenfalls aber waren Kaminski's mir für meine Mühe großen Dank schuldig. Und jetzt behandelten sie mich so? Konnte der alte Schuster, wenn er zum Ledereinkaufen nach der unteren Stadt kam, nicht bei mir vorsprechen? Nein, dazu war keine Zeit; aber in der Kneipe konnte er stundenlang sitzen! Die Kascha war um kein Haar besser! Alle Freitag fuhr sie zum „Boston Store", um am „Bargain Counter" stundenlang herumzuhängen.

Warum kam s i e nicht? Ja, warum? Vom Propheten Mahomet hatte die Kascha wohl ebenso wenig gehört, wie der Schuster. Sie wußten also auch nicht, daß der Prophet zumBerge ging, weil der Berg nicht zu ihm kam; aber sie kalkulirten, auch ohne die Fabel zu kennen, daß, wenn sie nicht zu mir, ich zu ihnen kommen würde; meine Neugierde würde mich schon dazu treiben. Ich wußte, daß sie so dachten, und ich gab mir selbst das Wort darauf, daß sie sich verkalkulirt haben sollten. Unter keinen Umständen würde ich zu ihnen gehen! Und doch bin ich gegangen! Aber verurtheilen Sie mich nicht, verehrter Leser! Es gibt im Menschenleben Augenblicke, in denen man, von der Macht der Verhältnisse gezwungen, auch der heiligsten Gelöbnisse vergißt und willenlos dem gebieterischenMachtspruche der Noth: „Du mußt es thun!" gehorcht.

Ein solcher Augenblick war für mich am Montag Morgen. Sie werden sich besinnen, an diesem Morgen regnete es, wie am ersten Tage der Sintfluth. Mir graute, auszugehen, aber ich mußte, mußte unbedingt nach der Office, denn Montag ist Zahltag...... Mein Paraplui war weg, ich drehte die ganze Stube herum, es blieb weg, ich fluchte, ja, ich leugne es nicht, ich fluchte — es kam nicht wieder. Das ist ja eben die Niederträchtigkeit an diesen vermaledeiten Regenschirmen, daß, wenn sie einmal weg sind, sie ebenso wenig wiederkehren, wie Lieschen's Piepmatz, man müßte sich denn darauf besinnen können, wo man am Abend zuvor gewesen ... Zum Unglück war auch meine Wirthin weg ... sonst hätte die mir vielleicht noch einmal aus der Noth geholfen (zwei ihrer Regenschirme hatte ich schon auf dem Gewissen). Mir blieb also Nichts übrig, als meinen Ueberzieherkragen in die Höhe zu schlagen, den Hut fest auf mein Haupt zu drücken und in die Sintfluth hineinzuspringen. Mit dem ersten Schrite, den ich aus dem Hause trat, gerieth ich in eine Pfütze. So glaubte ich wenigstens, denn über meine Füße rieselte eiskaltes Wasser. Wäre es nur eine Pfütze gewesen! Dann hätte ich meine Pedale herausgezogen und nach besserem Boden geschaut, worauf sie wandeln konnten! Nein, ich war in kein Wasserloch gerathen, sondern dasWasser war durch ein Loch an mich gerathen, durch ein Loch in meinen Schuhen. Mein erster Gedanke, kein schöner, ich gesteh's, war, Rache zu nehmen an dem Schuster, der mir die Papiersohlen aufgelegt hatte; mein zweiter, daß dieser elende Schuhflicker in Gr.-Lichterfelde bei Berlin sein schändliches Gewerbe betrieb, also bis zu meiner nächsten Europareise für meine Rache unerreichbar sei, und mein dritter war ... mein Freund Kaminski. Vergessen war der Aerger über die vielen Aufträge, die er mir aufgehalst hatte, vergessen der Groll über sein Fernbleiben, vergessen die feierlichen Gelübde ... ich fühlte nur, wie meine Füße in dem eisigen Wasser erstarrten, ich hörte nur, wie bei jedem Schritt das Wasser in den Schuhen quietschte, ich sah nur, wie die Sohlen sich mehr und mehr von den Schuhböden lösten, und ich stürmte durch Wind und Regen, bis ich vor Kaminski's Thüre stand. Auf mein starkes Klopfen erfolgte kein Hereinruf. Ohne Weiteres trat ich ein: Die Stube war leer. „Vielleicht ist die Kascha in dem hinteren Zimmer!" dachte ich. Ich machte absichtlich ziemlich starkes Geräusch. Niemand kam zum Vorschein. Im Ofen brannte ein lustiges Feuer. Ich zog meine zerrissenen Schuhe aus, nahm mir einen Stuhl und streckte die Füße gegen den warmen Ofen. Noth that's mir, denn meine Strümpfe waren so naß, daß, wenn ich mit dem großen Zehen gegen die heiße Platte tippte, es ordentlich zischte. So saß ich etwa fünf Minuten und wunderte mich, wo Kaminski's steckten. Einer oder die Andere mußte doch wohl zu Hause sein, denn sonst wäre die Thür verschlossen und kein Feuer im Ofen gewesen!

Ich stand auf und sah unter den Schusterschemel. Aha! Der Bierkessel war fort. Das war ein sicherer Beweis, erstens, daß Kaminski nach dem Saloon gegangen war, um ihn füllen zu lassen, und zweitens, daß die Kascha nicht zu Hause war ... letzteres war mir recht lieb, denn in meiner miserablen Gemüthsverfassung war mir gar nicht zum vielen Erzählen zu Muthe ... die kurze Tabakspfeife und ein Packetchen „Navy" lachten mich verführerisch an. Das Tabakrauchen ist mir zwar aufs Strengste verboten, aber ich unterlag der Versuchung. Ich setzte mich wieder vor denOfen, zog den duftigen Rauch mit Wohlbehagen ein, um ihn in kräuselnden Wolken wieder von mir zu blasen. — Welch' ein Genuß! In diesen leichten, würzigen Wolken liegen die Gegenstände der Welt fern ab von uns, durch einen leichten, duftigen Schleier getrennt, und dieser Schleier wallt auf und nieder in immer wechselnder Gestalt. Wir sehen in ihnen allerlei Gestalten, die wir zu erkennen versuchen, und die in uns seltsame Gedanken und Erinnerungen wecken; sie scheuchen die auf uns lastendenSorgen des Alltags hinweg und umgaukeln uns mit Bildern, umwallt und umwoben mit dem zarten Hauch aus der Welt des Traumes. Der schnelle Wechsel dieser Gebilde regt unsere Phantasie wunderbar an; wer aber seine nassen Füße gegen den glühenden Ofen gestreckt hat, soll sich in solche Träumereien nicht ganz versenken, sondern auf seine Zehen Acht haben. Das hatte ich nicht gethan. Ich tanzte daher abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine im Zimmer umher, denn ich hatte mir dieSpitzen beider großen Zehen gründlich verbrannt. Wenn ich nur gewußt hätte, wo der Kaminski seine berühmte Wundersalbe stehen hatte. Die sollte ja für Alles „gut" sein! Ich kramte überall in der Werkstatt umher, doch vergeblich. Vielleicht war sie im Hinterzimmer? Es war ziemlich dunkel darin, aber richtig! Hier auf dem Schranke fühlte sich ein Gegenstand an, wie eine Salbenschachtel; ich fuhr sofort mit dem Finger hinein und betupfte die schmerzenden Stellen. Ich brüllte laut auf vor Schmerz ... kein Wunder! Hatte ich doch die Salbe erwischt, mit der der Kaminski seiner weiblichen Kundschaft die Warzen abbeizte. Ich sprang zum Hydranten! Kühlung! vor allen Dingen Kühlung! und wenn ich mit beiden Füßen in den „Sink" springen müßte! Ein Gegenstand, den ich im Halbdunkel für einen Kasten hielt, stand vor dem Hydranten und mir im Wege. Ich wollte hinaufsteigen. Das Ding fing an zu wackeln, ich packte es mit der Hand, um es zur Seite zu zerren ... aber ich ließ es schnell los und sprang vor Schreck einen Schritt zurück, denn ich hatte die Empfindung gehabt, als ob ich den Kopf eines kleinen Kindes berührt hätte. Man hat schon oft gehört, daß der Schreck einen Menschen getödtet hat; mir hatte er die Schmerzen benommen; ich dachte nicht mehr an meine verbrannten Zehen ... ich stand wie gelähmt da. Das jämmerliche Geschrei eines kleinen Kindes bewies, daß ich mich nicht getäuscht! Kaminski's hatten ein Baby!! Wie in aller Welt war das nur möglich? Von ihm gar nicht zu reden, aber die Kascha war doch auch schon zu alt, jetzt erst ihr erstes Baby zu bekommen! Das war ja ganz unfaßbar! Aber da lag's und schrie, schrie immer toller; nicht, als wenn ich's bloß angefaßt, nein, als wenn ich's hätte ermorden wollen! Eltern, denen der Storch so spät ein Kind bringt, sollen ihre Kleinen vor Liebe und Zärtlichkeit beinahe auffessen. So habe ich immer gehört. Diese Kaminski's machten aber eine sehr unrühmliche Ausnahme, denn sie ließen ihr armes Würmchen hier mutterseelen allein. Die Kascha „plachanderte", weiß Gott, wo, in der Stadt umher und der Vater benutzte die gute Gelegenheit, um sich Bier zu holen, und blieb dabei in der Kneipe sitzen! — Rabeneltern! — Wenn ich das Kind doch blos nicht aufgeweckt hätte, oder wenn der Schuster endlich nach Hause käme! Aber er kam nicht. — Das Kind schrie nicht mehr, es tobte! —

Meine Wirthin hatte mir einmal erzählt, daß kleine Kinder vom vielen Schreien den Bruch bekommen können und ein Bruch kann einem Menschen das ganze Leben verbittern. Das weiß ich leider aus eigener Erfahrung. Mein Gewissen fing an, sich zu rühren. Hatte ich nicht das Kind aufgeweckt und zum Schreien gebracht? Ob ich's nicht beruhigen könnte? Vielleicht hat's Hunger? Ich kramte das ganze Eßspind durch, von Milch keine Spur! Liebevolle Behandlung thut's vielleicht auch! Ich nahm es auf und wiegte es in meinen Armen. Vergeblich! Ich pfiff das Lied vom kleinen Cohn, ging zum Düppler Schanzen-Marsch über und endete an der blauen Donau. Kein Erfolg! Ich setzte es auf die Erde und machte ihm einen „Butzemann" vor. Es brüllte! Mein Repertoir war erschöpft. Doch nein! Den „Wau-Wau" hatte ich noch vergessen! Ich kroch — schwer genug wurd's mir bei meinem Embonpoint, das können Sie mir glauben—auf allen Vieren durch's Zimmer, nahm meinen Hut zwischen die Zähne, und schüttelte ihn heftig hin und her ...

„Na, sind Sie glücklich aus Deutschland zurück?" hörte ich eine Stimme hinter mir. Ich sprang auf. Kaminski stand an der Thür und nahm in aller Seelenruhe einen Schluck aus dem Kessel.

„Jawohl", schrie ich, „ich bin aus Deutschland zurückgekommen, aber nicht, um auf meine alten Tage Kindermädchen bei Ihnen zu werden ..."

„Haben aber viel Geschick dazu, wie ich sehe," meinte er gelassen. Dann nahm er die von mir so schmerzlich gesuchte Milchflasche von dem warmen Ofen, legte das Kind in den Wagen und schob ihm einen Pfropfen in den Mund. Dabei ging er zu Werke, als ob er einen Bierpfropfen in den Hals einer Flasche drückte. Trotzdem wurde das Kind augenblicklich still. Er setzte sich auf seinen Schemel und nahm meine zerrissenen Schuhe zur Hand.

„Sie sind ein Unmensch, Kaminski!" sagte ich, „ist das nicht eine Schande und Schmach, solch' armes Würmchen sich hier todt schreien zu lassen?"

Ohne meinen Worten die geringste Beachtung zu schenken, drehte er die defekten Trittlinge in der Hand hin und her. „Ja," sagte er, „es ist eine Schmach und Schande, was sich heutzutage Alles Schuster nennt! Das sollen handgemachte Schuhe sein! Ha! ha! ha! Wenn die deutschen Schuster keine bessere Arbeit machen können, sollen sie sich begraben lassen! Und so 'was soll man nun flicken!"

„Ein rechtschaffener Mensch behandelt seinen Hund besser, als Sie das Kind," fuhr ich ärgerlich fort, „wenn er ausgeht, stellt er ihm Etwas zum Fressen hin; Sie aber gehen in die Kneipe und lassen das Kind verhungern....!"

Der Schuster warf die Schuhe ärgerlich zu Boden und legte ein Stück Sohlleder auf den Klopfstein. „Wenn ich als Lehrbub' solche Arbeit gemacht hätte," brummte er, „hätte mein Meister den Spannriemen genommen!" Dabei hieb er wüthend auf das unschuldige Stück Leder ein.

„Sie sollten von der „Humane Society" wegen Grausamkeit verfolgt werden," rief ich, „das Kind sollte Ihnen abgenommen, und Sie und die Kascha in's Loch gesteckt werden!"

„Mit solchen Schuhen," fuhr der Schuster fort, als wenn meine Drohung dem Ofen, und nicht ihm, gegolten hätte, „würde ich mich auf der Walze geschämt haben, fechten zu gehen. Die sollten Sie in den Ofen stecken!"

In diesem Augenblicke kam die Kascha in's Zimmer.

„Herrgott!", schrie sie freudig auf, „sind Sie wieder zurück! Tausendmal herzlich willkommen!"

Sie kam auf mich zu, als wollte sie mich in die Arme schließen. Ich wich einen Schritt zurück und streckte die Hände wie zur Abwehr gegen sie.

„Was ist denn los? Warum reichen Sie mir nicht wenigstens die Hand?" sagte sie beleidigt.

„Ich will Ihnen sagen, was los ist, und warum ich Ihnen nicht die Hand reiche!" rief ich in ehrlichem Zorn, „ich bin empört, wie Sie Ihr Kind vernachlässigen, das Kind, das der Himmel in unverdienter Gnade Ihnen noch so spät bescheert hat. Statt es wie Ihren Augapfel zu hüten, lassen Sie es in der Obhut dieses Menschen, der keinen Funken väterlichen Gefühls für das arme Würmchen besitzt. In der Kneipe hat er gesessen! Halb verhungert hab' ich's hier gefunden! . . . ."

„So? In der Kneipe hat er gesessen? Na, natürlich! Ich darf den Rücken nur wenden, so ist er drüben!" schrie die Kascha und warf dem Denunzirten einen verächtlichen Blick zu.

„Ja," fuhr ich in meiner Anklage fort, „über eine ganze Stunde war er drüben, während sich das Kind hier halbtodt schrie." „Solch einen Vater nenne ich einen Rabenvater, und solch' ein Vater gehört . . . ."

„Was „vatern" Sie denn da zusammen! Hat sich 'was und Vater! Der Kaminski ist ebenso wenig der Vater von dem Kind, wie Sie es sind!" Das sagte sie in einem Tone, als ob es sich um das gleichgiltigste Ding in der Welt handelte.

Sprachlos sank ich in meinen Stuhl. Oh! Ueber die Weiber! Diese Kascha, die ich fast mein Lebtag lang kannte und die ich stets für eine tugendhafte Frau gehalten hatte, erklärte mit der größten Seelenruhe, daß ihr Mann nicht der Vater ihres Kindes sei.

Ich erwartete nichts Anderes, als daß der Schuster, der schon öfters seine Othello-Natur gezeigt hatte, aufspringen und das treulose Weib erwürgen werde. Aengstlich blickte ich nach ihm hinüber . . . .

Das Gefürchtete trat nicht ein. Als ob ihn das Gehörte nicht das Geringste anginge, schusterte er weiter und fluchte seines deutschen Kollegen über die miserable Arbeit. Wie hatte ich mich doch in diesen beiden Menschen geirrt! Ich hatte sie für brave Leute gehalten und sie meine Freunde genannt! Und jetzt mußte ich erleben, daß sich diese Kascha förmlich ihrer Schlechtigkeit rühmte, und daß Kaminski die ihm angethane Schmach gar nicht einmal empfand . . . . Ich schämte mich für mich selbst, und wären meine Schuhe nur schon fertig gewesen, ich hätte sie angezogen und den Staub dieser unreinen Atmosphäre von ihnen geschüttelt, um nie hierher zurück zu kehren. Ich überlegte, ob ich ihnen sagen sollte, daß wir fortab nichts mehr miteinander gemein hätten, oder ob ich ihnen mit stiller Verachtung den Rücken kehren sollte.

Da ging die Thüre auf, und ein kleines Mädchen kam in die Stube.

„Bist Du schon aus der Schule?" fragte die Kascha.

„Ja, Mrs. Kaminski," antwortete das Kind," und meine Mutter ist auch soeben nach Hause gekommen; sie läßt sich auch schön bedanken, daß Sie heut' den ganzen Tag das Baby „gewatscht" haben. Ich soll's jetzt holen!"

„Das ist also gar nicht Ihr Kind?" fragte ich tonlos.

„I, Gott bewahre," lachte die Kascha, „wir sind ja viel zu alt zu so Etwas."

„Fremde Arbeit flick' ich in meinem Leben nicht wieder!" brummte der Schuster und warf mir die endlich fertig gewordenen Schuhe zu.

Während ich sie anzog, bat ich die braven Schustersleute im Stillen um Verzeihung. Dann erzählte ich ihnen Alles, was ich in Deutschland erlebt, und noch viel mehr, was ich nicht erlebt hatte!

Bobbi.

Skizze von Fritz Brentano.

Der Regen gießt bereits seit dem frühen Morgen herab und der schmutzige Hof des Hinterhauses, in dem der alte Lumpensammler seit undenklichen Zeiten sein Heim aufgeschlagen hat, erscheint heute noch unsauberer und ungemüthlicher wie gewöhnlich. Es geht ihm darin wie jenen ewig schmierigen Straßenrangen, die nie schmieriger erscheinen, als wenn irgend wer den Versuch machte, ihnen flüchtig das Gesicht mit Wasser zu reinigen.

In dem Hof ist alles schmutzig. Die Wände, der Boden, die umherliegenden Lumpensäcke, der alte Karren in der Ecke, die halbblinden Fensterscheiben und andere Dinge — am schmutzigsten aber ist Bobbi, der Held dieser Geschichte.

Man stelle sich unter diesem Kosenamen nicht etwa einen jener blonden, pausbackigen Jungen vor, die ein Bischen Schmutz ja manchmal ganz niedlich kleidet — nein, Bobbi ist der Zieh- und Hofhund des Lumpensammlers und es ward ihm nicht an der Wiege gesungen — oder soll ich sagen „gebellt"? — daß ihm dereinst ein solches Schicksal beschieden sei. Er kann auf das Prädikat „schön" keinen Anspruch machen, denn was er in dieser Beziehung von seinen Vätern ererbte, ist gleich Null. Bobbi ist, gerade heraus gesagt, bei normaler Witterung häßlich — an Regentagen aber einfach scheußlich. Wie er so daliegt, auf einem Haufen von Lumpenresten, mit dem halben Körper aus der defekten Hundehütte herausragend — der Regenguß erscheint ihm sichtbar das kleinere Uebel gegenüber der stickigen Atmosphäre drinnen — und mit seinen, von nassen Haarsträhnen halb verdeckten Augen schielend in seine engbegrenzte Welt blickt — ein Philoloph der Entsagung und des hündischen Elends — ist er wirklich abschreckend.

Jetzt schließt er seine kleinen Gucklöcher, und bald verkündet ein grunzendes Schnarchen, daß Bobbi entschlummert ist. Gern würde ich anstandshalber sagen„ in Morpheus Armen ruht", wenn ich nicht annehmen müßte, daß der holde Schlummergott sich absolut nicht mit derlei schmierigen Hofhunden befaßt.

Von Zeit zu Zeit entringen sich der Schnauze Bobbis halblaute Bell- und Knurrtöne — er träumt. Vielleicht von jener vergangenen Zeit, wo, wie der selige NarcißRameau so schön deklamirt, „die Rosen des Lebens blühten und sein Geist jung war —" von einer holden blonden Maid — von deren Mutter und von Edi!

Edi! Nun sind wir bei dem zweiten — dem passiven Helden der Geschichte — nicht etwa auch ein hündischer Vierfüßler, sondern ein hypochondrisch gewordener angesäuerter Junggeselle, der nahe den ominösen Fünfzig, eben in seiner Garçonwohnung im vornehmen Westen melancholisch durch das Fenster blickt, an das die fallenden Regentropfen pochen und — seltsame Gedankenverbindung — lebhaft an den schmierigen Bobbi in seiner noch schmierigeren Hundehütte denkt, die auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit dem behaglichen Heim des Junggesellen hat.

Nicht immer war Herr Eduard Berger, genannt Edi, so hypochondrisch und menschenscheu wie jetzt — nicht immer verzehrte er seine Mahlzeiten verdrossen im Restaurant und trieb sich bis zur Schlafenszeit freund- und freudlos in allerlei Lokalen umher. O nein, es gab eine Zeit, wo ihm das Restaurant eine terra incognita und er ein eingefleischter Familienmensch war — das heißt, wo er, trotzdem er keine Familie hatte, doch glücklich in einer solchen lebte.

Er war damals ein wohlsituirter und höchst wohlgesitteter Bankbeamter von 36 Jahren und wohnte bei einer respektablen Wittwe, die neben einer semmelblonden, rundlichen Tochter auch ein nettes Vermögen besaß und die zwei Zimmer ihrer großen Wohnung nicht um des Geldgewinnes, sondern nur deshalb an Edi vermiethete, um, wie sie sagte, einen anständigen Herrn im Hause zu haben, dem man sich gemächlich ein bischen anschließen konnte. Er fand, als die Wohnung wieder einmal leer stand, Gnade vor ihren wählerischen Augen und auch den richtigen Anschluß, indem er sich in das oben erwähnte Töchterchen Martha verliebte und auch bald unzweideutige Beweise erhielt, daß er ihr nicht ganz gleichgiltig sei. Freilich sie sagten lange Zeit nichts über ihre gemeinsamen Herzensregungen, allein gewisse sanfte Händedrücke beim Kommen und Gehen und die zärtlichen Blicke, die die 29jährige Jungfrau ihrem Seladon so oft dies irgendwo anging, spendete, sprachen beredter, als die Treueschwüre, die oft mit rethorischem Pathos gewechselt und ebenso oft — nicht gehalten werden.

Mama Reiff, Marthas Mutter und Edis Wirthin, war eine äußerst praktische Frau. Sie sah anscheinend nichts und sah doch alles. Nach sechs Wochen ihres „gegenseitigen Anschlusses" wußte sie, was los war und da sie seit Jahren nur einen Lebenszweck kannte, ihre schon etwas verspätete Tochter unter die Haube zu bringen, so schmunzelte sie innerlich höchst vergnüglich angesichts der Entwickelung der Dinge und erwartete sehnsüchtig den Augenblick, wo die Sache losgehen und Edi seinen Antrag machen würde.

Aber Edi war und blieb ein schüchternes Schaf. Es ist hart, dies von einem anständigen Nebenmenschen sagen zu müssen, allein er war wirklich ein Schaf und auch Frau Minna Reiff, geb. Kurzweg, war sich dessen bald bewußt und ging, als ihr diese Erkenntniß kam, als resolute Mutter sofort zu einem taktischen Angriff über, der den zögernden Feind schleunigst zu Fall brachte.

Edie glaubte eines Morgends seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er auf dem Präsentirbrett neben der Kaffeekanne ein Brieschen mit der wohlbekanntenHandschrift seiner Wirthin und erträumtenSchwiegermutter fand, mittelst welches ihm diese, ohne jede Angabe irgend eines Grundes, kurz und bündig, die Wohnung bis zum nächsten Ersten kündigte.

Er war starr. Was hatte das zu bedeuten? Den gestrigen Abend hatte er noch in aller Gemüthlichkeit verbracht und sich von ihnen mit Händedruck und beredtem Blick Seitens der Letzteren, verabschiedet, und heute Morgen wies man ihm die Thüre und stieß ihn allein aus dem Paradies, aus dem Adam wenigstens seine geliebte Eva mitnehmen durfte.

Aber er wollte sich das nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, er mußte erfahren, warum er in Ungnade gefallen war, und in einer plötzlichen Anwandlung von Energie stattete er dem Engel mit dem Flammenschwert, Frau Reiff, einen Morgenbesuch ab, den diese so bestimmt erwartet hatte, daß sie ihren Miether, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, in vollem Staat empfing.

Da der vernünftige Leser — und welcher Leser wäre dies nicht — das Motiv zur Kündigung des ahnungslosen Edi ja genau kennt, soll über die Unterredung zwischen diesem und der schlauen Wirthin nicht viel geschrieben, sondern nur das Resultat berichtet werden, daß der überglückliche Miether eine Stunde später Fräulein Martha Reiff den ersten schüchternen Verlobungskuß auf die Lippen drückte und deren nicht weniger erfreute Mama ihn als künftigen Schwiegersohn in ihre Arme schloß.

Die Hochzeit sollte drei Monate nach diesem denkwürdigen Tage stattfinden, und am nächsten Ersten zog Edi wirklich aus, um anstandshalber bis zu seiner Verheirathung seinen Junggesellenwigwam anderweitig aufzuschlagen, was ihn allerdings nicht abhielt, nun erst recht jeden freien Augenblick im Reiff'schen Heim, das er auch als Ehegatte bewohnen sollte, zu verbringen.

Der so plötzlich in den Himmel versetzte Bräutigam erwies sich als außerordentlich aufmerksam seiner Braut gegenüber und überhäufte sie mitAllem, was ihr wünschenswerth erschien. Er konnte sich diesen Luxus erlauben, denn er erfreute sich neben seinem höchst anständigenGehalt eines respektablen Privatvermögens, das ihn sogar in den Stand gesetzt hätte, auf die reiche Mitgift Marthas zu verzichten, falls sich dies als nöthig erwiesen hätte. Aber dies war nicht der Fall, und Edi immerhin angenehmer.

So plantschten denn die beiden Brautleute unter den schirmenden Fittigen von Mama Reiff wochenlang in eitel Wonne und zählten die Stunden, die sie noch von dem Tag ihrer dauernden Vereinigung trennten.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell." Und dieses Unglück hieß diesmal Bobbi, den wir nun aus dem Dunkel seiner Hundehütte heraus und an das Licht der Oeffentlichkeit ziehen müssen.

Eines Tages hatte nämlich Fräulein Martha den Wunsch geäußert, einen niedlichen Hund zu besitzen. Da dieser Wunsch selbstverständlich Befehl für Edi war, so hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als sofort den alten schnapsnasigen Hundehändler aufzusuchen, der an der Straßenecke sein Geschäftslokal eingerichtet und ihm schon wiederholt seine lebende Waare offerirt hatte, ohne Gegenliebe zu finden. Der „versoffene Willem", dies war der offizielle Ehrentitel des Biedermannes, war denn auch gleich in der glücklichen Lage, dem „Herrn Baron" — billiger that er's bei seinen Kunden nicht — „ein ebenso reizendes, wie seltenes Thierchen" für den Spottpreis von 25 Mark liefern zu können und Edi, der wohl einen großen Zahlen- aber absolut keinen Hundeverstand besaß, zog überglücklich mit dem Köter ab, der unter Brüdern seine 7½ Groschen werth war.

Der Vierfüßler zeigte sich, wie alle jungen Hunde, außerordentlich drollig und fand bei den Damen Reiff eine sehr liebenswürdige Aufnahme. Die ersten drei Tage vergingen unter permanenter Liebkosung des „netten kleinen Kerls", und erst am vierten Tage entdeckte man, daß das neue Familienmitglied doch einige neckische Angewohnheiten hatte, die ihm abgewöhnt werden mußten, wenn er sich dem wohlgesitteten Kreis würdig einfügen sollte. So war beispielsweise die LeidenschaftBobbi's, mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig war, überall im Hause seine Visitenkarte abzugeben, höchst unangenehm für eine ordnungsliebende Hausfrau, und da Mama Reiff eine solche in des Wortes verwegenster Bedeutung war, vernahm man bald in den früher so stillen Räumen oft und immer öfter jenes jämmerliche Geheul, das junge Hunde mit unnachahmlicher Energie loslassen, wenn mittelst Ohrenziehen und Fußtritten Besserungsversuche mit ihnen angestellt werden.

Daß Bobbi auch einen besonderen Eifer im Beknappern aller möglichen und unmöglichen Gegenstände entwickelte und dabei namentlich eine eigenartige Vorliebe für Damenlackstiefel bekundete, ließ ihn nicht wenig in der Achtung von Mutter und Tochter sinken, die denn auch nach einigen Wochen auf dem Gefrierpunkt ankam, als man die Wahrnehmung machte, daß der Köter sich nicht nur seelisch, sondern auch körperlich in einer nichts weniger als angenehmen Weise entwickelte. Aus dem „netten kleinen Kerl" war mit unheimlicher Schnelligkeit ein Biest herangewachsen, dessen „Nam' und Art" selbst für die gewiegtesten Hundekenner ein dunkles Räthsel blieb. Gehörte das Thier dem Geschlecht der Schäfer-, Fleischer-, Wolfs- oder Jagdhunde an — entfaltete es sich zum Dackel oder Spitz — wer konnte es wissen? Nur so viel stand unumstößlich fest, daß ihn weder „Neigung noch Beruf" zum lieblichen Schooßhund einer Dame prädestinirten, und so erklärte denn die Brautmutter, des langen Kampfes gegen die Sitten- und Formlosigkeit Bobbi's müde, acht Tage vor der Hochzeit energisch, daß dieser sofort das Haus, dessen Gastlichkeit er so schnöde belohnt habe, verlassen müsse.

„Na, da werde ich ihn zu mir nehmen," sprach resignirt Edi, welcher trotz allem eine gewisse Vorliebe für den Hund hatte, der sich besonders anhänglich gegen ihn erwies, was indessen Frau Reiff zu der etwas gereizten und sehr kategorischen Aeußerung veranlaßte:

„Das werden Sie nicht thun, Herr Schwiegersohn, Sie werden vielmehr das nichtswürdige Thier so schnell wie möglich aus der Stadt schaffen, damit es nie mehr den Weg hierher findet. Versprechen Sie mir das?"

Und Herr Berger versprach es und trollte, gefolgt von Bobbi, der sich zum ersten Mal seiner persönlichen Freiheit beraubt sah, und an einerLeine geführt wurde, nach seinem Junggesellenheim, wo er dem Verbannten ein weiches Lager bereitete — eine Liebe, für die Bobbi sich dadurch dankbar erwies, daß er seinem freundlichen Wirth am Frühmorgen schalkhaft einen total zernagten neuen Stiefel an das Bett apportirte. Trotzdem gab Edi den Uebelthäter an diesem Tage nicht fort, und zwar, weil er absolut nicht wußte, wohin, log aber zum ersten Mal am Abend seine Dame an, indem er auf ihre bezügliche Frage die feste Versicherung abgab, daß Bobbi sich bereits im Besitz eines Bauern in dem drei Stunden entfernten Dorf Lengefeld befinde.

— — — — — — — — — — — — —

Der langersehnte Polterabend war endlich herangekommen, und Edi hätte denselben noch freudiger begrüßt, wenn nicht eine heimliche Schuld sein Gewissen gedrückt hätte —Bobbi war noch immer sein Hausgenosse, und morgen sollte er als junger Gatte die Wohnung seiner Schwiegermutter beziehen. Wohin mit dem Vieh? Er betrachtete den Hund verzweiflungsvoll und plötzlich stiegen Mordgedanken in ihm auf. Der Fluß war nicht weit und ein Strick — ein Stein waren bald beschafft. Aber Bobbi mochte im Auge seines Herrn etwas lesen, was ihm nicht geheuer dünkte, denn er rutschte auf dem Bauch zu Edi hin, blickte treuherzig zu ihm auf und wedelte so demüthig mit dem Schweif, daß der gutmüthige Bräutigam ihm gerührt mit der Hand das Fell streichelte und begütigend sprach:

„Nein, nein! Sei ganz ruhig mein Hündchen, es geschieht Dir nichts!"

Und dann warf er sich in Gala, empfahl Bobbi wie gewöhnlich der Obhut seiner alten Wirthin und begab sich nach aller menschlichen Voraussicht zum letzten Mal als Junggeselle in die Wohnung seiner Schwiegermutter, fest entschlossen, morgen vor seiner Trauung den unliebsamen vierfüßigen Gast auf das Land zu schicken.

Auf dem Polterabend ging es sehr gemüthlich zu. Zunächst nahmen die zahlreichen Gäste die zahlreichen Hochzeitsgeschenke in Augenschein, die von nah und fern eingelaufen und kunstvoll auf einer weiß gedeckten Tafel im Salon gruppirt waren. Selbstverständlich fanden sie allgemeinen Beifall. Höchste Bewunderung aber erregte das auf dem Sopha ausgebreitete Brautkleid — ein Meisterwerk weiblicher Schneiderkunst aus duftiger, weißer Seide und mit kostbaren antikenSpitzen besetzt, die der vornehmste der anwesenden Ehrengäste, die alte Erbtante Euphrosine Beckenbach, der Braut zu deren Ehrentag gestiftet hatte. Nachdem das Prachtstück endlich genugsam gepriesen war, begab sich die Gesellschaft zu dem solennen Souper, nach dessen Beendigung die unermüdliche Fluth von guten und schlechten Vorträgen begann, die wie männiglich weiß jedes Brautpaar über sich ergehen lassen muß.

Eben war ein neunjähriger Engel in weißem Gewand und mit lieblich fächelnden Gänseflügeln geschmückt, in das Zimmer geschwebt und begann sein rührsames Sprüchlein:

Vom Himmel komm' ich hergesandt
Zu Euch in dieses Erdenland,
Ganz leise — leise — leise —

Kladderadatsch! Bum! Bum! Allmächtiger Gott, was war das? Entsetzt sprang die ganze Gesellschaft auf, denn aus dem Salon ertönte ein furchtbarer Krach und ein jämmerliches Geheul, das Edi zur Leiche erblassen machte. O, er glaubte diese Töne zu kennen, und sein Glaube hatte ihn nicht betrogen, denn als er mit den Uebrigen die Schreckenskammer betrat, arbeitete sich der durchgegangene Bobbi gerade unter den Trümmern all der Speise-, Kaffee-, Thee- und sonstigen Trinkservices, Vasen, großen und kleinen Nippfiguren hervor, die ihn begruben, als er seine krankhaften Anstrengungen gekrönt sah und das Tischtuch mit sämmtlichen Brautgeschenken glücklich zur Erde gezerrt hatte.

Und doch war dies nicht seine größte Heldenthat, die einen Augenblick später durch einen Unisono-Entsetzensschrei sämmtlicher Damen begrüßt wurde. An dem Brautkleid waren die unersetzlichen Spitzen der Erbtante total abgenagt und lagen in kümmerlichen Fetzen umher, während Bobbi demKleid selbst seine kothige Schmutzphotographie — es regnete nämlich draußen in Strömen — aufgedrückt hatte, als er sich das keusche Gewand zum wohligen Ruhelager erwählte.

* * *

Ziehen wir einen Schleier über die nachfolgende Scene. Nur soviel, daß eine halbe Stunde später der unglückliche Edi, der in der ersten Verwirrung thörichter Weise das Geständniß ablegte, daß er Bobbi in seiner Wohnung verborgen hatte, entlobt auf der Straße stand. Frau Reiff konnte, wie sie wüthend erklärte, kein Glück für ihr Kind an der Seite eines Lügners sehen und die empörte Erbtante hatte einen feierlichen Eid geleistet, daß sie schleunigst ihr zu Gunsten Martha's errichtetes Testament umstoße, wenn der „Mensch" nicht für immer hinausgewiesen würde.

Der Exbräutigam gab am anderen Morgen Bobbi, den die ganze Geschichte, trotz seines von Prügeln begleiteten ehrenvollen Hinauswurfs sehr kalt ließ, wirklich an den Lumpenhändler in der Vorstadt, bei dem ihn unsere Leser zu Anfang dieser wahrheitsgetreuen Geschichte heute kennen lernten.

Herr Eduard Berger, genannt Edi, aber empfing vier Wochen später eine goldgeränderte Karte des Inhalts:

Franz Bauer
Martha Bauer
geb. Reiff,
Vermählte.

Darunter hatte seine rachsüchtige Ex-Schwiegermama geschrieben:

„Bitte, dies auch Ihrem Freund, dem lieben Bobbi, mitzutheilen."

Zwölf Jahre sind seitdem vergangen, und Herr Berger ist noch immer Junggeselle.

Armer Edi — armer Bobbi!

Mademoiselle und Monsieur.

Eine tragische Geschichte.

Am Eis sieht Mademoiselle
Zum ersten Mal Monsieur.
Sie flüstert hochentzückt:
„Das ist ein Mann parbleu!"

Graziös schleift Mademoiselle
Im Bogen, wie Monsieur.
Nun pocht ihr Herzchen rasch:
Er kommt in ihre Näh'!

Süß lächelt Mademoiselle,
Es eilt heran Monsieur,
Doch — ach! — er gleitet aus
Und setzt sich hin; oh je!

Nach Haus ging Mademoiselle,
Beschämt verschwand Monsieur.
Ihr that das Herzelein
Und ihm — was anderes weh'!

A. Bär.

— Ein gebranntes Kind. (Vor Gericht):— „Ich kann Ihnen nur empfehlen, ein Geständniß zu machen." „Werd' mich hüten! So oft ich gestanden habe, habe ich sitzen müssen."

— Naive Auffassung. — Hausfrau: „Minna, Sie dürfen aber Ihren Geliebten nicht allein in der Küche lassen." Köchin: „Ach, gnädige Frau, das nimmt mir mein Max nicht gleich übel."

Abraham's Opfer.

Ein Roman aus dem Burenkriege von Gustaf Janson.

(12. Fortsetzung.)

Van der Nath erinnerte sich, wie ein Landstreicher, ein verkommener Malergeselle, eines Tages im Distrikt erschienen und, seine Arbeit anbietend, von Farm zu Farm gegangen war. Der Mann strich Möbel an und machte Portraite, wie es ihm gerade einfiel, und auf ungefähr gleiche Weise. Einige ließen ihn den Versuch machen; der Preis, den er verlangte, war mäßig, aber es mißlang ihm überall. Vrouw van der Nath fühlte Mitleid mit dem Kerl, der sich das Unmögliche zutraute; er redete ihr ein, daß ein Konterfei eine angenehme Ueberraschung für den Ehemann bilden würde, und halb mißtrauisch, halb neugierig, opferte sie ein paar Stunden für eine Sitzung, wie es der Plankenanstreicher nannte. Das Bildniß war ihm nicht gelungen, aber sie war zufrieden mit den eckigen Strichen, nachdem der Maler [illegible]lich versichert hatte, daß sie ihr auf's Haar glichen.

Van der Nath freute sich wirklich sehr, als das dünne Papier vor ihm ausgebreitet wurde. Er lachte im tiefsten Brustton und streichelte den Arm seiner Frau, und dann wurde das Bild an die Wand gehängt. Dort hing es dann jahraus und jahrein; die einfachen Menschen, die es sahen, nickten billigend, als van der Nath ihnen sagte, daß es das Portrait seiner Sara sei, und sie sagten wohlwollend, daß sie die Frau sofort wiedererkannt hätten. Ja, dieses einfache Konterfei hatte ihm Freude gemacht, denn er verlangte nicht viel.

Seine Frau, ja. Er erinnerte sich an sein erstes „Aufsitzen“, und welch lange Kerzen Sara angezündet hatte, als er auf der Farm ihres Vaters anlangte, um dort um die jüngste Tochter zu werben. Es gab eine glückliche Ehe, ebenso glücklich als kurz. Nach zwei Jahren schenkte ihm seine Frau Isaak; sie gaben dem Knaben diesen Namen, weil die Eltern Sara und Abraham hießen, und dann ... dann ging seine Frau fort. Sie erlosch ganz wie die beiden Lichter, die die ganze Nacht während des „Aufsitzens“ klar gebrannt hatten. Als die Sonne ihr Gold auf die Ebene streute, fielen die letzten Reste der Lichter in den Leuchtern zusammen ... und eines andern Morgens starb die Frau in seinen Armen. Sie war nicht krank gewesen, hatte wenigstens nie über Unwohlsein geklagt; auch sie erlosch in sonniger Morgenstunde, als alles sich zur Feier des Tages vorbereitete.

Van der Nath's aufrichtige, warme Religiösität half ihm, das Hinscheiden seiner Frau als etwas Unvermeidliches zu tragen; er klagte nicht, er verschloß sich nur gleichsam in sich selber und wurde ein wortkarger, stiller Mann, der unsträflich seinen Weg wanderte, nichts anderes. Aber als das Trauerjahr zu Ende gegangen war, begannen die Nachbarn ihn mit Besuchen zu überhäufen und ihn zu ermahnen, sich wieder zu verheirathen. Es erregte Anstoß in der Gemeinde, daß ein Wittwer allein mit seinem Knaben lebte, und Jan van Gracht sagte: „Vermehret euch und erfüllet die Erde, wie in der Schrift geschrieben steht.“

Der Wittwer ließ sie reden, antwortete kaum etwas auf ihre Gründe, und wenn sie gegangen waren, setzte er sich hin, um das Bild seiner Frau zu betrachten, und als dieses viele Male geschehen war, begann etwas Neues und Großes aus der Welt der Erinnerungen emporzuwachsen.

Seine Sara war ein einfaches Weib gewesen, eine tüchtige Hausfrau und eine fleißige Arbeiterin. Aber ihr früher Tod breitete einen verklärenden Schimmer über alles, was sie berührte, und wenn der Mann die kleinen Züge aus ihrem ehelichen Zusammenleben nebeneinander stellte, so bildeten sie ein Ganzes, dessen Glanz unvermindert die Jahre überdauerte, um so heller strahlend, je größer die Entfernung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit wurde.

Endlich wurden die Tanten und Ooms des Ermahnens müde gegenüber einem Mann, dessen konsequenter Eigensinn weder die überzeugendsten Gründe noch die durchsichtigsten Anspielungen zu erschüttern vermochten. Sie überließen ihn seinem Schicksal, schätzten ihn aber deshalb nicht weniger.

Er selbst ging unerschütterlich den einmal betretenen Weg vorwärts. Er hatte seine Sara geliebt wie jeder andere ehrliche Mann seine Gattin, und als sie nicht mehr da war, da trat das Kind an ihre Stelle. Der Knabe hatte die Züge der Mutter, dies genügte dem Vater, um ihn mit ganz anderen Augen zu betrachten, als ihre Nachbarn ihre zahlreichen Nachkommen. Draußen auf der Farm unter den vielen Sorgen und Arbeiten des täglichen Lebens wuchs etwas Größeres und Besseres aus der Erinnerung an die Todte auf. Die Liebessehnsucht, die in jeder gesunden Natur liegt, verwandelte sich bei dem reifen Mann in eine nie versiegende Zärtlichkeit und wandte sich dem Kind zu, das zu seinen Füßen plauderte. In van der Nath's Gefühlswelt gab es nur zwei Saiten, die dafür um so stärker vibrirten, und aus all dem Guten in ihm wurde ein Ganzes gebildet, in dem Isaak den Mittelpunkt bildete. Für ihn war nichts gut genug, um seinetwillen war keine Aufopferung groß genug, und so wurden beide unauflöslich miteinander verbunden.

Und jetzt war auch der Sohn nicht mehr; der Vater war allein, gleich einem Baum, dessen Zweige der Sturm gebrochen hat, nachdem er ihm die letzten Blätter entrissen.

Um Mitternacht hatten sie den Steinkegel erreicht, auf dem Simeon Flick seine Predigt hinausgeschleudert hatte, und wo der harte Eid geschworen worden war. Und während die Thränen über die Wangen herabflossen, gruben Vater und Sohn das Grab, das den Körper des letzteren aufnehmen sollte. Und als dieses geschehen war, bat der Vater um Barmherzigkeit, bat noch, nachdem er eingesehen hatte, daß alles vergeblich war. Er raufte sein Haar und grub die Nägel in seine Brust, er demüthigte sich in den Staub und flehte um Gnade, er bot sein Leben als Zugabe und verfluchte das ganze Universum. Ueber ihnen wölbte sich der Himmel unnahbar hoch und kalt für alle Gebete, und auf die Erde herab floß der bleiche Schimmer des Mondes und verwandelte das Dunkel in einen schwachen, wehmüthigen Widerschein des Lichtes. Als nichts anderes half, griff van der Nath nach seiner Bibel und las laut:

„Da rief zu ihm der Engel des Herrn vom Himmel und sagte: „Abraham, Abraham!“ Er antwortete: „Hier bin ich!“ Er sagte: „Deine Hand berühre den Kleinen nicht und thue ihm nichts; denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und deinen einzigen Sohn um meinetwillen nicht verschont haben würdest.“ „Ja,“ rief van der Nath in Todesangst, „das Wunder, Herr, das Wunder!“

Aber der Himmel antwortete nicht auf seine Anrufung, in dem leeren Nichts leuchtete bleich der Mond, der Wurm, der sich am Boden wand, er war für Niemand da, als für sich allein. Da stürzte Abraham van der Nath mit dem Gesicht nach vorwärts auf die Erde und blieb liegen.

Im gleichen Augenblick knallte ein Schuß, und er sprang auf. Was war das? Feinde, eine englische Patrouille! Er war im Begriff, den Ruf auszustoßen: „Dank, Herr, das Wunder ist geschehen!“ und er bereitete sich froh auf den Kampf vor, in dem zu fallen sein fester Vorsatz war.

Aber wieder war es um ihn her gleich still wie früher, nichts schien sich geändert zu haben ... doch, dort auf der gleichen Stelle, wo der alte Piet Müller einmal gelegen hatte, da lag jetzt ein anderer ... es war Isaak.

Van der Nath stürzte hin zu ihm und fiel an seiner Seite auf die Kniee und verstand.

Isaak hatte geahnt, daß der Vater nicht den Muth besaß, seinen Eid zu halten, und während der eine bat und flehte, opferte der andere sich selber. Er hatte den Schuh am rechten Fuß ausgezogen, den Gewehrkolben gegen den Boden gestützt, das Kinn über die Mündung gelegt und den Abdrücker berührt. Was war in der Seele des Kindes vorgegangen, was war es, das ihm diese unglaubliche Stärke verliehen hatte? Eine stille Verwunderung über das Unbegreifliche, das in dem zerschmetterten Gehirn vor sich gegangen war, ergriff den Vater, er wurde jetzt unheimlich ruhig, als alles vorüber war. Er ließ sich nicht Zeit, auf seine Fragen zu antworten, und auch wenn er dies versucht hätte, so wußte er, wie wenig wahrscheinlich er eine Antwort finden würde. Ihm bedeutete eine kleine That mehr als Worte; es war geschehen, weshalb über etwas nachgrübeln, was nicht zu ändern war?

Er liebkoste den Körper des Kindes mit sanfter Hand, küßte die leblosen Züge und erhob ihn vom Boden. Und merkwürdig, trotzdem er ungeheuer litt, fühlte er gleichzeitig Stolz über das Opfer. Isaak war ein echter Sohn seines Vaterlandes, sein Vater konnte mit erhobener Stirn allen in die Augen sehen; der Junge hatte aus Unwissenheit gefehlt, aber auch dafür gebüßt. Und steif und stramm trug van der Nath den Todten zu dem Grabe, worauf er ihn mit Sand und Steinen bedeckte. Er arbeitete, daß der Schweiß über sein Gesicht herabrann, er zerriß seine Nägel und verwundete die Hände, aber neben den Kopf des Knaben mit dem unheimlichen Loch legte er zwei große Steine auf jede Seite und darüber einen anderen, der breit und flach war; die lieben Gesichtszüge Isaak's sollten nicht von der Erde gedrückt werden. Und als er ihm eine sichere Ruhestätte bereitet hatte, fiel er am Grab auf die Kniee, um zu beten.

Nicht ein Laut drang über seine Lippen, und keine Thräne feuchtete sein Auge; der Kopf sank nur vorwärts, er beugte sich in den Staub, tief und demüthig, wie es den willenlosen Sklaven des Schicksals ansteht, deren Gedanken nie hinter den Vorhang des Schicksals zu bringen vermögen. Er fühlte nicht, wie sich die kalte Ruhe des Todes auf seinen Scheitel legte und die unendliche, vernichtende Leere sich um ihn ausdehnte.

Nun erhob sich der einsame Mann, nahm seine Bibel und sein Gewehr, stieg zu Pferd und ritt vom Opferplatz fort. Er bekümmerte sich nicht darum, wohin er ritt, ob hinaus in die Welt oder heim, er war müde, und auch er wollte den ewigen Schlaf schlafen. Und wie sein Pferd so dahin schritt, glaubte er eine Stimme dicht an seinem Ohr zu hören. Er glaubte zuerst, daß sie von innen käme, aber dann erhob er die müden Augenlider und lachte wehmüthig. Er sah deutlich den Schatten des alten Piet Müller neben sich wandern und vernahm die spröde, klanglose Stimme, die ihm zu warten befahl.

„Willst Du Dich auch rächen, weil ich einen so großen Umweg um Dich gemacht habe?“ fragte van der Nath.

„Nein, nein,“ antwortete der Alte freundlich, nein, nein, Abraham. Wer könnte sich rächen, was meinst Du? — Niemand, Niemand. Die Menschen lassen das Böse in ihrem Innern seine schlechten Gedanken und Wünsche formen und setzen sie später in Thaten um. Das nennen sie Rache, aber es ist bloß ein Ausbruch ihres schlimmeren Ichs und gewährt ihnen keine Befriedigung, denn das Gute in ihnen flüstert, daß sie sich geirrt haben. Wenn ein ganzes Volk das Böse in sich überhandnehmen läßt, so entsteht Krieg, und wie viele große Worte sie auch verschwenden, ihr Gewissen spricht doch anders als ihre Junge. Siehst Du, Abraham, wir werden blind geboren, und unsere Augen werden erst geöffnet, wenn es zu spät ist, wenn der Tod kommt und wir sehend werden. Er ist jetzt dagewesen und hat das Liebste, das Du besessen hast, genommen; öffne nun Deine Augen und sieh! Das Leben legt schwere Lasten auf unsere Schultern, und wir glauben klug zu handeln, wenn wir sie von uns werfen. Das ist unklug, denn es ist nicht recht, ich weiß es, ich habe es gesehen. Und nun will ich Dir das Beste geben, was ein Freund einem andern schenken kann. Wenn Jemand Dich auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm gleich auch die linke hin! Und Du sollst nie ermüden, die Schläge hinzunehmen. Und je härter Du geschlagen wirst, desto mehr sollst Du Dich in Deinem Herzen demüthigen, und einmal wirst Du so weit gelangen, als es einem Menschen möglich ist, und Du wirst des Namens werth werden, den Du und alle andern mit Unrecht tragen. Aber Du darfst nicht wieder schlagen.“

„Ich kann mich nicht so tief beugen,“ sagte van der Nath leise.

Der Schatten schüttelte theilnehmend seinen Kopf.

„Wer sehen will, der wird sehen,“ flüsterte er, löste sich in nichts auf und verschwand.

Da spornte van der Nath sein Pferd und ritt heimwärts, aber unterwegs dachte er nur immer an Piet Müller und den unnöthigen langen Umweg, den er einmal um den Geschlagenen gemacht hatte.

Und nun saß er hier und starrte mit ausdruckslosen Augen auf das Bild seiner Frau. Wie lange er so gesessen hatte, das wußte er nicht, unaufhörlich kamen neue Gedanken, verdrängten die alten und bissen sich eine Weile fest, bis sie ihrerseits anderen Platz machen mußten.

Es zog durch sein Gehirn ein bunter Wirrwarr von Bösem und Gutem, meist Bösem, denn er war ein verzweifelter Mensch, von grenzenloser Liebe und wildem Haß. Er war ein gebrochener Mann, ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht; das Schlimmste war schon geschehen, und es fand sich nichts mehr, nichts, er tappte in der unendlichen Leere umher. Rächen? An wem? Wen er treffen konnte, war wohl am wenigsten schuldig. Nein, er wollte sich beugen, aber nicht so tief wie Piet Müller's Schatten gesagt hatte, nicht so tief.

Er befühlte sich, als wollte er prüfen, ob er es war, der hier saß, und als er seine Hände betrachtete, sah er Blut auf ihnen. Er erhob sich und blickte nach oben. Und als er eine Weile so gestanden hatte mit trotzig zurückgelegtem Kopf und in die Höhe gerichteten Augen, sagte er:

„Das war zu viel!“

Er wartete einen Augenblick auf Antwort. Dann kamen neue Gedanken. Er nahm das Bild seiner Frau von der Wand herab, faltete es vierfach zusammen und steckte es in die Brusttasche. Er küßte es nicht, er hatte nur wenige und unzusammenhängende Gefühle, und sie wagten nicht einmal in der Einsamkeit, auf diese Weise sich Luft zu machen. Er hegte die bittere Verachtung des Bauern vor allem kindischen Thun, aber er nahm das Bild doch mit sich, denn er wollte es nicht liegen und von fremden Blicken verunreinigen lassen, wenn er fortging, um nie mehr zurückzukehren. Dann hob er seine Bibel vom Boden auf und ging hinaus in die Küche. Seine Bewegungen waren wieder die eines Nachtwandlers, und seine Augen starrten glanzlos und gedankenleer in den Raum hinaus. Auf den Herd legte er die Bibel, in der auf einem reinen Blatt am Anfang mit großen, plumpen Buchstaben die Namen seiner Eltern und dahinter der seinige, die seiner Schwestern, seiner Frau und Isaak's geschrieben standen. Alle des Namens van der Nath hätten einmal dort stehen sollen, wenn nicht das Schicksal einen großen, breiten Strich durch alles gezogen hätte. Er las alle die lieben Namen, lächelte jeden von ihnen an und legte das Buch auf die Herdplatte. Dann häufte er Holz ringsherum auf und zündete alles an.

Es war zu Ende. Sein und aller andern Leben war mitten durchgeschnitten, der Name van der Nath war nicht mehr vorhanden.

Er blies die ersten zögernden Flammen an, und als das Feuer aufloderte, ging er still wieder hinaus, schritt durch alle Räume und nickte all den alten, wohlbekannten Gegenständen auf seiner kurzen Wanderung zu. Dann verließ er mit schwerem Herzen sein Heim, nahm die Büchse, die gegen die Wand gelehnt stand, schlang den Patronenriemen um die Schulter und ging hinaus in den grauenden Morgen, dessen mildes, verheißungsvolles Licht über das Land fluthete, ging, um den Tod und mit ihm die Antwort auf seine Frage zu suchen.

Höher und höher stieg die Sonne am Himmel. Eine nach der anderen schritten die Stunden vorwärts, und im Lauf des Vormittags kletterte die alte Kafferköchin vom Dachboden herab, um für ihren Gebieter die Morgenmahlzeit zu bereiten. Die Stille fiel ihr nicht auf, im Gegentheil summte sie mit ihrer kreischenden Stimme ein Lied von dem theuren Blut des Lammes und setzte sich vor das Haus in den Sonnenschein. Es war noch Zeit genug, etwas zu thun, wenn der Herr oder sein Sohn sich zeigte. Daß sie fort waren, verwunderte sie nicht, sie waren wohl in's Feld geritten, um zu sehen, welchen Schaden die Fremden angerichtet hatten. Die alte Betty nickte im Sonnenschein, der ihre steifen Glieder wärmte; es war so schön, allein zu sein und nicht das Geringste denken zu müssen.

Auf einmal fuhr sie zusammen und blickte sich verwirrt um. Herr Jesus, erbarme Dich! Dort kamen fremde Soldaten geritten, ihre Waffen funkelten, und die Pferde wieherten. Sie sprang in's Haus, erfaßte die Leiter nach dem Boden, kletterte hinauf, zog die Leiter nach und verkroch sich mit klappernden Zähnen hinter dem leeren Fruchtkasten im westlichen Giebel. Wenn sie sie nur nicht fänden, wenn sie bald ihrer Wege zögen, denn es war ja Niemand daheim! Zitternd lag sie dort, horchte und betete ihre kindlichen Gebete.

Drunten wurden Thüren gewaltsam aufgeschlagen, schwere Schritte ließen sich hören, und herein stürzte ein Haufe Männer. Sie durchstöberten alle Winkel und Ecken, warfen die Möbel um und rissen die Wandverkleidung los. Gewehrkolben schlugen den Eckschrank in Trümmer, die Fensterscheiben flogen klirrend in Stücke, kleinere Hausgeräthe wurden auf den Boden zerstreut, Gelächter erschallte, und der Lärm nahm zu.

„Sucht ordentlich!“ kommandirte eine scharfe Stimme. „Sie haben überall Waffen verborgen.“

„Sie sind viel zu schlau, um Waffen in den Wohnräumen zu verstecken,“ sagte eine andere Stimme sanft. „Sucht im Stall und in den Nebengebäuden! Hinauf auf den Dachboden, Leute!“

Die alte Betty wurde ohnmächtig und hörte nichts mehr.

Von einem Lieutenant angeführt, war ein Posten Polizeisoldaten hergekommen, Blenkins begleitete sie. Er hatte sich aus seiner Mißstimmung herausgerissen, und es war ihm gelungen, den Major zu überzeugen, daß gerade jetzt eine gründliche Säuberung im Distrikt vorgenommen werden müsse. Der Zweck einer solchen bestand darin, daß alle erwachsenen Männer und alle Knaben über zwölf Jahren arretirt, jede Waffe mit Beschlag belegt und die Frauen mit den kleineren Kindern nach einem Ort geführt werden sollten, wo sie verhindert waren, ihren männlichen Angehörigen Nachrichten zukommen zu lassen. Dieser Eingriff, der die Bewohner einer großen Landstrecke vollständig ruiniren sollte, war eine natürliche Vorsichtsmaßregel, die die Lage der Dinge augenblicklich erforderte, es konnten mit Fug keine Einwendungen dagegen erhoben werden.

Der Major hatte am Tag vorher einen neuen Rüffel von seinem nächsten Vorgesetzten erhalten, der eine immer größer werdende Sorgenlast zu tragen hatte und aus diesem Grunde nicht geneigt war, andere länger zu schonen. Er hörte die hinterlistigen Rathschläge Blenkins' willig an und sandte eine Abtheilung Soldaten, um den letzten Widerstand mit den Wurzeln auszurotten. In einem andern Theil des Landes war neulich eine ganze Stadt dem Erdboden gleich gemacht worden, und an anderen Orten hatte man die Farmerhöfe niedergebrannt; es taugte wahrlich nicht, das Feuer des Aufruhrs hier lodern zu lassen. Der arme Major machte es wie gewöhnlich, er wusch seine Hände und wünschte sich von einem Auftrag befreit, der ihn grauhaarig zu machen drohte, aber jeden Gedanken an die ersehnte Belohnung für die Mühen ausschloß. Indessen überließ er es seinen Untergebenen, die Schlüsse zu ziehen, die ihnen beliebten, und mischte sich so wenig als möglich in ihre Handlungen.

Jene Abtheilung, die auf van der Nath's Farm angelangt war, hatte bereits zwei Höfe durchsucht. Ein paar rostige Gewehre und einige hundert Mauserpatronen waren am letzten Ort ihre Beute geworden. Der Beweis war überwältigend, die Strafe folgte schnell und unerbittlich, und man konnte sie an den rauchenden Ruinen der Farm erkennen, die sie vor einigen Stunden verlassen hatten. Die Soldaten freuten sich über ihren Erfolg und hofften, hier noch wichtigere Entdeckungen zu machen, weil der Eigenthümer des Hofes als ein eifriger Vaterlandsfreund bezeichnet worden war, das größte Verbrechen, dessen sich ein Gegner im Krieg in den Augen des Feindes schuldig machen kann.

Wie ein Toller rannte Blenkins durch die Räume, alles auf seinem Weg mit Fußtritten zerschmetternd. Gereizt von seinem Beispiel, machten es ihm die Soldaten nach, und darüber, daß sich nichts Verdächtiges zeigte, wurden sie ebenso rasend, wie sie sonst geworden sein würden, falls ihre Nachforschungen mit Erfolg gekrönt worden wären und sie Kriegskontrebande gefunden hätten. Eine wilde Zerstörungslust hatte sie ergriffen, und als nichts anderes mehr übrig war, bearbeiteten sie die Wände mit Kolbenstößen, und Blenkins' Beispiel, nach dessen Beweggründen Niemand fragte, veranlaßte sie, ihren Eifer zu verdoppeln.

„Keine lebendige Seele,“ heulte Blenkins. „Er hat sich mit dem Jungen entfernt. Reißt das Dach auf diesem Aufrührernest herab! Thut etwas, Leute!“

Der Lieutenant saß auf dem Sofa und lachte über den Eifer der Mannschaft. Er fand die ganze Geschichte lustig und that nichts, um die Zerstörung zu verhindern; waren nicht vielleicht auch die Buren wie wilde Thiere verfahren in Natal und anderswo, und war es etwa nicht in der Ordnung, wenn Repressalien ausgeübt wurden? Uebrigens war eine solche Untersuchung keine leichte Sache, und er vermochte jeden Augenblick mit ruhigem Gewissen die Hand auf's Herz zu legen und zu sagen, daß jeder andere unter ähnlichen Umständen ganz gleich gehandelt haben würde.

Vom Dachboden her ertönte ein triumphirendes Freudengeschrei, einige Soldaten hatten die alte Betty gefunden. Die Köchin wurde an die Bodenöffnung geschleppt, kletterte zitternd die Leiter herab, aber unten angekommen, ließen die Kräfte sie im Stich, und sie fiel zu Boden, außer Stande, sich zu erheben. Blenkins wollte sie mit Fußtritten und Schlägen zwingen, zu erzählen, wo sich der Besitzer der Farm verborgen hielt, aber die Soldaten hatten noch so viel Besonnenheit, um ihn von Gewaltthätigkeiten abzuhalten.

„Ich werde sie doch zum Sprechen bringen,“ schrie er und sprang hinaus in die Küche, um einen Feuerbrand zu holen.

Der Lieutenant folgte ihm neugierig, aber als er begriff, was der andere beabsichtigte, da befahl er ihm scharf, sich dergleichen nicht herauszunehmen.

„Keine Gefahr, Herr Lieutenant,“ antwortete Blenkins einschmeichelnd. „Ich will die alte Meerkatze nur erschrecken.“

Aber der Officier war nicht geneigt, etwas derartiges zu gestatten, und Blenkins war genöthigt, wenn auch ärgerlich, von seinem Vorhaben abzustehen. Und mit einem Achselzucken, das verrieth, wie wenig Beifall der Spion zu erwarten hatte, wollte der Lieutenant die Küche verlassen. Er stand bereits auf der Schwelle, als ein lauter Ausruf des anderen ihn veranlaßte, umzukehren.

Blenkins beugte sich über den Herd und rührte mit einem Eisen in der Asche.

„Zum Teufel,“ murmelte er und scharrte einige Gegenstände zusammen, die seine Verwunderung erregten, „was hat das zu bedeuten?“ In der nächsten Sekunde ließ er das Eisen fallen und sprang wie von einer Schlange gebissen vom Herd zurück.

„Was haben Sie gefunden?“ fragte der Lieutenant und betrachtete die Dinge, die der andere auf den Rand des Herdes hatte liegen lassen. Er sah eine alte Messingspange und einige Eckbeschläge aus dem gleichen Metall, die augenscheinlich zu einem Buch gehört hatten. Sie waren von den Flammen berußt und geschwärzt, vollkommen werthlose Kleinigkeiten und keineswegs geeignet, Neugierde oder Schrecken einzuflößen.

Aber Blenkins schien eine andere Auffassung von den Dingen zu haben, während er sich schwerathmend an den Thürpfosten lehnte. Alle Farbe war von seinem Gesicht gewichen, selbst die Nase hatte ihre Röthe verloren.

„Was haben Sie, Kerl?“

„Er hat seine Bibel verbrannt!“ stammelte Blenkins.

„Und dann?“

„Ich bin ein todter Mann!“ schrie der andere außer sich. „Es handelt sich um meine Haut.“ Er warf einige scheue Blicke zur Seite, fuhr aus seinem Schrecken auf, der ihn unerwartet überfallen hatte, und rannte hinaus.

Seine Furcht war so offenbar, daß der Lieutenant bedenklich wurde und ihm nacheilte, um eine Erklärung zu verlangen.

„Halt, Kerl! Was soll Ihr verrücktes Benehmen?“

Blenkins hörte ihn nicht, er fühlte den Boden unter sich schwanken; er war wieder drunten, es gab noch andere, die auch an Rache dachten.

„Ich weiß, was es bedeutet, wenn ein Bur seine Bibel verbrennt,“ murmelte er. „Von da an fragt er weder nach dem Himmel noch der Hölle etwas, ich weiß es!“ Er eilte hinaus auf den Hof und fand das Pferd, das ihn hergetragen hatte. In der nächsten Sekunde saß er im Sattel und ritt in gestrecktem Galopp gegen Westen, blind und taub für die Winke und Zurufe der Soldaten. Der Freistaat war ihm auf einmal zu eng geworden; er wußte nur eines: er mußte so weit fort, als sein Pferd zu rennen vermochte.

Der Lieutenant stand auf der Treppe und blickte der traurigen Gestalt nach, die über den Hals des Pferdes gebückt lag. Die Rockschöße flatterten hinter dem Reiter, sein Rücken war gekrümmt, die Kniee erhoben sich bis zum Kinn in den zu kurzen Steigbügeln. Der Mensch sah lächerlich aus, und der Officier hatte nichts dagegen, daß er von seiner Gegenwart befreit wurde, er ließ ihn deshalb laufen. Und weil an diesem Ort nichts mehr auszurichten war, so commandirte er seine Mannschaft zum Aufsitzen, und nachdem er eine Liste aus seiner Brusttasche gezogen und sich daraus Rath geholt hatte, ritt die Truppe nach dem nächsten Hofe.

„Zimmer,“ las der Lieutenant auf seiner Liste. „Der Name klingt deutsch, es wird ein wahres Vergnügen sein, diesen Herrn zu besuchen.“

Einige Meilen weiter entfernt jagte Blenkins mit verhängten Zügeln über die Ebene, nichts verrieth, daß er bald zu halten gedächte. Der Schreck saß hinter ihm auf dem Pferderücken und trieb seinen Gaul fortwährend zu neuen Anstrengungen an. Daß van der Nath seinen Verrath so aufnehmen würde, das war mehr, als er von Anfang an zu hoffen gewagt hatte; aber jetzt, nachdem es geschehen war, bereute er es fast und wünschte, daß das Resultat nicht so groß gewesen sein möchte. Er zuckte die Achseln, es war doch geschehen, und je weiter er ritt, desto ruhiger wurde er. Mehrere Meilen waren schon zurückgelegt, und wenn er recht über die Sache nachdachte, was vermochte ein vogelfreier Rebell gegen einen Mann wie ... hm, es war wohl am besten, sich so wenig als möglich damit zu befassen.

Blenkins setzte seinen Ritt den ganzen Tag hindurch fort. Er betrachtete es als das Sicherste, wenn er bald die Grenzen des Landes hinter sich ließ; seine Rolle war ausgespielt, und für ihn war nichts mehr zu hoffen, was hätte er da noch thun sollen? Die Dämmerung trat ein.

Er zog aus den Satteltaschen einige Brotstücke und eine Scheibe getrocknetes Fleisch; er war ein vorsichtiger Mann, der sich auf alles gefaßt machte, deshalb hatte er sich mit Proviant für eine Woche versehen. Das Pferd mußte sich mit einem Kornkuchen und ein wenig Wasser aus einer Grube begnügen, dann setzte er seinen Ritt fort. Jetzt aber war sein Rücken wieder gerade und die Augen strahlten munter. In seiner Tasche lagen die Banknoten, der Lohn für seine Anstrengungen, zugleich besaß er einen guten Revolver; er vertraute seinem verschlagenen Kopf, und die großen Whiskyschlucke, die er vorher genommen hatte, ließen ihm alles leicht erscheinen. Das Dunkel, das sich über die Gegend breitete, fürchtete er nicht; es vermehrte seine Sicherheit, er fühlte es wohl, und es hatte ihm früher schon oft geholfen.

Es raschelte dicht neben ihm, erschrocken hielt er inne. Seine Furcht erwachte wieder, und er blickte scheu zur Seite, während er nach der Flasche tastete, in der die Flüssigkeit enthalten war, die seinem Herzen Muth und dem Arm Kraft verlieh. Eine öde Ebene, ohne ein einziges Haus, ein ... was war das dort? Eine dunkle Figur war seitwärts in die Höhe gesprungen, eine Messerklinge funkelte matt, und eine keuchende Stimme ließ sich vernehmen:

„Weißer Baas log armem schwarzen Mann ...“

„Pest und Hölle, Kaffernschurke, was willst Du?“ Blenkins war wieder er selbst geworden, und der Revolver ruhte noch immer in seiner rechten Hand. Er hatte etwas zu verlieren, etwas, das seinem Leben Werth gab und viele genußreiche Stunden schenkte. Er war reich — bis auf weiteres, und er wollte den Freuden, die das Geld verhieß, nicht entsagen. Das Pferd sprang rasch unter seinen heftigen Sporenstößen, und der Kaffer, der ihn in seiner Sorglosigkeit beinahe überrumpelt hatte, blieb zurück.

Die dumme Geschichte begann Blenkins zu ärgern, da er die fast unglaubliche Fähigkeit der Schwarzen, lange Wegstrecken springend zurückzulegen, kannte. Und als er eine Weile über die Sache nachgedacht hatte, fand er es am sichersten, wenn er den Verfolger beseitigte, der gleich einem Schatten hinter ihm über die Ebene glitt, so oft er sich umsah.

„Der Kutscher des alten Müller“, dachte er mit einem grimmigen Lächeln, „aber das ändert nichts an der Sache“. Er hielt inne, wartete und sah zu seiner Freude, daß er sich nicht geirrt hatte. Der Kaffer sprang, die Ellbogen fest an die Seite gedrückt und den Kopf zwischen die Schultern eingezogen, gerade gegen ihn zu. „Ein geübter Läufer“, sagte er halblaut, „aber auch ein großer Narr, der nicht einmal Deckung gegen Kugeln sucht.“ Im Vergleich mit dem Schwarzen fühlt er sich grenzenlos überlegen und vertraute unbedingt seiner Waffe, die ihm einen großen Vortheil verlieh. Er ließ den Kaffer bis auf zehn Schritte herankommen, zielte kaltblütig und schoß.

Der Schwarze sprang zur Seite, und Blenkins schoß zum zweiten Male. Der Kaffer fiel jammernd zu Boden, und der Reiter lachte laut.

„Ja, ja, mein Junge“, sagte er höhnisch, „bilde dir nur nicht ein, daß sich ein Weißer von einem wie du plündern läßt.“ Er war gereizt von der kurzen Unterbrechung und ritt in aufgeräumter Stimmung weiter, auf seine Fähigkeit vertrauend, noch größere Schwierigkeiten zu überwinden.

Einige Stunden später fand der Kaffernbursche Goliath seinen sterbenden Vater.

„Hüte dich vor den Weißen, mein Sohn,“ ächzte der Verwundete. „Wandere gegen Norden, laufe deine Füße wund, geh ... springe! Und halte nicht eher inne, bis du so weit gelangt bist, daß dich die Weißen nicht mehr einholen können. Es nützt nichts, gegen sie zu streiten. Sie fordern das Gute von allen andern, zögern aber nicht, selber das Böse zu thun, sie sind sehr stark.“

Goliath blieb neben dem Vater stehen, bis er ausgeathmet hatte, dann breitete er ein Stück Zeug über das Gesicht des Todten und entfernte sich gegen Norden, indem er versuchte, an den Linien der Kämpfenden vorüberzuschleichen. Ob es ihm gelang oder nicht, das weiß niemand.

Blenkins setzte seinen Ritte fort. Er ließ sich nicht Zeit, die Wirkung der Schüsse zu beobachten, er fühlte nur ein brennendes Verlangen nach der Civilisation mit ihren Kneipen, die ihm die einzigen Genüsse boten, die er schätzte. Was gewesen war, existirte nicht mehr für ihn.

Wenn die Sturmfluth des Krieges über ein Land hereinbricht, so führt sie Massen von menschlichem Schlamm und Abschaum mit sich, weckt schlechte Instinkte und verleiht ihnen die Mittel, ihre bösen Wünsche zu befriedigen. Blenkins war einer der schmutzigen Reste, die der Krieg abgelagert hatte, er hatte sich des Krieges zu seinem Vortheil bedient und gewonnen. Der verlotterte Kerl, der im kleinen bekannte Vorbilder nachahmte und gegen einige wenige sich erlaubte, was andere im großen gegen viele, verstand die Thaten dieser Staatsmänner nach seiner Weise, paßte sie seinen Zwecken an und berief sich wie viele andere auf ihr Beispiel. Blenkins war davon überzeugt, daß jenem Land, das ihn ausgestoßen, das er aber gleichwohl hartnäckig das seinige nannte, einen unschätzbaren Dienst erwiesen hatte, und er wußte, daß viele die Sache so betrachteten wie er. Daß er sich gleichzeitig verschiedene Vortheile verschafft hatte, fand er ganz natürlich; der Krieg war in seinen Augen ein trübes Wasser, wo derjenige, der ein wenig Schmutz nicht scheute, mit Nutzen seine Angel auswerfen konnte. Und den Refrain eines volksthümlichen Gassenhauers pfeifend, ritt er dahin, in dem stolzen Bewußtsein, etwas gethan zu haben, das die Erinnerung an viele Galgenstreiche verwischte und ihn hoch über das erhob, was er früher gewesen war.

Aber noch waren keineswegs alle Gefahren überstanden. Gegen Morgen begann sein Pferd zu straucheln und zu stolpern, und während er, über sein Unglück fluchend, das Maul des Thieres zerriß und seine Weichen blutig spornte, tauchte ein gefährlicherer Feind wie aus dem Innern der Erde vor ihm auf.

Van der Nath war neben ihm, eher er begriff, woher er gekommen war, und seine Büchse ruhte auf dem Sattelbaum.

Schon einmal hatte Blenkins geglaubt, daß es mit ihm aus sei, jetzt war er überzeugt davon. Und der gleiche sinnlose Schrecken, der ihn unter der Flußpferdpeitsche anfänglich verhindert hatte, an Rettung zu denken, bemächtigte sich seiner wieder unbarmherzig. Seine Arme hingen schlaff zur Seite herab, das Gehirn verlor das Bewußtsein, und das Herz hörte auf zu schlagen.

Van der Nath lenkte sein Pferd dicht neben das seinige, sah ihm tief in die Augen und sagte:

„Elender!“

Dann winkte er mit der Hand, als wenn er ein Staubkorn von sich striche, und Blenkins' Pferd, das von der grenzenlosen Furcht seines Reiters angesteckt worden zu sein schien, verfiel in einen raschen Galopp, der seinen Herrn aus der Nähe des andern führte.

Blenkins' Kopf schwindelte. Er begriff von all diesem nichts, als daß er lebte und noch athmete. Aber dann erinnerte er sich an das, was van der Nath gesagt hatte, und wurde rasend vor Erbitterung. Das Wort hatte ihn wie ein Faustschlag mitten ins Gesicht getroffen — sollte er — sollte er zurückreiten und seine Freunde benachrichtigen, daß der Feldkornett in der Gegend war? Seine Freunde — haha — besaß er wirklich solche? Nein, sie mochten für sich selber sorgen, so gut sie konnten; van der Nath hatte seine Bibel verbrannt, er war gefährlich, obschon seine Augen so glanzlos und leer gewesen waren und — hm, das verstand er nicht.

Er blickte scheu zurück, und an der Horizontlinie entdeckte er den einsamen Mann, der barhäuptig und unbeweglich saß und in die Höhe blickte. Hätte er sich nahe genug befunden, so würde er ihn fragen gehört haben:

„Habe ich mich tief genug gebeugt, Herr?“

Blenkins vergrub seine rostigen Sporen in die Flanken des Pferdes, er hatte Eile. Ihn lockte vieles, und noch mehr jagte ihn vorwärts. Und er brauchte eine ganze Woche und ungeheure Mengen Whisky, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen.

Das letzte Mal, als er wieder auftauchte, war es in seiner Schenke in Kimberley. Dort befand er sich in Gesellschaft eines vollen Kruges und eines eifrigen Zeitungscorrespondenten, der mit dem Notizbuch in der Hand und einer Bleifeder höchst sehnsüchtig darauf wartete, daß Mr. Blenkins gütigst die versprochenen Enthüllungen nebst einer kurzen Auseinandersetzung, wie ein Krieg geführt werden soll, liefern würde. Dann verschwand der Spion spurlos in dem Dunkel, aus dem er gekommen war und wohin er wieder gehörte.

Aber fern in einer andern Gegend ritt ein einsamer Mann. Sein Gewehr lag auf dem Sattel vor ihm, und er spähte gierig nach demjenigen, der ihn vom Leben befreien sollte, das ihm zur unerträglichen Last geworden.

Zehntes Kapitel.

Die sechs Monate lange Trockenheit war vorüber, und die verdorrten Felder wurden von einer Sündfluth getränkt. In jeder, auch der kleinsten Vertiefung bildeten sich Rinnsale, die sich einen Weg nach den leeren Flußbetten suchten, in denen auf einmal wilde Ströme schäumten und brausten. Der Wind pfiff in den Kaktusgebüschen, riß die fleischigen Blätter los und brach die Zweige, während Regenschauer eintönig auf dem Boden plätscherten, der, nachdem er gierig die erste Nässe aufgesogen hatte, den Ueberfluß verrinnen ließ und sich gleichsam in zornigen, krampfhaften Zuckungen wand, weil zu viel gegeben wurde, da doch ein geringer Theil genug gewesen wäre. Und noch immer pfiff der Sturm in Stößen über die Ebene, undurchdringliche Regenschauer vor sich herpeitschend, alles in einen farblosen Dunst hüllend und Umrisse und Linien verwischend.

Mitten in diesem Unwetter, das wie durch einen Zauberschlag das Land in etwas verwandelt hatte, das nach Charakter und Aussehen so verschieden von dem war, was es gewesen, daß es nur mit Mühe wieder erkannt werden konnte, bemerkte man einen einsamen Reiter. Die Zügel hingen lose über den Hals des Pferdes, die Arme des Mannes schlaff an den Seiten herab, und statt den Kopf zu schützen, hatte er den Hut abgenommen, so daß er unbedeckt war. Das Wasser triefte von seinen durchnäßten Kleidern, floß über die Weichen des Pferdes herab, suchte sich überall einen Weg und rieselte weiter, nur um dem neuen Ueberfluß Platz zu machen, der unaufhörlich über ihn herabfluthete. Das Pferd ging Schritt um Schritt, wandte zuweilen fragend den Kopf nach rückwärts, als ob es stumm eine Auskunft verlange, was dieser wahnsinnige Ritt durch Regen und Dunst, Kälte und Sturmgeheul zu bedeuten habe. Aber der Mann sah nichts. Seine Augen starrten glanzlos in das leere Nichts hinaus; die Nässe fühlte er nicht, seine Sinne schlummerten, und der Körper schien für alles unempfindlich zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein edler Saft. Bekannter (zum Weinreisenden, der durch einen unglücklichen Zufall seinen Musterkoffer zerbrochen hat): „O weh, jetzt wird Ihr Chef denken, Sie hätten den ganzen Wein ausgetrunken!“ „Gott bewahre!“ „Kennt der Sie denn so genau?“ „Nein ... aber seinen Wein!“

„'Wat se woll dood bliwt?“

Eine Jugenderinnerung von Amanda Wilcken.

Ich ärgerte mich über Krischan. So ein ungehobelter Mensch! Eigentlich hatte ich mich schon im vorigen Jahr über ihn geärgert, aber ich hatte meinen Groll im Laufe der Ferien vergessen. Nun war ich bereits vierzehn Jahre geworden, trug halblange Kleider und war riesig groß gewachsen, so daß ich überall in den Läden mit „Fräulein“ angeredet wurde, sogar „gnädiges Fräulein“ sagten Einige. Und dieser dumme Bauernlümmel nannte mich noch immer wie in den kleinsten Kinderjahren „Mile“. Mile! Das Wort ist gräßlich. Ueberhaupt alle Abkürzungen, wie Trina, Lent, Manda, Tine, Fine — einfach scheußlich. Ich wollte es ihm aber deutlich machen, dem Krischan da auf dem Kutscherbock, und daher sagte ich, als er sich mit der Bemerkung nach mir umwandte:

„Mile, kiek, dar kannst all' dat niee Pasterhus sehn“, mit hochmüthigster Miene: „Was meinen Sie, Herr Krischan?“ Seinen Familiennamen kannte ich nicht.

„Meenst mi?“ fragte der unverschämte Patron und stieß eine markerschütternde Lache aus. „Ick bünn keen Herr. Seeg man ruhig Krischan.“

Währenddeß rumpelte das Fuhrwerk langsam die holprige Straße entlang, die nach dem kleinen Orte L... führte. Es ging bergauf, und Krischan schonte die Pferde. Fast so lange ich denken konnte, war ich in meinen Ferien diesen Weg gerasselt und Krischan hatte mich immer mit dem kleinen Stuhlwagen, der entsetzlich schlecht federte, von der Bahn abgeholt. Ich bin gewiß, wir würden ebenso schnell mit Gehen vorwärts gekommen sein, allein ich hatte ja auch mein Gepäck, ein kleines Holzköfferchen mit ein paar Kleidern, hellen Schürzen und einiger Wäsche. O, diese Ferien! Das ganze Jahr freute ich mich darauf, wie man sich eben freuen kann, wenn man dem Getriebe der Großstadt für einige Zeit entrinnt, wo Alles so eng begrenzt ist, die Wohnung, die Straßen, das ganze Leben. Alles nach der Schablone, Morgens aufstehen, lernen und immer lernen. Sprachen, Handarbeiten, Musik. — Dann aber die Ferien! Hinaus auf's Land, freie Felder mit Kornblumen, — kühle, schattige Wälder, grüne Wiesen, Kühe, Pferde, Hühner! Den ganzen Tag herumbummeln, — Ferien, o selige Ferien!

Wir nahten uns der kleinen Stadt. Sie zählte rund viertausend Einwohner. Es kam mir vor, als wäre der halbe Ort mit mir verwandt, blutsverwandt oder verschwägert. Es war eine erschrecklich große Sippschaft. Dort am Marktplatz das große Schlachterhaus, darin wohnte Onkel Thetje. Wieder so eine gräßliche Abkürzung, denn er heißt eigentlich Theodor Timm. Also Onkel Thetje und Tante Doris standen in der Thüre und riefen schon von Weitem:

„Süh dor, Mile, büst wedder mal anlangt?“

Drüben in dem schattigen Haus, mit dem in der Sonne strahlenden, goldenen Kringel, hatten Onkel Heede und Tante Mine ihren Bäckerladen. Sie drückten sich etwas feiner aus, als der Wagen in langsamem Tempo heranrasselte, Tante Mine hielt auf Bildung.

„Willkommen, willkommen“, rief's von drüben, denn auch sie waren in die Thür getreten, mich zu begrüßen.

„Wie geht's Dich denn, mein süße Deern? Sühst ein bütschen miesepetrig aus, das macht die Luft da draußen.“

„Draußen“ nannten sie Alles, was außerhalb ihres Gesichtskreises lag. Ich blickte hinauf nach der Etage des Hauses. An einem Fenster, in weißer Nachtmütze, ein großes, wollenes Tuch um die mageren Schultern geschlagen, saß Großtante Wieschen. Luise war ihr Name. Sie war eine alte Jungfer. Ich warf schnell, als ich bemerkte, daß sie heruntersah, ein Kußhändchen hinauf. Nicht gerade aus der besonderen Liebe zu der alten Dame, sie stand mir eigentlich ziemlich fern, aber weil ich es gar nicht anders kannte, als daß man besonders respektvoll und aufmerksam gegen sie sein mußte. Tante Wieschen war ein Gegenstand höchsten Interesses in der ganzen Familie. Erstens war sie immens reich, und für reiche Leute interessirt man sich nun mal. Sie war in früherer Zeit zwanzig Jahre lang bei einer alten, nervösen Dame Pflegerin gewesen; diese hatte ihr bei ihrem Tode ihr ganzes Vermögen und den schönen, gediegenen Hausstand hinterlassen. Zweitens war Tante Wieschen furchtbar alt, und daran lassen sich naturgemäß viele Wünsche und Hoffnungen knüpfen. Drittens nun war Tante Wieschen in der ganzen großen Familie stets die, freilich unschuldige, Ursache fortwährender Streitigkeiten. Ich warf also ein Kußhändchen hinauf, worauf Tante Mine mir zuflüsterte:

„Sitzt die Alsche an's Fenster? Na, dann hat sie es Dich zu Ehren gethan, heut Morgen war se hellschen mies.“

Langsam ging es weiter. Aus den Nebenstraßen wehten Tücher. Sie wußten ja Alle, daß ich wieder meinen Einzug hielt. Bei Goldschmied Bieser kamen wir noch vorbei, Lehrer Niemand, Gerichtschreiber Knösel, Gastwirth Freund, Alle mehr oder weniger mit mir verwandt. Dann bogen wir auf die Chaussee. Nun ging es schneller vorwärts. In einer Viertelstunde hielten wir vor einem stattlichen, strohbedeckten Landhause; das Ziel meiner Reise. Onkel Peter Struß war Landmann und Besitzer dieser herrlichen Landstelle.

„Deern, wat büß grot worrn“, begrüßte er mich freundlich, und Tante Anna setzte hinzu: „Bannig wussen büst. Dat is wohr. Na, nu iß man erst wat, warst woll Hunger hebben.“

Heute durfte ich noch der Ruhe pflegen. Allein von morgen an mußte ich in der Stadt Besuche machen, denn sie waren Alle neugierig, etwas von „draußen“ zu vernehmen. Und auch meine lieben Verwandten hatten vielerlei zu berichten, in einem Jahr passirt in einer so riesengroßen Familie ja immer etwas. Den Schluß aller Geschehnisse bildete stets „Tante Wieschen“. Auf Tante Wieschen lief jedes Gespräch hinaus. Zuerst ging ich am anderen Nachmittage zu Bäckers, der Syrupskringel wegen, die es zum Kaffee gab. Allerdings, ich muß gestehen, in den letzten beiden Jahren hatte sich mein Geschmack bedeutend verfeinert. Ich zog jetzt, nachdem ich mehr zu Verstand gekommen, kleine Konditorwaaren den Syrupskringeln vor und wenn letztere auch noch so schön waren.

Bei Heedes hatte sich ein großer Kreis von lieben Verwandten versammelt, es wurde so eine Art Familienkaffee gegeben.

„Büst all bi Tante Wieschen west?“ fragte mich Tante Doris, die Schlachtersfrau.

„Ne“, antwortete Tante Mine statt meiner, „laß ihr man erst ein Schluck trinken, sonst wird mich mein Kaffee kalt, und Tante Wieschen schläft woll noch.“

Der Kaffee wurde gereicht und ich mußte berichten. Von den Eltern, der Schule, den Lehren, den Mitschülerinnen, alles interessirte die lieben Leutchen; es war ein Hauch von „draußen“. Und mitten in meinem Bericht hinein öffnete sich langsam die Thür und Tante Wieschen trat ein. Alle sprangen ein: „Tante Wieschen, das ist nett, komm', setz' Dich hier in den bequemen Stuhl! Tante, hier ein Rückenkissen! Nimm den Schemel unter die Füße, Tantchen! Eine heiße Tasse Kaffee für Tante! Den weichen Kuchen, Tante, diesen hier, feinste Sandtorte.“

„Wie geht's es Dir, Tante?“ fragte ich. „Tante Mine meinte, Du schliefest wohl noch, sonst wäre ich schon mal oben gewesen.“

Tante Wieschen hatte die Angewohnheit, zu Zeiten furchtbar malitiös zu lächeln. Jetzt lächelte se.

Ich wurde nach diesem und jenem gefragt und erzählte und kaute wacker d'rauf los, es wurde nun doch mal für eine Mahlzeit gerechnet. Dann bekam Tante Wieschen kalte Füße und ging wieder nach oben.

„Wie findest Du ihr?“ fragte mich Tante Mine, als sich die Thür hinter ihr geschlossen. „Sie war gräßlich elend vor vierzehn Tagen.“

„Ja“, meinte Tante Doris, „wi harrn all Angst, wat se uns so ganz unversehens unner de Hühnern dood bleew.“

Die Frau Gerichtsschreiber Knösel äußerte sich: „Wenn man nur wüßte, wie sie ihr Testament gemacht hat. Sie thäte besser, was ihren schönen Hausstand anbetrifft, sich mal nach unseren Wünschen zu erkundigen. Sieh, Mile, zum Herbst macht unsere Emma Hochzeit. Gott, man hat es ja nicht so reichlich, wir haben doch noch die andern fünf. Tante könnte gern aus ihrem Leinenreichthum eine Kleinigkeit hergeben, Alles würde ja dankbar angenommen.“

„Das seh ich nun nicht ein“, entgegnete die Frau Goldschmied Bieser. „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Es wäre unrecht, wollte sie bei Lebzeiten Einem Alles geben, und die Andern könnten sich den Mund wischen.“

„Ja“, entgegnete Tante Knösel spitz, „der Neid ist leider groß in der Welt.“

„Neid“, fuhr die Bieser auf, „wir sind nicht neidisch, haben gottlob alles, was wir brauchen; wir haben nicht nöthig, nach ein paar lumpigen Handtüchern zu lungern.“

Jetzt mischten sich auch die Andern mit in die Debatte, es wurde ein förmlicher Tumult. Ich hatte schon lange mit einer Cremeschnitte, die ganz unten auf dem Kuchenteller lag, geliebäugelt; für mich waren diese Streitigkeiten nichts Ungewohntes, das erlebte ich alle Ferien auf's Neue. Ich hielt den Augenblick für günstig und zog mir mit der harmlosesten Miene die leckere Schnitte hervor. Sie hielt, was sie versprach, sie schmeckte vortrefflich.

Den Uneinigkeiten folgte ein allgemeiner Aufbruch, der Kaffee war zu Ende. Die Knösel raunte mir noch in aller Eile zu:

„Wenn Du oben bei „ihr“ bist, lenke doch mal ein bischen das Gespräch auf Emma's Hochzeit, deute mal von Weitem auf Leinen zur Ausstattung hin, so'n kleiner Wink kann nicht schaden. Du verstehst mich wohl.“

„Als ich dann nachher bei Tante Wieschen noch ein Stündchen saß, hatte ich Gelegenheit, ihren großen vollgestapelten Leinenschrank zu bewundern. Ich brachte das Gespräch auf Emmas Hochzeit und entledigte mich mit großer Geschicklichkeit meines Auftrages. Verstehen mußte Tante es, und sie verstand es nur zu gut. Sie lächelte ihr fatales Lächeln.

„Laß nun gut sein, Kind. Alles bleibt, wie es ist; es würde eine Lücke geben, wollte ich was davon weggeben, und ich liebe die Lücken nicht. Wenn ich mal todt bin, mögen sie sich darum raufen und prügeln, soll mir eine unbändige Freude sein. Aber erst, wenn ich todt bin.“

In der nächsten Woche war Onkel Struß's Geburtstag. Derselbe wurde festlich begangen, indem so ziemlich Alle, die ihm nahe standen, zu Fuß oder zu Wagen herauskamen, ihm zu gratuliren. Das war ein großes Fest. Schon seit zwei Tagen wurde gebraten und gebacken, denn reichliches Essen und Trinken ist bei einer Festivität die Hauptsache. Es fehlte bei Straußens auch an nichts, sie hatten Alles im Ueberfluß. Ich stand auf der Landstraße und sah den Ankommenden entgegen. So nach und nach hatten sich bereits verschiedene Onkels und Tantens und Vettern und Basen eingefunden. Jetzt rasselte Onkel Thetjes Fuhrwerk heran. Er hatte Bäcker Heedes und Tante Wieschen mit aufgeladen, denn seine Break umfaßte sechs Mann. Der kleine fünfjährige Max, Schlachters Söhnchen, thronte auf dem Kutscherbock, während die dreijährige Lise mit im Wagen saß. Daß es allen Verwandten etwas unangenehm war, daß Tante Wieschen mit von der Partie war, merkte ich gleich. Es ist auch eine „Gene“. Die Erwachsenen konnten sich nicht so geben und nicht so reden, wie sie wohl mochten, denn bei allen Zusammenkünften bildete doch Tante Wieschen den Hauptgesprächsstoff. Und wenn es auch stets ein bischen krekelig dabei herzugehen pflegte und meistens in Uneinigkeiten endete, so ist es doch auch wieder etwas langweilig, wenn Alle stets einer Meinung sind. Für mich war es ein herrlicher Tag. Es waren junge Mädchen und junge Leute genug da, um dem Ganzen ein festliches Gepräge zu geben. Gerade als die Reise wieder losgehen sollte und Alle sich auf die Beine machten, geschah etwas Schreckliches. Tante Wieschen, die auf den hohen Tritt des Wagens treten wollte — es war gerade Niemand dabei — trat fehl und mit einem Male lag die lange dürre Gestalt regungslos auf der Erde.

„Herr Gott in Deinem hogen Himmel“, schrie die Strußen, die sie hatte fallen sehen. „De Olsch fallt ut'n Bichtstohl.“

Alle stürzten hin. Tante Wieschen war hintenüber gefallen. Sie konnte sich erst gar nicht besinnen. Man wollte sie in's Haus schleppen, da kam sie zu sich und stöhnte matt: „Nach Hause!“

Man placirte sie also möglichst bequem und fort ging's, langsam, langsam, wie bei einer Beerdigung.

„Se hett en düchtigen Schups kregen“, meinte Onkel Struß.

„Wat se woll dood bliwt?“ fragte ein elfjähriger Vetter.

„Jä, man kann all nich weten“, äußerte sich Tante Anna. „Mile, gah morrn fröh man gliks mal to Stadt un erkundig di nah Tante Wieschen ehr Befinnen.“

Als ich andern Tags hinkam, herrschte im Bäckerhause große Aufregung. Die ganze Nacht waren sie im Gange gewesen, Tante hätte den Fuß gebrochen und der Arzt meinte, nach dem Fieber, das sich gleich so heftig einstellte, es könnten auch innere Verletzungen vorgekommen sein.

Schlachters hatten ihren Max herübergeschickt, um zu fragen, wie es stände, und Tante Mine meinte, wir sollten nur ganz vorsichtig zu der Tante Wieschen hinaufgehen. Ich nahm Max bei der Hand und wir traten möglichst leise auf. Der Fuß war in Gips gelegt und schmerzte nicht mehr, aber Tante stöhnte entsetzlich und klagte über Rücken- und Kopfschmerzen.

„Warrst Du nu dood bliwen?“ fragte mit einem Male die dumme Kröte von Max, „Mudder meent, Du wärst all old nog.“

Tante Wieschen lächelte ihr malitiöses Lächeln, trotz ihrer Schmerzen: „Grüß Deine Mutter, mein Sohn, und sage ihr, ich bliebe noch ein bischen.“

Trotzdem nun Max seine gehörige Tracht Prügel bekam, blieb die Sache doch äußerst unangenehm. Indeß schien es nicht, als wenn Tante Wieschen „noch ein Bischen bleiben“ sollte. Täglich ging ich in die Stadt, täglich ward es schlimmer. Endlich war die Kranke so matt, daß die Verwandten es an der Zeit erachteten, den Pastor kommen zu lassen. Denn gute Christenmenschen wie sie waren, wollten sie Tante doch nicht mit dem schweren Gepäck ihrer Sünde die weite Reise in das Jenseit antreten lassen. Tante Wieschen war mit Allem zufrieden und so ward feierlich, nur im Kreise der engsten Verwandten das Abendmahl eingenommen. Ich durfte nicht dabei sein, trotz meiner vierzehn Jahre und meiner halblangen Kleider. Es that mir furchtbar leid, so etwas Feierliches passirt nicht alle Tage. Sie kamen denn auch Alle schluchzend in's Wohnzimmer zurück, woselbst als Beschluß eine gute Tasse Kaffee verabreicht wurde. Derselbe verfehlte seine Wirkung nicht. Die gesunkenen Lebensgeister begannen sich zu heben, und es regten sich bald in Allen wieder irdische Wünsche. Es währte keine halbe Stunde, da hatten die Anwesenden mit vielen Hin- und Herreden die ganze Habe Tante Wieschens unter sämmtliche Familienangehörige vertheilt. Ganz getröstet ging Jeder heim. — Ich mußte nun häufig bei der kranken Tante sitzen.

„Du hast dja Zeit, mein süße Deern, un es dauert dja auch nicht mehr lange“, sagte Tante Mine.

Allein als ich abreiste, lebte Tante Wieschen noch. — — —

Es verging Jahr auf Jahr. Ich sollte zur Lehrerin ausgebildet werden und hatte viel zu lernen. In den Ferien mußte ich meine Mutter, die in letzter Zeit recht leidend geworden war, in die Sommerfrische oder in ein Bad begleiten. Das kleine Städtchen L. wurde, wenn nicht gerade vergessen, doch in meiner Erinnerung recht in den Hintergrund gedrängt. Wir korrespondirten nie mit einander. Nach bestandenem Examen ging ich auf zwei Jahre nach England, dann nach Frankreich, um schließlich dauernd eine Stelle als Lehrerin an einer Schule in meiner Heimathstadt anzunehmen.

Als ich aus Frankreich heimkehrte — ich war gerade vierundzwanzig Jahre geworden —, fiel es mir ein, mich einmal nach all' den vielen Verwandten in L. umzusehen. Ich schickte also, kurz entschlossen, eine Karte an Onkel Struß. Wirklich war Krischan am Bahnhof, als ich dort anlangte.

„Guten Tag, Krischan“, rief ich freudig aus, als ich in sein dummes, erstauntes Gesicht sah, wie er mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Ich kam ihm nach den acht Jahren wohl etwas verändert vor.

„Mile, büst Du dat?“ fragte er mit aufrichtiger Bewunderung. Ich mußte laut lachen. Ich gedachte meines Aergers, als ich noch ein Backfischchen war, über dieses vertraute „Du“.

„Ja, Krischan“, sagte ich, ihm kordial die Hand reichend. „Hab' ich mich denn so verändert?“

„Ja, Mile“, meinte er aufrichtig, „büst bannig hübsch worrn, warraftigen Gott, bald harr't Di nich mehr wedder kennt.“

Wir rumpelten nun die Bahnhofsstraße entlang. Ich beugte mich vor, um mit Krischan zu plaudern und er drehte sich zu mir zurück, denn die Pferde kannten ja allein den geraden Weg.

Und er berichtete auf meine Fragen: „De ohle Lehrer Niemand is dood und sien Fru ok. De Knösel is lang krank west, is nu ok dood un ehr Dochter Emma is in'n Wochenbett storben. Schlachter Timm sien Fru is vör en Johrener dree storben, he hett den Gastwirth Freund sien Dochter, Meta, wedder friegt. Un Du, Mile, de Ohlsch leevt noch.“

„Was“, rief ich, „Tante Wieschen? Wie alt ist denn die?“

„Vergangen Johr is se fief un negentig worn.“

„Du lieber Gott, fünf und neunzig. Da hatten sie sich alle gesorgt und gequält um den Nachlaß der alten Großtante, und nun ging so einer nach dem andern still hinüber in ein besseres Jenseits, wo alle Sorge und Plage aufhört. Und Tante Wieschen behauptete noch immer ihren Platz auf Erden.

„Halt mal ein bischen am Bäckerhaus an, Krischan“, sagte ich.

Ich eilte, nachdem ich Onkel und Tante Heede begrüßt, zu der alten Großtante hinauf. Da saß sie noch an ihrem alten Fensterplatz und sah hinunter auf den Markt. Und was sich da abspielte, hatte sich ein ganzes Menschenalter hindurch abgespielt und es hatte nie seinen Reiz für Tante Wieschen verloren. Leute kamen und gingen, ab und zu ein Gruß, das war Alles. Eine vorüber rollende Droschke war ein Ereigniß. Ich war ob dieses Wiedersehens ganz gerührt. Ich küßte ihre welken Hände.

„Wie lange bleibst Du hier, Mile?“ fragte sie.

„Ich denke, zwei oder drei Tage, Tante.“

„Kommst Du nächstes Jahr wieder?“

„Vielleicht, so Gott will.“

„Na, dann sehen wir uns vielleicht noch wieder“, meinte sie mit größter Seelenruhe. „Ich bleibe noch ein bischen.“

— Das Höchste. — Erster Backfisch: „Ich heirathe nur einen höheren Beamten.“ — Zweiter Backfisch: „Ich heirathe nur einen Offizier.“ — Dritter Backfisch: „Ich heirathe nur einen Dichter.“ — Vierter Backfisch: „Ich heirathe nur einen höheren Beamten, der Reserveoffizier ist und dichten kann.“

(Für die „Sonntagpost".)

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Der Weihnachtsmarkt eröffnet. — Das Verkehrsproblem tritt immer mehr in den Vordergrund und bedarf baldigster Lösung. — Ausdehnung des Geschäftsviertels geboten. — Ein Kapitel von der Nächstenliebe. — Interessante Erhebungen eines greisen Arztes und Schriftstellers.

Das Weihnachtsgeschäft beginnt eben erst unten in der Stadt, aber das Gewühl in den Straßen, das Gedränge in den großen Waarenhäusern fängt bereits an, einen so unheimlichen Charakter anzunehmen, wie man ihn sonst nur unmittelbar vor dem großen Gabenfeste zu beobachten Gelegenheit hatte. In vielen Hinsichten ist das ja ganz unleugbar ein gutes, ja ein vortreffliches Zeichen, aber es beweist auch über jeden nur möglichen Zweifel hinaus, daß der Enge in dem besagten Geschäftsviertel baldigst auf irgend eine Weise wird abgeholfen werden müssen, wenn nicht Stauungen eintreten sollen, welche — stetig zunehmend an hemmender Wirkung — den Zweck der ganzen Anlage gefährden würden, von den Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die sie dem Einzelnen bereiten, gar nicht zu reden. Diese letzteren Punkte kommen ja bei uns ohnehin immer erst ganz hintenan in Betracht, so „praktische" Leute sind wir nun einmal.

Bis vor wenigen Jahren haben wir uns noch hübsch geduldig ohne Hochbahn beholfen, und es ist auch so gegangen. W i e es gegangen sein kann, das sich vorzustellen fällt Einem heute freilich schwer, beim Anblick der ausnahmslos überfüllten Hochbahnzüge, die des Morgens von Süden, Norden und Westen her viele Zehntausende von Menschen nach dem Verkehrsmittelpunkte der Stadt bringen, um sie am Abend, eingekeilt in noch drangvoll fürchterlicherer Enge, wieder in die Nachbarschaft ihrer Behausungen zurückzubefördern. Dabei sind auch die Verkehrsmittel aller Niveaubahnen nach wie vor bis zur vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen.

Da wir uns nun einmal in die Sackgassen der unteren Stadt verrannt haben mit dem weitaus größesten Theile unserer geschäftlichen Unternehmungen, und da sich der Verkehr anscheinend auf keine Weise wieder von dort ablenken läßt, so wird man sich an die Aufgabe machen müssen, ihn auf dem gegebenen kleinen Raum zu vertheilen, so gut es gehen mag und kann. Da auf dem Boden und über demselben schon so ziemlich aller vorhandene Raum in Anspruch genommen ist, so schickt man sich an, in die Tiefe hinabzutauchen. Untergrundbahnen müssen wir haben, heißt es, und schon liegen die verschiedensten Pläne zur Schaffung von solchen vor. Welche von diesen Plänen schließlich zur Annahme gelangen werden, ob die Tunnels, welche benöthigt werden, als Privatunternehmungen oder als „öffentliche Nutzanstalten" werden verwirklicht werden, das steht noch dahin; aber als sicher annehmen darf man wohl, daß in zehn Jahren von jetzt die Untergrundbahnen zur Thatsache geworden sein werden. Ebenso sicher ist aber, daß man sich alsdann in dem Geschäftszentrum der Stadt noch um ein gut Theil beengter finden wird, als gegenwärtig, und daß man sich daselbst mehr Ellbogenraum wird schaffen m ü s s e n. Durch Verbesserung und Vermehrung der Brücken, welche zum Theil schon in Angriff genommen, zum anderen Theil wenigstens beschlossene Sache ist, wird sich die nothwendige Ausdehnung bis zu einem gewissen Grade hin auch nach westlicher und nördlicher Richtung hin vollziehen können, naturgemäß aber wird sie in der Hauptsache südwärts erfolgen. Auf der Nordseite trägt sich die Northwestern-Bahn, auf der Westseite die Pennsylvania-Bahn mit Plänen für die Errichtung großartiger neuer Bahnhofsbauten, auf der Südseite aber geht der neue Riesen-Bahnhof der Rock Island-Bahn bereits mit raschen Schritten seiner Fertigstellung entgegen; die Pläne der Western Indiana-Bahn für einen gewaltigen Neubau, der an die Stelle des von ihr längst schon ausgewachsenen Empfangsgebäudes an Polk Straße treten soll, sind fix und fertig; an der Südwest-Ecke von Sherman und Van Buren Str. wird der Ex-Bürgermeister Patten von Evanston, ein erfolgreicher Börsenspekulant, an der Nordost-Ecke von Harrison und La Salle Str., wo jetzt die alte Revierwache steht, wird die Druckereifirma Rand & McNally einen mächtigen Hochbau hinstellen. Noch eine ganze Anzahl von anspruchsvollen Neubauten wird in derselben Gegend im kommenden Frühjahr begonnen werden, und ehe man sich's recht versieht, wird der ganze Stadttheil, früher so abstoßend und verkommen, ein gänzlich verändertes Gepräge aufweisen. Ist aber erst einmal Luft gemacht in jener Gegend, so werden auf den ersten Vorstoß in Kürze weitere folgen, die Schranken, welche dem Verkehr gegenwärtig gezogen, werden fallen müssen. Chicago wird damit seiner unabweislich scheinenden Bestimmung, zum ungeheuerlichsten Häuserhaufen diesseits des Atlantischen Meeres zu werden, um ein großes Stück näher gerückt sein.

* * *

Es war an einem der herrlichsten, sonnigsten Galatage unserer Weltausstellung, und wir standen zu Dritt auf dem Dache des gewaltigen Industrie-Palastes, den herrlichen Rundblick genießend über die Uferlandschaft, welche durch Menschenkunst und Menschenfleiß in so erstaunlich kurzer Zeit in einen mit den wundervollsten Palästen übersäeten Zaubergarten umgewandelt worden war. Unten, auf allen Wegen und Stegen, herrschte dichtes Menschengewühl, und es schien, als sei ein Kampf Aller gegen Alle um das Wegerecht im Gange. Der eine von meinen Begleitern, ein prächtiger alter Herr, zu dessen goldenem Kinderherzen seine Marotte, daß er „im Grunde genommen" ein Schopenhauerianer sei und keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfe, ohne die pessimistischen Lehren des Frankfurter Philosophen zu verrechten, einen merkwürdigen Gegensatz bildete.

„O Jammer, o Spott," hub der Alte klagend an; „was bleibt Einem übrig, als das Verzagen! Da sind sie nun zu Hunderttausenden zu Hauf', umringt von nie geahnter Schönheit, die ihnen die Herzen erheben und sie Alle sich als Brüder und Schwestern fühlen lassen sollte — und was sehen wir? Ein Jeder geht am Andern kalt und fremd vorüber! — Gleichgiltigkeit und Mißtrauen nur hegen sie für einander, und in der rücksichtslosen Hast, nur möglichst rasch dem eigenen Ziele näher zu kommen, kann ein Jeder kaum fest genug seinen Ellbogen dem Anderen in die Rippen stoßen. Anstatt sich in dieser Umgebung, welche dazu einladet, wie keine andere, einander die Hände zu reichen zum fröhlichen Reigen, stapft man mit brutaler Rücksichtslosigkeit auf den Hühneraugen seiner lieben Nächsten herum — gerade als ob hier nicht ein jeder Platz der beste wäre, um prächtige Eindrücke in sich aufzunehmen. Und da soll man glauben, daß es jemals zu einer allgemeinen Verbrüderung der Menschheit kommen könnte? Geht mir eweg!" schloß er mit einem entrüsteten hessischen Provinzialismus seine Philippika.

Der Zweite von uns Dreien, nur wenig jünger an Jahren, als der nun längst zur schweigenden Mehrheit hinübergegangene Theoretiker Schopenhauer'scher Observanz, hatte diesen lächelnd angehört. Er war ein Mann, der zu pessimistischen Anschauungen alle Ursache gehabt hätte. Als Bierbrauer war er in einem westlichen Staate aus kleinen Anfängen durch langjährige Mühe zu beträchtlichem Wohlstande gelangt gewesen, als temperenzlerischer Fanatismus ihn auf dem Wege der Gesetzgebung des größeren Theiles seiner Habe beraubte. Im Vertrauen auf Zusicherungen seiner Fachgenossen in anderen Theilen des Landes, daß sie ihm zur Seite stehen würden, wagte er den Rest seines Besitzes an die gerichtliche Bekämpfung des ungerechten Gesetzes. Der erhoffte Erfolg blieb aus, und der wackere Mann, den die biederen Fachgenossen schnöde im Stich gelassen, hatte von vorne anfangen müssen, in einem Alter, in welchem er sich zur Ruhe setzen zu können gehofft hatte. Aber die scharfen hellen Augen des Mannes blickten mit frohem Ausdrucke in die Welt, und kein Zug seines wohlwollenden klugen Gesichtes verrieth irgend welche Verbitterung oder das geheime Verlangen, mit Irgendwem quitt zu werden für erlittene Schädigung. „Reg' Dich nicht auf, Alter, über Dinge, die nicht sind," lachte er gutmüthig; „ein bischen acht- und rücksichtslos sind sie schon, unsere Menschenbrüder und -schwestern, ob es sich nun um den Erwerb handle, oder um's Vergnügen; daß sie aber von direktem Uebelwollen für einander erfüllt sein sollten, das möchte ich — von den Ausnahmen abgesehen, die es von jeder Regel gibt — denn doch ganz ergebenst bestreiten. Der Prophet, welcher behauptet hat, der Menschen Dichten und Trachten sei böse von Jugend auf, war muthmaßlich gerade ein so wunderlicher Heiliger, wie Du. Im Grunde genommen ist es ihm gar nicht eingefallen, an die Wahrheit seiner Behauptung zu glauben — er hat sich nur verpflichtet gefühlt, den Griesgram herauszubeißen." Ich schloß mich dem Vorredner vollinhaltlich an und erlaubte mir, die Bemerkung an seine Ausführungen zu knüpfen, daß mit verschwindenden Ausnahmen wohl ein Jeder und eine Jede von den Hunderttausenden der derzeitigen Ausstellungsbesucher, sofern es die Umstände erheischen sollten, keinen Augenblick zögern würden, einem Nebenmenschen, der ganz dringend ihrer Hilfe bedürfen sollte, nach Kräften beizuspringen, und zwar unter dem Eindrucke der Umgebung, dem sich keiner von ihnen völlig entziehen könne, in weit höherem Maße, als es sonst vielleicht der Fall sein würde. Daß man sich nicht bei den Händen fasse, um den festlichen Reigen zu tanzen, läge wohl hauptsächlich daran, daß wir nicht in Arkadien leben.

Es gelang uns Beiden damals, den alten Pessimisten zur Aufgebung seines Standpunktes zu bewegen.

Mehr Arbeit, als wir mit dem Schüler Schopenhauers gehabt, hat sich der jetzt zweiundsiebzigjährige Arzt und Schriftsteller Silas Weir Mitchell in Philadelphia mit Leuten gemacht, die ihm gegenüber behauptet haben, daß in unserem materialistischen Zeitalter Thaten der Selbstaufopferung im Interesse des Nächsten immer seltener würden. Dr. Mitchell hat sich mit einem Bureau in Verbindung gesetzt, das auf Bestellung Zeitungsausschnitte über beliebige Gegenstände liefert. Von demselben sind ihm im Verlaufe von zehn Monaten Belege für nicht weniger als 1163 Fälle heldischen Einspringens von Menschen für Menschen zur Verfügung gestellt worden, wobei wohl zu beachten ist, daß das fragliche Bureau immerhin nur über mangelhafte Quellen verfügt hat, und daß zahllose Fälle von Selbstaufopferung, die oft weit größere Anforderungen an den Heldenmuth stellen, als eine rasche Rettungsthat, nicht an die große Glocke gehängt werden.

Nachdem Dr. Mitchell aus der fraglichen Liste alle Thaten von Polizisten, Feuerwehrleuten und sonstigen Personen ausgemerzt, welche man wegen ihres Berufes zu derartigem Thun verpflichtet nennen könnte, hat er noch 717 Fälle übrig behalten, wo nur die Nächstenliebe als Beweggrund gewirkt hat. Sehr groß ist unter diesen Fällen der Prozentsatz derjenigen, in welchen das Beispiel der Selbstaufopferung von Kindern im Alter von 6 bis 15 Jahren gegeben worden ist. Von je elf Personen, die ihr Leben zugunsten von Anderen auf's Spiel setzten, hat immer Einer dieses Leben dabei eingebüßt.

—88.



Von Albert Weiße.

Grieshuber: Ja, es ist gerade zu lächerlich! Das soll eine Strafe sein! Wegjagen und ins Zuchthaus einsperren hätten sie den Kerl sollen!

Kulicke: Du meinst den Nurs, wo in den Innsähn-Aeseilum in Kankakie einen Päschent aus purer Mienesz die Rippen gekrätschert hat?

Gr.: Seine ganze Strafe besteht darin, daß er auf sechs Wochen von seinem Amt suspendirt ist! Wenn die um sind, kann's wieder losgehen, und er den anderen Patienten die Rippen auch noch einschlagen! So Etwas soll in einem zivilisirten Staat möglich sein! Aber natürlich, solange die Vorsteher und Beamten der Wohlthätigkeits-Anstalten des Staates ihre Aemter als Belohnung für geleistete politische Dienste erhalten, wird die Schandwirthschaft darin nicht aufhören. Der „Pull", der sie in's Amt gebracht hat, deckt ihnen den Rücken.

Lehmann: Reg Dir doch nich unnöthig uff! Der Mann is doch bestraft jenung un' denn denk' Dir bloß die Jefahr, in die der Wärter jeschwebt hat! Et fehlte nämlich jar nich viel, denn wär'n der Kranke bei det Rippenbrechen unter die Finger kaput jejangen, un' wenn det wirklich jepassirt wär, denn hätt' er sich jefaßt machen können, det sie ihn ohne Jnade uff volle sechs Monat' suspendirt hätten! Uff sechs Monate der Jehalt verlieren, wat Einer schon vor Jahren als „Wardheeler" im sauren Schweiße seines Anjesichts verdient hat . . . det is kein Spaß nich' . . .

Gr.: Eigentlich hast Du ganz Recht. Die Strafe erscheint zu hart, wenn man an den Fall Hunter denkt. Der junge Mann hat doch weiter noch Nichts für seine Partei und das Vaterland im Allgemeinen gethan, als der Sohn seines Vaters zu sein, und daß er zufällig ein Gesandter ist, so hat er das Recht, Leute todt zu schießen, ohne daß ihm dafür ein Haar gekrümmt werden darf! Weil er ein Mitglied des Haushalts unseres Gesandten ist, dürfen die Guatemalaer ihn nicht fassen, und weil er den Mord nicht in den Ver. Staaten begangen hat, können wir ihm nichts anhaben! Famose Justiz! Deutschland, Frankreich, oder irgend ein anderer Staat ließen sich in solchem Falle den Verbrecher ausliefern und machten ihm den Prozeß; bei uns aber, die wir lauter Advokaten und Rechtsgelehrte zu Gesetzemachern haben, besteht die Lücke im Gesetz.

Kulicke: Den Weg ist es in Dschermanie besser. Was da Lah ist, ist Lah, und wer was gegen die Lah thut, wird gepunischt.

Quabbe: Auch nicht wahr! Der König und alle Mitglieder des Königlichen Hauses stehen nicht unter den Gesetzen und wenn von denen Einer ein Verbrechen begeht, kann er auch nicht bestraft werden!

Lehm.: Doch nich schlecht! Also, wenn damals in'n Thierjarten der Kerl, wo mir die Uhr jestohlen hat, un' den Prinzen Heinrich so frappant ähnlich sah, wirklich der Prinz Heinrich jewesen wär', denn hätt' ick mir meine Uhr loszieh'n un' ick un' der Staatsanwalt ihm nachpfeifen können?

Qu.: Was zerbrechen Sie sich noch immer unnöthiger Weise den Kopf! Seien Sie doch zufrieden; die Hauptsache ist ja doch die, daß die Uhr und auch der Dieb glücklich fort sind!

Gr.: Da Ihr gerade vom Stehlen sprecht: Hab' ich da neulich gelesen, daß eine junge Dame aus den „besten" Familien ein Pferd und Wagen gestohlen hat, und zwar aus keinem anderen Grunde, als daß sie die Erfahrungen, die sie bei diesem Diebstahl machen würde, als Material in ihren Novellen verwenden wollte. Ist so Etwas zu glauben?

Quabbe: Warum nicht? Vielleicht war sie kurzsichtig und hat das Droschkenpferd für den Pegasus angesehen!

Lehm.: Pegasus oder nich', As Schriftstellerin wird die kein Jlück nich' haben. Wat 'n richtjer Schriftsteller is, der in die Welt forkommen will, der stiehlt nich' erst det Material zu 'ne Novelle, der stiehlt jleich die janze Novelle selbst!

Gr.: Samstag ist ja ein ganzer Postwagen voll eingeschriebener Briefe vor dem Postamt gestohlen worden. Da könnten sich die Spitzbuben am Ende auch ausreden, daß sie eine Novelle schreiben wollten!

Lehm.: Nee, det überlassen Sie den Postmeister. Der kann jetzt die Novelle, betitelt „Der gestohlene Postwagen" oder 'ne Broschüre: „Wo steckt unsere Polizei?" an den Jeneralpostmeister schreiben — det Honorar dafür — ca. $6000 — haben sie ja schonst weg.

Quabbe: Im letzten Jahre wurde dort ja auch ein großer Diebstahl ausgeführt. Wenn ich nicht irre, wurden für ca. 75,000 Briefmarken gestohlen. Ja, ja, die alte Bretterbude am Seeufer ist immer noch ein ergiebiges Arbeitsfeld für einen Spitzbuben, der sein Handwerk gründlich gelernt hat!

Gr.: Und dafür, daß ihr Handwerk nicht zurückgeht, sorgen die Spitzbuben auch. Sie suchen verwandte Berufszweige zum festeren Anschluß zu bewegen!

Qu.: Wie meinen Sie das?

Gr.: Mit dem verwandten Berufszweig meine ich natürlich die Polizei, mit der sie eine innige Interessengemeinschaft anstreben und ja auch zum Theile schon erreicht haben. Außerdem suchen sie ihren Nachwuchs nur aus dem bestgeeignetsten Material zu rekrutiren!

Qu.: Mit dem besten Material, aus dem sie ihren Nachwuchs rekrutiren können, meinen Sie natürlich auch wieder unsere Polizeimannschaft? Nicht wahr? Darauf wollen Sie doch hinaus?

Gr.: Bewahre! Für die praktische Ausführung dieses, Muth und Entschlossenheit erfordernden, Gewerbes sind unsere Polizisten durch ihr langjähriges Faullenzerleben viel zu sehr verlottert; aber ihre Söhne, die die Atmosphäre der Polizeistation im Umgang mit ihnen eingesogen haben, sind allerdings durch ihre frühzeitige Bekanntschaft mit den „Gütern" des Gesetzes die besten Novizen für den Orden der Gesetzesübertreter.

Lehm.: Die Jeschichte is schon in vollen Schwung. Die Räuberbande, wo den offiziellen Titel: „Sheffield Ave.-Gang" führt un' die Nordseite unsicher machen duht, nimmt Keinen nich' uff, wo nich' 'nen Polizeimenschen als Vater uffweisen kann.

Kulicke: Das ist ja Nonsens!

Gr.: Warum? Hast Du noch nie Etwas von den „Sons of Veterans" oder den „Daughters of the Revolution" gehört? In diese Orden wird Niemand aufgenommen, dessen Vorfahren sich nicht auf dem Schlachtfelde um das Vaterland verdient gemacht haben. Warum soll nun auch diese Elite-Räuberbande, die mit den Bürgern im Krieg liegt, nicht verlangen, daß die Vorfahren ihrer Mitglieder bereits Tüchtiges im Brandschatzen der Bürgerschaft geleistet haben? Die Polizisten und Konstabler . . .

Lehm.: (einfallend) sind jute Freunde . . .

Gr.: Durchaus nicht! Alle Augenblicke hört man, daß sie sich in die Haare kriegen, weil sie sich gegenseitig beim Gelderpressen von den Wirthen und Gämblern in's Handwerk pfuschen.

Kulicke: Das thun sie bloß for Schoh!

Lehm.: Naturellemang. Wenn det Ernst wär', denn kriegte der ehrliche Mann seine Kuh und der unehrliche Jämbler sein' Jeld wieder. Nee, nee, det sind bloß so kleine Scherze, wo die Freundschaft erhöhen. Konstabler un' Polizisten sind ein Herz un' eine Seele! Neulich haben die Konstäbler sojar in ein Paar Jämbling-Buden den Polizisten zu Jefallen Bomben jefeuert.

Gr.: Ich habe gelesen, daß man allgemein vermuthet, diese Attentate auf die Spielhöllen seien von den Konstablern aus Aerger darüber verübt, weil sich die Besitzer neuerdings entschieden allen Erpressungsversuchen der Konstabler widersetzten!

Lehm.: Nee, nee, es is, wie ick Dir sage, aus pure Liebe zu die Polizei jeschehn! Sieh' man: Seit Jahr un' Tag hat der Polizeichef berichtet un' jeder Polizeikäptn nimmt et uff seinen Amtseid: In Chicago existirt kein Jämblinghaus nich'! Mit den besten Willen, un' wenn ihn det Jeld och noch so sehr in die Tasche juckt, kann kein Landonkel keine Jroschens hier an die Bauernfänger los werden. Pure unmöglich! So recht jejloobt haben die Bürger det wohl nie nich', un' die Zeitungen nu' man schon janich'. In's jerade Jejentheil. Sie haben jeschrieen, Chicago sei ein einzijes jroßes Jämblinghaus, noch viel doller als Monte Carlo, die Berichte der Chefs seien erstunken un' erlogen, die Käptäne hätten falsch jeschworen, Innjeborne un' Landonkels würden in die Spelunken det Fell über die Ohren jezogen un' so weiter p. p. Und an Allens sei natürlich die Polizei Schuld! Selbstverständlich hat et die Konstabler jejuckt, det die elenden Zeitungsschreiber die Polizisten so hundsmäßig schlecht machen und, um ihnen nu' weiß zu waschen un' zu beweisen, det thatsächlich keine Spielhölle nich' existiren duht, haben sie die Buden in die Luft jesprengt.

Charlie: Wißt Ihr, seitdem Ihr aus Deutschland zurück seid, gefallt Ihr mir gar nicht mehr! Entweder räubert Ihr mir Etwas aus Deutschland vor, oder Ihr unterhaltet Euch über Chicagoer Räubergeschichten. Das wird auf die Dauer langweilig . . . Uebrigens habe ich einen neuen Gasmeter.

Grieshuber: A propos Gasmeter! Sag' einmal, worin gleicht ein Gasmeter einem pflichttreuen Bürger?

Charlie: Give it up!

Grieshuber: Ganz einfach! Er vergißt niemals zu registriren. Auf der anderen Seite aber gleicht er wieder dem Bürger, der seine Pflicht nicht thut. Kannst Du mir wohl sagen, warum?

Charlie: No!

Gr.: Weil er zwar registrirt, aber niemals stimmt.

Charlie: Das stimmt, er stimmt nie. Letzten Monat hab' ich $15 . . .

Gr.: Na ja, wir wissen schon . . . . hurry up . . . . bring' uns die Karten!

Für die Küche.

— Puterbraten (Turkey.) — Ein junger Truthahn, der einige Tage in kühler Zugluft gehangen hat, wird gesengt, ausgenommen, innen und außen rein gewaschen, trocken gewischt und mit einem Füllsel gefüllt, das aus 1½ Pfund feingehackter Kalbsleber, ½ Pfund feingehacktem, frischem, ungeräuchertem Speck, 2 geriebenen Weißbrötchen, 2 Eiern, einer fein geschnittenen Trüffel, Salz und Pfeffer bereitet wird. Nun belege den Boden einer großen, gut verzinnten Kasserolle mit Speckscheiben, gieb den Puter darauf, belege diesen ebenfalls mit Speckscheiben, thue Wurzelzeug, verschiedene Gewürzkörner und etwas Salz hinzu, fülle eine gute Brühe aus Fleisch-Extrakt und zwei Gläser voll Weißwein auf, so daß der Puter davon bedeckt ist, lege einen Bogen weißes Papier über, um ihn bei öfterem Begießen braten zu lassen. Gegen Ende der Bratzeit entferne man das Papier und lasse ihn bräunen. Ist er weich, so lege ihn auf eine Schüssel, überfülle ihn mit dem Fett der Brühe und stelle ihn warm. Den Saft gieße durch ein Sieb, verkoche ihn mit dem erforderlichen Schwitzmehl und Weißwein zu einer bündigen Sauce, die mit Eigelben abgezogen, mit Citronensaft geschärft wird und zuletzt den Zusatz von eingemachten, oder in Butter und Citronensaft gedämpften Champignons erhält. Die Champignon-Sauce wird besonders gegeben.

— Gekochte Preißelbeeren. Ein Quart Beeren, eine Tasse Wasser werden zusammen weich gekocht; dann werden sie durch ein Sieb gepreßt und etwa fünf Minuten gekocht. Dann wird der Zucker, zu 1 Quart 2 Tassen Zucker, und 1 Tasse Wasser, hinzugethan und damit aufgekocht. In eine kalte ausgespülte Schüssel gefüllt und an kühlem Ort erstarren lassen.

— Gänsebraten (knusperig.) — Nachdem die Gans zuerst 1½ Stunde mit 1 bis 2 Tassen Wasser, fest zugedeckt, aber bei öfterem Umwenden, auf dem Herd halb gar gekocht ist, wird sie offen, die Brust nach oben, im Bratofen noch ungefähr ebenso lange unter öfterem Begießen mit dem Fett der Sauce, braun gebraten. In der letzten Viertelstunde begießt man sie nicht mehr, dadurch wird die Haut knusperig. Beim Anrichten werden dann einige Löffel Fett über den Braten gegossen. Die Sauce wird mit ½ Theelöffel Kartoffelmehl, in kaltem Wasser aufgelöst. Man versäume nicht, die Bratenschüssel und Sauciere gut durchzuwärmen.

— Junge Gans auf französische Art, (mit Salat und Kompott). — Etwa fünfzig schöne, gekochte Kastanien werden geschält, in geschmolzener Butter eine Weile gedünstet und nebst der Gänseleber fein gehackt, mit ½ Pfund gehacktem Schweinefleisch, einer kleinen Zehe Knoblauch oder etlichen kleingeschnittenen Zwiebeln, Petersilie, Schnittlauch, Salz, Pfeffer und Muskatnuß vermischt, worauf man diese Füllung eine Viertelstunde in ein wenig Fleischbrühe dämpft, in die Gans füllt und die letztere dann etwa 1½ Stunde am Spieß brät. Als Sauce reicht man den abgetropften, entfetteten und mit ein wenig Fleischbrühe aufgekochten Bratensaft.

— Gebratene Ente mit Cumberlandsauce. — Nachdem man 2 junge Enten sauber ausgenommen, dressirt, gesalzen, und zum Braten vorbereitet hat, setzt man sie mit zerlassener Butter begossen in den Bratofen und läßt sie unter Zufügung von kochendem Wasser gar und braun braten. In der letzten halben Stunde gießt man ¼ Quart leichten Rothwein über den Braten, nimmt ihn nach dem Garwerden aus dem Ofen und richtet ihn an. Die Sauce wird vollständig entfettet, mit einem Eßlöffel Johannisbeergelee und einem Theelöffel Senf vermischt, mit einem kleinen Glase Rothwein verkocht und durch ein Haarsieb getrieben. Man verrührt sie mit einem Theelöffel Fleischextrakt, einem Theelöffel in Wasser aufgelöste Cornstärke, läßt sie noch einmal aufkochen und servirt sie zum Braten.

— Schweinebraten auf Wildpretart. — Man nimmt dazu Vorderschinken oder Kammstück, befreit es von Haut und Fett und klopft es etwas. Man kocht nun ½ Quart gewöhnlichen Rothwein, ¼ Quart Wasser und ¼ Quart Essig einmal auf, giebt zwei geschnittene Zwiebeln, zwei dicke Zitronenscheiben, 5 Wachholderbeeren, Pfefferkörner, Nelken und englisch Gewürz in einen kleinen Topf, thut etwas von der Brühe darauf und kocht dies langsam fünf Minuten. Das Fleisch legt man in einen passenden engen Steintopf, giebt zunächst das Gewürz darüber, dann die Beize und läßt es vier Tage liegen. Zum Braten salzt man es richtig, spickt es mit Speck und brät es in Butter und Speck unter fleißigem Begießen zwei Stunden. In der letzten halben Stunde giebt man saure Sahne darüber, verdickt nachher die kräftige Sauce mit etwas Mehl und giebt die Beize dazu.

— Englische Nierensuppe. — Mehrere frische Rindernieren schneidet man in dünne Scheiben, bestreut sie mit Salz und Pfeffer und mit Mehl. Dann brät man sie in Butter braun, überfüllt sie mit so viel siedendem Wasser, als man zur Suppe nöthig hat, und kocht dieselbe mit Wurzelgrün, Zwiebel und Lorbeerblättern bis die Nierenscheiben weich sind. Dann legt man die Scheiben, mit etwas Brühe überfüllt, in die Suppenschüssel, stellt sie heiß und giebt die übrige Brühe durch ein Sieb. Man schwitzt zwei Eßlöffel Mehl (auf drei Quart Suppe berechnet) in Butter braun, verkocht dies mit der durchgegebenen Brühe zu dicklicher Suppe, kräftigt die Suppe mit Liebig's Fleischextrakt, würzt sie mit 1 Eßlöffel Champignon-Ketchup und 1 Glas Portwein und giebt sie über den Nierenscheiben auf, nachdem man zuletzt noch nach Salz abschmeckte.

— Mince-Pie-Füllung (nur von Früchten ohne Fleisch). — 2 Pfund Rindernierenfett, vorbereitet wie bei anderen Füllungen, wird mit 2 Pfund sauber gewaschenen und wieder getrockneten verlesenen Sultanien, 1 Pfund gesäuberten Korinthen, 2 Pfund kleingeschnittenem Citronat, der abgeriebenen Schale von 4 Citronen, Zimmet, Nelken und etwa 5 Unzen Orange-Jam (Marmelade), gut verrührt, mit ½ Glas Sherry-Brandy und 1 Glas Sherry begossen, zugebunden und nach der bestimmten Zeit benutzt. Man muß die Mischung aber gut 4 Wochen lagern lassen, ehe man sie benutzt.

— Plumpudding. — 1 Pfund Kernnierenfett, ½ Pfd. Ochsenmack, 1 Pfund türkische Rosinen, ½ Pfund Korinthen, ¼ Pfund Citronat, ¼ Pfd. Orangenschalen (gezuckerte), 8 Aepfel, ½ Unze gestoßenen Zimmet, etwas geriebenen Muscatnuß, das auf Zucker abgeriebene Gelbe einer Zitrone, ½ Pfund Zucker, 1 Pfund geriebene Semmel oder Weißbrod, 3 Unzen Mehl, ein Weinglas voll Arak oder Cognac, ein wenig Salz und 8 Eier. Das Nierenfett wird aus Haut und Sehnen gelöst und fein gewiegt, nebst dem geriebenen Brod in eine Schüssel gethan; sodann gibt man die gut gereinigten Rosinen, die würfelig geschnittenen Aepfel, das ebenso geschnittene Mark, den feingeschnittenen Zitronat und Orangeat dazu, dann die Gewürze, Salz, Zucker und Zitronengelb. Alles dies wird vermengt, dann mit dem Arak, den Eiern und dem Mehl vermischt und zugedeckt eine Stunde stehen gelassen. Hierauf wird eine Serviette gut mit Butter bestrichen, mit Brotkrumen überstreut, die Puddingmasse in die Mitte der Serviette gefüllt, dieselbe in Falten zusammengenommen und fingerdick über der Masse festgebunden. Dieser Pudding wird in ein großes Gefäß mit Wasser gethan, so daß er schwimmt und nirgends anliegt und zwei und eine halbe Stunde ununterbrochen zugedeckt gekocht, wobei man öfter siedendes Wasser nachgießen muß, so daß er schwimmend erhalten wird. Beim Anrichten wird er auf ein Drahtsieb gelegt, der Bindfaden aufgeschnitten, die Serviette von allen Seiten losgemacht und der Pudding auf eine Schüssel gestürzt und mit einer Schodosauce oder Brandysauce übergossen. Man kann auch Rum darüber gießen oder ein kleines Gefäß in die Mitte des Puddings stecken, das man mit Rum füllt, den man anzündet, wenn man den Pudding zur Tafel bringt.

Der bairische Generalshut.

Zu den Erörterungen über den bairischen Generalshut wird der Augsburger Abendztg. geschrieben: Daß der Prinz-Regent noch den Generalshut trägt, liegt an dem konservativen Sinn des hohen Herrn, der sich, wie in so vielen Fällen, von dem Althergebrachten nicht so leicht trennen kann. Es wird uns in dieser Hinsicht versichert, daß sich der Prinz-Regent speziell das Tragen des Generalshutes nicht nur für seine Generaladjutanten, sondern auch für seine Person vorbehalten hat. Doch hat auch er mit der alten Kopfbedeckung zahlreiche schlimme Erfahrungen gemacht, und als eine der bedeutungsvollsten für das Schicksal des Generalshutes wird in militärischen Kreisen ein Vorfall gelegentlich der Jubelfeier des Germanischen Museums in Nürnberg bezeichnet. Nach der Parade über die Truppen fuhr der Prinz-Regent mit der Kaiserin bei starkem Regen in offenem Galawagen durch die Straßen der Stadt zur Burg. Während der Fahrt kam der Prinz-Regent wiederholt in die unangenehme Lage, im Verlaufe der Konversation das in der breiten Krempe des Schiffshutes angesammelte Regenwasser beim Neigen des Haupes gegen die Kaiserin dieser auf das Kleid oder auf die Hände zu gießen und ebenso sich selbst beim Zurückweichen des Körpers das Gesicht mit Regenwasser zu benetzen. Das wiederholte sich beim Aussteigen des Prinz-Regenten und auch beim Begrüßen des Kaisers nach der Fahrt im Burghofe. Der Prinz-Regent gab schon damals seinem Unwillen und Aerger über die unpraktische Bauart der Kopfbedeckung Ausdruck und soll sich auch dahin geäußert haben, bei Regenwetter den Generalshut möglichst meiden zu wollen.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Der Direktor im Reichsamt des Innern Dr. Hopf ist zum Unterstaats-Sekretär und der Geheime Oberregierungsrath Dr. Richter zum Direktor im Reichsamt des Innern ernannt worden. — Landgerichtspräsident A. D. Georg Harrassowitz, der von 1862 bis 1900 im preußischen Justizdienst gestanden hat, ist gestorben. — Regierungsbaumeister Straßmann ist vom Magistrat als Stadtbaumeister angestellt worden. — Paul Schwemin wurde an die neu eröffnete 256. Gemeindeschule versetzt und Lehrer Friedrich Rossius zum Rektor der 257. Gemeindeschule, Christburgerstraße 5, ernannt. — Mit 7000 Mark durchgebrannt ist der 21 Jahre alte Handlungsgehilfe Gustav Boernert aus der Embenerstraße, No. 49, der im Kontor der Kistenmacherei von Einsporn in der Reichenbergerstraße No. 47 beschäftigt war. Der junge Mann stellte sich in Hamburg selbst der Polizei, nachdem er das Geld vollständig ausgegeben hatte. — Arbeitslosigkeit und Nahrungssorgen haben den 51 Jahre alten früheren Bäcker Karl Beckmann aus der Belforterstraße, der zuletzt als Tafeldecker beschäftigt war, in den Tod getrieben. Er erhängte sich in seiner Wohnung an einem Spiegelhaken. — Aus Nahrungssorgen vergiftete sich der 33 Jahre alte Kaufmann Louis Meiling aus der Wöhlertstraße 21. — Geheimer Baurath Wilhelm Boeckmann ist nach längerer Krankheit, die auch zu einer Operation geführt hat, gestorben. Mit Hermann Ende hatte Wilhelm Boeckmann 1859 ein Atelier für Architektur gegründet. Beide haben Berlin mit einer Reihe monumentaler Bauten geschmückt. — Auf dem Tempelhofer Felde erschoß sich der 45 Jahre alte Stationsassistent Paul Herms aus der Flottwellstraße 9, der seit sechs Jahren auf dem Potsdamer Güterbahnhofe beschäftigt war.—Dr. Albert Bielschowsky, der bekannte Goetheforscher, ist im 57. Lebensjahre gestorben. Von seinem Hauptwerk: „Goethe, sein Leben und seine Werke“ erschien 1895 der erste Band; der zweite soll nahezu vollendet sein. — Der Direktor der Aktiengesellschaft „Germania“, einer der Mitbegründer der Zeitung „Germania“, Edmund Eirund, verschied hier nach längerer Krankheit. — Mit Genehmigung des Kultusministers ist eine Voluntär-Assistenzarztstelle an der Charite zum ersten Mal mit einer Aerztin besetzt worden, indem Frl. Dr. med. Helene Stelzner in dies Amt berufen wurde. — Durch einen Sturz aus dem fünften Stock hat sich die 24 Jahre alte Schneiderin Karoline Walla aus der Königstraße No. 4 wegen einer unheilbaren Krankheit das Leben genommen.

Potsdam. Frau Lüttgensee, geb. Sasse, seit Jahren bei ihrem Schwiegersohn, dem Lehrer Große am hiesigen Militär-Waisenhaus wohnhaft, feierte ihren 80jährigen Geburtstag.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Das hiesige Schwurgericht verhängte über die 33jährige Pächtersfrau Wilhelmine Dombrowski aus Wilhelmsroda die Todesstrafe. Die Verurtheilte hatte am 26. Februar ihren 85jährigen Schwiegervater dadurch vergiftet, daß sie ihm in Wasser aufgelöste Phosphorstreichhölzchen unter die Speisen mischte.

Allenstein. Kürzlich waren es 25 Jahre, seit Erster Bürgermeister Belian an der Spitze unserer Stadtverwaltung steht. Aus Anlaß dieses Gedenktages fand ein großer Fackelzug statt, an welchem sich Vereine und Innungen, die Freiwillige Feuerwehr und die Fortbildungsschulen betheiligten.

Guttstadt. In dem Dachgeschoß des Materialgeschäftshauses des Kaufmanns Hopfner brach Feuer aus, wodurch die oberen Räume des Geschäftshauses ausbrannten.

Heiligenbeil. Unser Männergesangverein beging das 25jährige Jubiläum seines Dirigenten, Kapellmeisters Kohn.

Insterberg. Der schlafende Ulan Bernecker, welcher etwa 8 Monate im hiesigen Garnisonlazareth in ärztlicher Berathung war, ist vor einigen Tagen zu seinem Truppentheil entlassen worden. Bernecker kann sich auch jetzt noch nur an Stöcken fortbewegen.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Das hiesige Schwurgericht verurtheilte den 37jährigen verheiratheten Arbeiter Friedrich Schulz aus Ohra wegen versuchten Mordes und vollendeten schweren Raubes, begangen im August 1900 auf der Chaussee bei Praust an dem Dienstmädchen Auguste Neustadt, zu 12 Jahren Zuchthaus.

Briesen. Kaufmann Robert Schmidt ist zum Brandmeister der Feuerwehr gewählt worden. — Erschossen hat sich der jugendliche Kellner Karl Demski.

Elbing. Die Diakonissin Margarethe Stoemer von hier, Tochter des Rechnungsrathes Stoemer, fuhr dieser Tage nach Westafrika, wo sie einem Missionär angetraut werden soll.

Gollub. Hauptlehrer Maaß beging sein 25jähriges Amtsjubiläum. Der Lehrerverein schenkte ihm ein großes Bild, die Abendmahlsfeier darstellend.

Graudenz. Vermißt wird seit einiger Zeit der Präparandenschüler Johannes Kroll.

Groß-Lesewitz. Stallungen und Scheune der Paul Becker'schen Besitzung brannten vollständig nieder.

Kleczyn. Feuer zerstörte das Anwesen des Besitzers Bloch.

Kulm. Rentierempfänger Schröder von hier erhängte sich im Neudorfer Wäldchen aus Lebensüberdruß.

Provinz Pommern.

Stettin. Feuer richtete im Hause Krautmarkt 9 bis 10 erheblichen Schaden an. — Vermißt wird seit einigen Tagen die 11 Jahre alte Tochter des Bogislavstraße 31 wohnenden Böttchers Reinat. — Der Kaiser von Oesterreich verlieh dem hiesigen österreichisch-ungarischen Consul Waechter das Officierkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Alt-Damerow. Ihre dimantene Hochzeit feierten der Altsitzer Johann Wiedenhöft und Frau.

Demmin. Die beiden Söhne des Arbeiters Westpahl, 4 und 11 Jahre alt, waren allein in der elterlichen Wohnung. Mit Zündhölzern spielend, setzte der Jüngere sein Strohlager in Brand. Dabei erlitt derselbe so schwere Brandwunden, daß er bald darauf seinen Geist aufgab.

Eixen. Der 82 Jahre alte gräflich Wachtmeister'sche Fideikommiß-Förster Krohfuß hier beging das Fest des 60jährigen Dienstjubiläums. Landrath von Zanthier überreichte dem Jubilar den Kronen-Orden vierter Klasse.

Greifswald. Hofbesitzer Baumann wurde vom hiesigen Schwurgericht wegen Todtschlags zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt.

Kammin. Rittergutsbesitzer H. Holtz, Mitglied des hiesigen Kreistages und Amtsvorsteher des Bezirks Rißnow, ist im Alter von 73 Jahren auf Rißnow gestorben.

Köslin. Das hiesige Schwurgericht verurtheilte den Kaumann Bruno Klug von hier wegen betrügerischen Bankerotts zu 9 Monaten Gefängniß.

Provinz Schleswig-Holstein.

Schleswig. Rentier Emil Paulsen, der letzte Diener des Großvaters der Kaiserin, des von den Dänen vertriebenen Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein, ist hier, 92 Jahre alt, gestorben.

Altona. Nach kurzem Leiden verschied im 80. Lebensjahre Justizrath Ad. Meyer. — Der in der Großen Bergstraße 90 wohnende Maler Carl Mesch starb einige Tage vor Vollendung seines 100. Geburtstages an Altersschwäche.

Apenrode. Navigations-Lehrer Mohring von der hiesigen Navigationsschule wurde an die Navigationsschule in Geestemünde versetzt. Die dadurch vakant werdende Stelle hier erhält Navigationslehrer Meyer in Flensburg, an dessen Stelle der Navigationslehrer Kriebel von der hiesigen Navigations-Vorschule tritt.

Bramstedt. Gerichts-Assessor Lübbe, bisher beim Amtsgericht in Neumünster, ist als Hilfsrichter an das hiesige Amtsgericht versetzt worden.

Burg. Schiffer Hans König von hier befand sich mit seinem 17jährigen Sohn an Bord seines Schiffes auf der Reise von Kiel nach Hamburg. In nächster Nähe des Altonaer Hafens wurde das Schiff von dem dänischen Viehdampfer „Akra“ überrannt, wobei Vater und Sohn ertranken.

Garding. An Stelle des in den Magistrat eingetretenen D. J. Rieve wurde Kornhändler C. H. Andresen zum Stadtverordneten und für den nach Husum verzogenen J. J. Hansen C. J. Marcussen gewählt.

Heiligenhafen. Die Werkstätte des Rademachers Haß ist niedergebrannt.

Hemme. Zum Pfarrer hierselbst wurde Pastor Cornils aus Lunden gewählt.

Husum. Oberlehrer Dr. Schröder in Itzehoe, der zum 1. April 1903 an das hiesige Gymnasium versetzt ist, wird hier nur ein halbes Jahr verweilen, da er im Herbst nach Deutsch-Südwestafrika zu übersiedeln gedenkt, um sich der Erforschung der Thier- und Pflanzenwelt zu widmen.

Kiel. Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Bockendahm verschied hier im 76. Lebensjahre.

Provinz Schlesien.

Breslau. Das 50jährige medicinische Doctorjubiläum feierte der Geheime Sanitätsrath Dr. med. et phil. Grempler. Von dem Oberpräsidenten Herzog zu Trachenberg ging das Diplom der Verleihung des Charakters als Professor ein. — Oberbürgermeister Dr. Bender ist wiedergewählt worden. — Im Schnellzuge Wien-Breslau wurde in einem leeren Coupé zweiter Klasse der Kaufmann Kurt Riemer, Mitinhaber der hiesigen Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen Leopold Robert & Co., erschossen aufgefunden.

Alt-Kemnitz. Hier verstarb der Nestor der schlesischen Lehrerschaft, Hermann Linke. Derselbe hat 52 Jahre seines Amtes gewaltet; davon kommen auf die Gemeinde Neu-Kemnitz 42 Jahre. Am 1. Juli 1901 trat er in den Ruhestand.

Goerlitz. Das 60jährige Doctorjubiläum beging Geheimer Sanitätsrath Dr. Gotthold Scholz hierselbst.

Harpersdorf. Feuer zerstörte die Besitzung des Zimmerpoliers Ernst Borrmann.

Hirschberg. Selbstmord verübte der Pächter der bekannten gräflich Schaffgott'schen Kaiser-Wilhelm-Baude, Fritz Baum, indem er sich in seiner Wohnung erschoß.

Jenkau. Excellenz von Webern beging mit seiner Gemahlin das goldene Ehejubiläum.

Lauterbach. Aus Schwermuth erhängte sich die Frau des Stellenbesitzers Mende.

Provinz Posen.

Posen. An der neu errichteten Präparanden-Anstalt zu Bromberg ist der Mittelschullehrer Volkmitt von hier als Vorsteher und erster Lehrer angestellt worden. — Oberlehrer Rosenthal ist von hier nach Wongrowitz versetzt, an Stelle des nach Bromberg versetzten Oberlehrers Salomon.

Bromberg. Stadtrath Werckmeister legte wegen Kränklichkeit sein Amt nieder. — Landbriefträger Heyse aus Janowitz, der nach Unterschlagungen flüchtig geworden war und in Fordon einen Selbstmord versucht hatte, ist im hiesigen Diakonissenhause seinen Verletzungen erlegen.

Czarnikau. Der aufsichtführende Richter des hiesigen Amtsgerichts, Amtsgerichtsrath Sprenberg, ist im Alter von 50 Jahren gestorben. Er war fast 25 Jahre hier Richter.

Exin. Seminarlehrer May von hier ist zum Kreis-Schulinspector ernannt worden.

Gnesen. Staatsanwalt Poch von hier ist nach Danzig versetzt worden.

Klonowo. Auf dem Gehöft des Rittergutsbesitzers Netz brach Feuer aus, das zwei Scheunen mit Inhalt in Asche legte. Bei dem Rettungswerk wurde ein Arbeiter getödtet.

Mrotschen. Zum Vertreter des Kreistagsabgeordneten ist an Stelle des verstorbenen Rentiers Pajzderski Dr. Below gewählt worden.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Der langjährige Stadtverordnete Rentner Adolf Müller feierte mit seiner Gattin das Fest der goldenen Hochzeit. — Hier starb der Contre-Admiral z. D. und frühere Reichscommissär im Seeamt Hamburg, Robert Przewisinski, im 72. Lebensjahre.

Bitterfeld. Durch einen unglücklichen Zufall gerieth auf einer der benachbarten Kohlengruben der Locomotivführer Gottlieb Merker zwischen die Locomotive und einen Wagen und wurde erdrückt.

Eilenburg. Zum ersten Prediger an der Bergkirche wurde der Archidiakonus Büchting von der Stadtkirche gewählt.

Erfurt. Rector Mürmann, Religionslehrer am hiesigen Ursulinerinnenkloster, ist zum Pfarrer von Drolshagen ernannt worden. — Ein transportabler Windebock fiel in der Dampfkesselfabrik von Gebrüder Wolf auf den 25jährigen Arbeiter Theodor Pfundheiler, so daß dessen Tod alsbald erfolgte.

Gardelegen. Das dem Kaufmann Franz gehörige, am Markt gelegene Haus brannte nebst mehreren Hintergebäuden nieder.

Hallenstade. Wegen Unterschlagung im Amte wurde hier der in Oschersleben stationirte Landbriefträger Konrad Holstein aus Tangermünde, 30 Jahre alt, zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Provinz Hannover.

Hannover. Rechnungsrath Altendorf bei der General-Commission hier, der Schriftführer des Heimathbundes Niedersachsen, feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Hier ist der Generallieutenant z. D. Otto von Schell, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, im 68. Lebensjahr gestorben. — Eheleute Steueraufseher Fritz Ollmetzer und Frau, geborene Narten, Gustav Adolf Str. 2, feierten das Fest der goldenen Hochzeit. Vom Kaiser wurde dem Ehepaar die Ehejubiläums-Medaille verliehen. — Ihr 40jähriges Jubiläum bei der Firma Günther & Wagner feierte die 74 Jahre alte Arbeiterin Pape. — Telegraphendirector Meyer, der Chef des hiesigen Stadt-Fernsprechamtes, ist gestorben. — Der Kaufmann R. E. Kleiner, der Mitglied des in Concurs gerathenen Hypothekenvereins war, hat sich in einem Anfall von Schwermuth erhängt. Kleiner war verheirathet und hinterläßt eine Frau und 5 Kinder.

Aurich. Verwaltungsgerichtsdirector Dr. von Schweinichen hier ist zum Mitglied des Bezirksausschusses in Münster und zum Stellvertreter des Regierungspräsidenten im Vorsitze dieser Behörde auf Lebenszeit ernannt worden.

Celle. Einem Schlaganfall erlag im Alter von etwa 70 Jahren der Senator Heyer.

Emlichheim. Wegen Unterschlagung amtlicher Gelder erhängte sich hier der Landbriefträger Hartmann.

Provinz Westfalen.

Münster. Eheleute Steuerinspektor Quinke hierselbst begingen das Fest der goldenen Hochzeit. Das Jubelpaar zählt zusammen 156 Jahre. Der 83jährige Jubilar, welcher 1883 in den Ruhestand trat, verwaltet noch im Ehrenamte die Zahlstelle der Altersversicherung Kaiser Wilhelm-Spende. — Zu Regierungs-Sekretären sind die Regierungs-Supernumerare Stülting und Jonas von hier ernannt worden.

Ahlen. Bei einer Schlägerei wurde hier der verheirathete Arbeiter Gerhard Dirks aus Wolfenbüttel durch Messerstiche getödtet.

Bielefeld. Stadtverordnetenvorsteher Kommerzienrath Karl Bertelsmann ist im Alter von 67 Jahren gestorben.

Dolberg. Flüchtig geworden ist der Rentmeister des Freiherrn von der Reck, Kipper. Derselbe besuchte die Düsseldorfer Ausstellung und hat von Rotterdam aus geschrieben, daß er nach Amerika fahren werde. Er soll 5—6000 Mark Kassengelder mitgenommen haben.

Dortmund. Fabrikant Georg Kleine aus Lippstadt, welcher im Drüggelter Jagdrevier den Invaliden Anton Schneider irrthümlich erschoß, wurde von der hiesigen Strafkammer zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Hagen. Der Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten Dr. Alfred Denker hierselbst wurde zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Erlangen ernannt und demselben die Ohren-, Nasen- und Kehlkopfheilkunde als Lehraufgabe, sowie die Direktion der Klinik und Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkranke bei dieser Universität übertragen.

Porta. Auf der Höhe des Jakobsberges fand unter zahlreicher Betheiligung die Einweihung einer Bismarcksäule statt.

Rheinprovinz.

Köln. Der frühere Stadtverordnete, Fabrikbesitzer Adolf Bauer von hier, wurde wegen Veruntreuung von 18,000 Mark zum Nachtheile des Syndikates vereinigter westdeutscher Thonröhrenfabriken, dessen Geschäftsführer Bauer war, zu einer Gefängnißstrafe von einem Jahre verurtheilt. Bauer hat Revision angemeldet.

Andernach. Dr. Karl Meder ist zum Direktor des städtischen Alumnates hier gewählt und von der bischöflichen Behörde in Trier bestätigt worden. — Einem Brande fiel das hiesige Hotel „Kaiser Friedrich“ zum Opfer.

Düsseldorf. Gymnasialdirektor Dr. Kiesel, langjähriger und verdienstvoller Leiter des Gymnasiums hierselbst, feierte in körperlicher und geistiger Frische seinen neunzigsten Geburtstag.

Elberfeld. Nach 35jähriger Amtsthätigkeit an der hiesigen Mädchenschule starb der Hauptlehrer emer. Julius Küller im 74. Lebensjahre.

Essen. Der verstorbene Ehrenbürger unserer Stadt, C. H. Soelling, hat der Herberge zur Heimath 50,000 Mark vermacht, die nach Fertigstellung des Neubaues in erster Linie zur inneren Einrichtung des Hauses Verwendung finden sollen.

Koblenz. Postverwalter Bell zu Bertrich stand vor dem Schwurgericht hierselbst wegen Unterschlagung, falscher Buchführung und Betrug. Der Angeklagte hatte sein Vermögen durch Spekulationen verloren und dann Gelder geliehen. Als er für die Zinsen keine Deckung hatte, griff er in die Postkasse. Das Gericht verurtheilte den Angeklagten zu 1 Jahr 4 Monaten Gefängniß.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Bäckermeister Geo. Kann feierte sein 50jähriges Meisterjubiläum. — Im Alter von 70 Jahren verschied hier der Kaufmann Heinrich Claus.

Burghaun. Zum Bürgermeister ist Adam Altstädt gewählt worden.

Felsberg. Wohnhaus und Scheune des Besitzers Adelheid brannten nieder.

Frankfurt. Der Vorstand der hiesigen Eisenbahn-Maschinen-Inspektion, Eisenbahn-Bauinspektor Grimke, schied von hier und aus dem Staatsdienste, um als Direktor in die Henschel'sche Maschinenfabrik in Kassel einzutreten. — Feuer richtete in der Hutfabrik von Desize, Fichardstraße 38, erheblichen Schaden an. — Oberlandesgerichtsrath Bernhard Scheffeld hierselbst wurde zum Reichsgerichtsrath ernannt. — Wegen Straßenraubs verurtheilte das Schwurgericht den Maurer August Schmidt und den Bäcker Anton Schlund zu je sechs Jahren Zuchthaus.

Hanau. Der Präsident des Landgerichts hierselbst, Geh. Oberjustizrath Louis Koppen, beging sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Bei einem Zimmerbrand im Hause Lothringerstraße 4 kam die 70 Jahre alte Wittwe Dorothea Dietrich um's Leben.

Homburg v. d. H. Als Nachfolger des Landraths Dr. v. Meister hierselbst wird Landrath v. Achenbach in Höchst genannt.

Marburg. Der bisherige Assistent am Historischen Institut zu Rom, Dr. Johannes Haller, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Ordentlicher Professor Dr. Hugo Ribbert hierselbst wurde in gleicher Eigenschaft in die medizinische Fakultät der Universität Göttingen versetzt.

Rothenburg. Einem Schlaganfall erlag der 83 Jahre alte Bierbrauereibesitzer Gelder.

Waldkappel. In der Scheune des Schmiedemeisters Heinemann brach Feuer aus, welches in kurzer Zeit 15 Gebäude in Asche legte.

Mitteldeutsche Staaten.

Altenburg. Böttchermeister Joh. Wilh. Baurittel hier beging das Jubiläum seiner 60jährigen Thätigkeit als Meister. Das körperliche Befinden des Jubilars ist gut; nur ist der Greis seit einem Jahre gänzlich erblindet.

Bernburg. Zum Direktor der vereinigten Fachschulen für Handwerker und Kaufleute hierselbst wurde der Regierungs-Baumeister und Oberlehrer Straub in Lübeck gewählt.

Braunschweig. Senatspräsident Dr. jur. Wolf hierselbst ist abermals zum Mitgliede der juristischen Prüfungscommission ernannt worden. — Amtsvogt Fickler von hier wurde in den Ruhestand versetzt; seine Geschäfte hat Stationscommandant Ulrich übernommen.

Blankenburg. Kaufmann Albert Flöter stellte seine Zahlungen ein.

Gandersheim. Leimfabrikant H. Zaps beging mit seiner Frau das Fest der goldenen Hochzeit. Dem Jubelpaare wurde durch Pastor Tacke eine vom Regenten verliehene Prachtbibel überreicht.

Gotha. Ziegeleibesitzer Alfred Vogelgesang hat Concurs angemeldet.

Golmbach. Feuer zerstörte die Stallung der Wittwe Johanne Lange.

Jerrheim. Superintendent Henninges trat in den Ruhestand. Er wirkte 19 Jahre in unserer Gemeinde.

Koburg. Der Chef des Staatsministeriums, Staatsrath von Witten, hat seine Entlassung genommen.

Lutter a. Bge. Lehrer Schütte von hier wurde nach Süpplingen versetzt. An seine Stelle tritt der Seminarist Sander aus Wangelnstedt.

Meiningen. Generalmusikdirector Fritz Steinbach hierselbst ist zum Kapellmeister des Conservatoriums und Leiter der Gürzenich-Concerte in Köln an Stelle von Franz Wüllner gewählt worden.

Pyrmont. Bei den Landtagswahlen für die Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont wurden in allen vier Kreisen die bisherigen Abgeordneten wiedergewählt.

Nitterode. Der Besitzer der nahen Hellemühle gerieth mit dem linken Arm in das Getriebe der Mühle und wurde so schwer verletzt, daß ihm der Arm amputirt werden mußte.

Seesen. Die Jacobson'sche Waisenanstalt hier konnte das fünfzigjährige Stiftungsfest und die Einweihung ihres neuen Heims zugleich feiern.

Sondershausen. Staatsminister a. D. Reinhardt und seine Gemahlin feierten die goldene Hochzeit. Dem Jubelpaar wurden aus Anlaß dieser Feier viele Aufmerksamkeiten erwiesen.

Stiege. Das dreijährige Söhnchen des Arbeiters Karl Hartung hierselbst machte sich am Herdfeuer zu schaffen; dabei fing seine Kleidung Feuer, und der Junge verbrannte sich so schwer, daß er starb.

Wolfenbüttel. Der bisher an der zweiten Bürgerschule beschäftigte Hilfslehrer Grimme ist zum Bürgerschullehrer der hiesigen Stadt befördert worden.

Sachsen.

Dresden. Buchhändler Haak beging mit seiner Gattin das goldene Ehejubiläum. — Geheimer Rath Professor Dr. Friedberg ist zum Vorsitzenden der Prüfungscommission für Juristen ernannt an Stelle des pensionirten Geheimen Rathes Professor Dr. Schmidt. — Hofconcertmeister Petri hat den Professortitel erhalten. — Im 71. Lebensjahre ist hier der emeritirte Oberlehrer des Vitzthum'schen Gymnasiums, Professor Dr. Hermann Klein, gestorben. — In seiner auf der Wettinerstraße gelegenen Wohnung erschoß sich der langjährige Pächter des Tivoli-Etablissements Gustav Böttcher.

Annaberg. In Concurs geriethen der Uhrmacher Paul Spindler und der Buchhändler Albert Maerter.

Chemnitz. Korbmacher Josef Nermann meldete Concurs an.

Döbeln. Der frühere Schnittwaarenhändler, jetzige Rentier Wenzel, feierte sein 50jähriges Bürgerjubiläum. — Bürgerschullehrer Krüger hierselbst beging sein 40jähriges Lehrerjubiläum.

Frankenberg. Gravirmeister Steinert feierte sein 50jähriges Arbeitsjubiläum bei der Firma Uhlemann & Lantzsch.

Fremdiswalde. Die Wittwe des Schuhmachers Seidel hat sich erhängt.

Großschönau. Fabrikbesitzer und Commerzienrath Haebler, Inhaber der Firma C. G. Haebler & Söhne hierselbst, ist gestorben.

Leipzig. Schriftsetzer Heinrich Hermann Diettrich beging sein fünfzigjähriges Berufs- und gleichzeitig auch Arbeitsjubiläum in der Buchdruckerei und Verlagshandlung der Firma B. G. Teubner hierselbst. — Dieser Tage wurde an der hiesigen Universität die erste Dame, Fräulein Ethel Blume aus London, zum Doctor medicinä promovirt. Die Reifeprüfung bestand sie Ostern 1896 in Berlin, studirte dann in Halle, Breslau und Königsberg Medizin und machte dort im Juli 1901 ihr Staatsexamen. Am 21. März 1902 erhielt sie die Approbation als Aerztin.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Oberroßarzt Reinicke vom Feldartillerie-Regiment Nr. 25 feierte sein 40jähriges Dienstjubiläum. — Lokomotivführer Richard Kunze beging sein 25jähriges Dienstjubiläum. — Ober-Postsekretär Raab erhielt bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste den Charakter als Rechnungsrath.

Bingen. Gerichtsschreiber-Aspirant Ramb von hier ist an das Amtsgericht Wöllstein versetzt worden.

Gießen. Der Großherzog hat den provisorischen Lehrer an dem Realgymnasium und der Realschule hier, Franz Bender, zum Oberlehrer an dieser Anstalt ernannt.

Mainz. Aus Anlaß ihrer Versetzung in den Ruhestand erhielten Güterexpedient Jakob Friedsam das Silberne Kreuz des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen und Eisenbahnsekretär Friedrich Adam das Ritterkreuz 2. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen.

Oppenheim. Auf eine 25jährige Thätigkeit an der hiesigen Realschule konnte Reallehrer Minnich zurückblicken.

Ueberau. Wegen Verdachts der Brandstiftung ist der Landwirth Heinrich Grund in Haft genommen worden.

Ober-Ramstadt. Sein 80. Lebensjahr vollendete Pfarrer von Wachter.

Bayern.

München. Oberstlieutenant a. D. Max v. Kramer feierte seinen 90. Geburtstag. — Für den erledigten Bahnarztbezirk München-Südbahnhof wurde Dr. Karl Görtz hier ernannt. — Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Richard Willstätter wurde zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität hierselbst ernannt. — Das achtzigste Lebensjahr vollendete der Geheime Rath Professor Dr. Johann Karl Gayer, Ordinarius der staatswirthschaftlichen Fakultät hier, ein Hauptvertreter des Forstfaches.— Wilhelm Weigel, Oberlandesgerichtsrath a. D., verschied im 73. Lebensjahre.

Albertshofen. Die 59 und 29 Jahre alten Zimmerleute Rumfelder, Vater und Sohn, stürzten infolge Brechens des nachlässig construirten Gerüstes von dem in Reparatur befindlichen Dache des hiesigen Kirchthurms etwa 35 Meter hoch auf die steinige Dorfstraße. Rumfelder sr. blieb sofort todt, während der Jüngere noch 1¼ Stunden lebte.

Aschau. Beim Hochzeitsschießen verunglückte der 22jähr. Alois Breitenloher. Er büßte ein Auge ein und erlitt zahreiche Brandwunden.

Würtemberg.

Stuttgart. Obermedizinalrath Dr. v. Hölder hat seine werthvolle anthropologische Bibliothek geschenkweise der Landesbibliothek überlassen. — Auf dem Fangelsbachfriedhof ist Adolf Göller, Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, beerdigt worden. — Wegen Betruges verurtheilte die Strafkammer den 32 Jahre alten ledigen Gärtner Ernst Keinath von hier zu acht Monaten Gefängniß.

Aalen. Die Lehrer des hiesigen Schulbezirks veranstalteten zu Ehren ihres seitherigen Schulinspektors, des Pfarrers Schall von Wasseralfingen, der als Dekan nach Blaufelden übersiedelt, hier eine Abschiedsfeier.

Bieberach. Dieser Tage blickte der Prokurist der Firma Gutermann zum Blumenstrauß hier, Alfred Gebel, auf eine 50jährige Thätigkeit in dem im Jahre 1780 begründeten Handelshause zurück.

Dachtel. Für den altershalber zurückgetretenen Schultheißen Eisenhart hierselbst wurde Gemeindepfleger Jacob Lehrer zum Ortsvorsteher gewählt.

Magstadt. Ein Brand legte das Anwesen des Bäckers Friedrich Wiedmaier in Asche.

Möhringen a. F. Oberlehrer Krämer beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Baden.

Karlsruhe. In Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin fand die feierliche Einweihung der neuen Str. Bernhardus-Kirche statt. Die Festpredigt hielt Stadtdekan Knörger. — Ihr 25jähriges Dienstjubiläum feierten die Hauptlehrerinnen Thekla Schlechter und Pauline Forch.

Albbruck. Das hiesige „Hotel Albthal“ des Besitzers Deiser ging mit Inventar um 150,000 Mark an die Gebrüder Spehl über.

Baden-Baden. Stadtpfarrer Winterer verschied hier im Alter von 63 Jahren. Er vermachte seiner Vaterstadt Ettenheim 12,000 Mark zu einem Stipendium für Theologiestudirende.

Dingelsdorf. Feuer brach in dem Doppelhaus von Baumann und Laible aus, welches die beiden Gebäude einäscherte.

Durmersheim. Einem Schlaganfall erlag der Bürgermeister Josef Heck. Er wirkte mehr als 25 Jahre in hiesiger Gemeinde.

Eberbach. Der 19jähr. Schmiedgeselle Otto Heimberger von Hüffenhardt ist auf dem Wege von Rockenau hierher von einer noch nicht entdeckten Person durch einen Revolverschuß in den Rücken getödtet worden.

Freiburg. Privatdozent Dr. Riezler in München ist als außerordentlicher Professor an Stelle des nach Breslau berufenen Professors Dr. Beyerle an die hiesige Universität berufen worden. — W. A. Walter, der Begründer der hiesigen Handelsschule, ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Die Handelsschule wurde 21 Jahre lang von ihm geleitet.

Giersbach. Das Haus des Landwirths J. Böhler ist niedergebrannt.

Rheinpfalz.

Bellheim. Zum zweiten Lehrer an der hiesigen landwirthschaftlichen Winterschule wurde Lehrer Christmann aus St. Martin gewählt.

Ebertsheim. Schuhmacher und Gemeindediener Philipp Schäfer dahier ist als Wassermeister für die hiesige neue Wasserleitung angestellt worden.

Falkenstein. In der Scheuer des Ackerers und Wagnermeisters Jacob Fischer entstand ein Schadenfeuer, das in kurzer Zeit Scheune, Stall und Werkstätte einäscherte.

Gölshausen. Großfeuer entstand hier im „Gasthaus zum Löwen“ und äscherte in kurzer Zeit die Anwesen der Landwirthe Friedrich Pfitzenmeyer, Karl Fürst, Karl Rempfer und Ludwig Pfitzenmeyer vollständig ein. Zwei Feuerwehrleute, Karl Rick und Jakob Amburger, aus Bretten wurden getödtet, einem anderen, Ferdinand Neff, wurden beide Füße abgeschlagen.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Die Köchin und das Zimmermädchen des Professors Böckel hier wurden todt in ihrem Zimmer aufgefunden. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß der Tod durch Ausströmen von Kohlengas aus einem schadhaften Kamin eingetreten war. — In seiner Wohnung hat sich der 60jährige Oberstabsarzt Dr. Otto Dürr vom Fußartillerie-Regiment No. 14 aus unbekannten Gründen erschossen.

Metz. Auf Anordnung der Metzer Staatsanwaltschaft wurde hier die Frau Navet verhaftet, welche ihre beiden jugendlichen Töchter zur Unzucht förmlich angehalten hat und ihnen hierbei mit bösem Beispiel voranging.

Mülhausen. Der 30jährige Postassistent Ludwig Thierse hierselbst wurde wegen Abreißens der Briefmarken von Postsendungen zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt.

Mecklenburg.

Schwerin. Auf ein 50jähriges Bestehen blickte unsere Liedertafel zurück. — Der vor einiger Zeit wegen Wechselfälschungen in ganz bedeutendem Umfange zu schwerer Zuchthausstrafe verurtheilte Hoftischler Peo von hier ist zwecks Beobachtung seines Geisteszustandes der Irrenanstalt Sachsenberg überwiesen worden.

Bakendorf. Lehrer Schoop feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Goldberg. Wohnhaus und Stall des Ackerbürgers C. Köpcke brannten nieder.

Güstrow. Tischlermeister Boldt feierte sein 50jähriges Bürger-Jubiläum; ihm wurde von der städtischen Musikkapelle ein Ständchen dargebracht. — Schnitter Moschmann aus Mechau wurde wegen Ermordung seiner Stieftochter Frieda Schröder vom hiesigen Schwurgericht zum Tode verurtheilt.

Marlow. Dem Cand. Theol. Behrmann aus Strahlendorf ist die Rectorstelle an der hiesigen Stadtschule verliehen worden.

Teterow. Die älteste Persönlichkeit unserer Stadt, Frau Zimmermann Kaiser, ist im 94. Lebensjahre gestorben.

Oldenburg.

Oldenburg. Das Gasthaus des Herrn August M. Hepp am mittleren Damm ist durch Kauf in den Besitz des Landmannes Paradies in Kreyenrück übergegangen. Der Kaufpreis beträgt 78,000 M. — Bei der letzten Schnitzeljagd stürzte Major von Gracocnitz und trug einen schweren Rippenbruch davon.

Altjührden. Ein schrecklicher Unglücksfall traf die Familie des Arbeiters Thormählen in Logenmoor. Die Frau desselben fand beim Wasserholen ihren Tod im Brunnen, ohne daß das Hineinstürzen gleich bemerkt wurde.

Eckwarden. Candidat Deetjen aus Gleschendorf wurde vom Oberkirchenrath zum provisorischen Vakanzprediger in Eckwarden ernannt.

Eutin. Die oldenburgische Landesbank hat hier eine Filiale eröffnet. Als Leiter derselben sind Hans Lippelt und Theodor Brand ernannt worden.

Freie Städte.

Hamburg. Ein gefährlicher Cautionsschwindler ist in der Person des aus Scherzfeld gebürtigen 32jährigen Kaufmannes Martin, der hier am Herrengraben 46 ein Agentur- und Commissionsgeschäft etablirte, dingfest gemacht worden. — An Bord des im Segelschiffhafen liegenden Dampfers „Sabinia“ stürzte der Schauermann Fleischer 2½ Meter tief in den Raum und zog sich schwere Verletzungen zu. —M. Goldstein, Mitinhaber der Bankfirma H. A. Jonas Söhne & Co., beging sein 25jähriges Jubiläum. — Ertrunken ist der Ewerführertagelöhner Zaurie, der vom Bord einer Schute bei der Stadthausbrücke in das Fleeth stürzte und sofort unterging. — Kapitän Carl Martin Dietrich Jürgensen, Inspector der Rhederei Rob. M. Sloman & Co. und Rob. M. Sloman —Kaufmann Ernst Schadt stellte seine Zahlungen ein.

Jever. Vom hiesigen Amtsgericht ist der Steuermann Florenz Friedrich Johann von Römer für todt erklärt worden. — Der älteste Bürger unserer Stadt, der Hausbesitzer Edo Frerichs, trat in seltener körperlicher und geistiger Frische in sein 94. Lebensjahr.

Varel. Nach Jever versetzt wurde Bahnmeister Beshusen. Anläßlich seines Scheidens von hier wurde ihm von den Bahnarbeitern ein Waschtisch mit Marmorplatte sowie ein Schreibtisch verehrt.

Schweiz.

Bern. Der Regierungsrath wählte zum Sekretär der Direktion des Gemeindewesens Notar Alexander Schwab, Inspektor der Amts- und Gerichtsschreibereien. — Bundesrath Hauser erlitt einen Hirnschlag, an dessen Folgen er gestorben ist.

Basel. Professor Dr. Fritz Burckhardt, bis vor Kurzem Rektor des hiesigen Gymnasiums, feierte sein fünfjähriges Dienstjubiläum als Lehrer. Der Lehrerverein veranstaltete zu seinen Ehren ein Bankett. — Ein Jubiläum eigener Art beging dieser Tage der Schlafwagen-Kondukteur Bürk von hier, der 25 Jahre lang ununterbrochen Dienst auf der Strecke Basel-Frankfurt thut und diese Strecke nicht weniger als 7000 Mal hin und zurück befahren hat. — Infolge eines Unfalles beim Ordnen der Fensterrouleaux starb im 50. Lebensjahre Dr. A. Schwendt, Privatdozent für Laryngologie an der hiesigen Universität.

Bösingen. Im Alter von 67 Jahren verschied hier Pfarrer Neuhaus.

Lausanne. Hier starb im Alter von 75 Jahren der Oberst Bourgaz, langjähriger Kriegsinstruktor der 1. Division.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. In Hinterstoder in Oberösterreich verschied der Hohbaumeister und Civilingenieur Johann Schieder von hier, Erbauer der hiesigen Börse, des Burgtheaters sowie verschiedener öffentlicher Gebäude. — Verhaftet wurde wegen Betruges der 33 Jahre alte Kanzleidiener Karl Knierlinger. — Der seit Jahren beschäftigungslose 43jährige Camillo Sterly, ein absolvirter Jurist, wurde in einem Rudolsheimer Hotel verhaftet, weil er dort Wäschestücke im Werthe von 280 Kronen gestohlen hat. — Hier ist der Official des militär-geographischen Institutes, Johann Schwarz, gestorben. — Im Gewölbe des Gemischtwaarenhändlers Robert Dubik, Ottakring, Veroniagasse 19, entstand ein Brand, der erst nach anderthalbstündiger Arbeit gelöscht werden konnte. Der Schaden beträgt viele hundert Kronen. — Der Militärpfarrer i. P. und Ehrendomherr Herr Adolf Haindl feierte sein 50jähriges Priesterjubiläum. — Unterhalb der Ferdinandsbrücke wurde die Leiche eines Mannes aus dem Donaukanal gezogen. Durch die eingeleiteten Erhebungen wurde festgestellt, daß der Ertrunkene mit dem Buchdruckergehilfen Thomas Harzer, 60 Jahre alt, identisch ist.

Bielitz. Auf seinen Besitzungen in Langeggernhof-Hochstadt bei Bozen starb der Industrielle Karl Benjamin Schneider von hier im 80. Lebensjahre.

Luxemburg.

Luxemburg. Baurath Friedrich Adolf August Schnitzlein erlag in seiner Wohnung am Bahnhof einem Herzleiden. — Der 16jährige Sohn des Wegewärters F. Bourscheid war in einem Steinbruche zu Unterschlinden beschäftigt, als ein mit Steinen beladener Schlitten in Bewegung gerieth und der junge Mann eine Strecke mit fortgeschleppt wurde, daß er schwere Verletzungen erlitt.

Gasperich. Hier fand man den 45jährigen Schneider J. B. Heyard von hier leblos im Straßengraben. Der hinzugerufene Arzt constatirte Tod durch Erstickung. Heyard war in der Ortschaft als Alkoholiker bekannt.

Kruchten. Hier entstand eine große Feuersbrunst, welche die Wohnungen Kohn, Waldbillig, Reding und Deitz bis auf die nackten Mauern einäscherte.

Die Mode.

Obwohl jede vernünftige Frau stets zunächst dafür sorgt, daß es ihr an den für das Alltagsleben erforderlichen Toiletten nicht mangele, so kann sie sich doch auch solchen Toiletten-Anschaffungen nicht entziehen, die für die „Gesellschaft" nothwendig werden. Wir bleiben eben auch im Winter nicht in unseren vier Wänden gebannt, die mannigfachen Veranstaltungen der Saison locken hinaus in lichtüberstrahlte Festsäle, in dämmerig durchleuchtete Boudoirs, ins Theater und in den Concertsaal. Da kommen unsere Anregungen, die etwas von den letzten Neuheiten verrathen können, gewiß recht gelegen.

Zu dem Besuchscostüm wird im Gegensatz zum Promenadenanzug der leicht schleppende Rock gewählt. In den feinen, melirten Tuchen, den wellig gemusterten Zibelines (peau d'ours), den weichen Sammeten und Velvets wirken die modernen Rockformen sehr gut. Die in Längsfalten gelegten Röcke sind außerordentlich beliebt; von der Hüfte bis zum Knie festgesteppt, schmiegen sie sich eng an und springen dann nach dem Saum hin faltig aus. Bei stärkeren Geweben und da, wo die Falten sehr tief eingelegt sind, empfiehlt es sich, den Stoff darunter auf der Rückseite fortzuschneiden. Meist fügen sich die faltigen Rockbahnen schmalen, glatten Schoßtheilen an, die in ihren Formen vielerlei Abwechslung bieten; die Zacken-, Bogen und Pattenkonturen werden häufig noch durch



Bisen- oder Streifenbesatz besonders betont. Einen recht guten Sitz haben die vorn und hinten mit langen Bahnen geschnittenen, nur seitlich mit Serpentinevolants versehenen Röcke. Auch breite Spitzenvolants können, in dieser Weise verarbeitet, noch einem vorjährigen Kleide den Reiz einer neuartigen Toilettenform verleihen.

Immer noch allgemein beliebt ist elfenbeinweißes Seidenfutter zu schwarzen Seiden-, Chiffon- und Spitzencostümen. Durch die schmalen, glatt eingefügten Spitzeneinsätze und die breiten, faltigen Spitzenvolants schimmert das weiße Gewebe, hier heller, da gedämpfter auf. So werden stets wechselnde Farbennuancirungen hervorgerufen, die sonst bei der Wiederholung der immer gleichen Contraste von Schwarz und Weiß nicht auftreten. Diese feinen Uebergänge von Farbenschattirungen zeigen auch écrufarbene, mit gelblichweißen Stickerei- und Jettperlenblümchen überstreute, auf farbiger Seide gearbeitete Tüllkleider. Der durchsichtige Stoff ruht auf einem Gazeunterkleid in gleicher Farbe, das die rosa, grün und goldfarbig schillernde Caméléonseide des zweiten Unterkleides nur in gebrochenen Tönen aufleuchten läßt. — Sehr hübsch sind auch die neuen, blendenartig übereinanderliegenden Kragenumrandungen aus gefaltetem Panne, deren Farben



sich vom feinsten Blaßrosa zu Fraise und Rothlila vertiefen. In dem weichen, schönen Gewebe erscheinen die verschiedenartigen Nuancen doch ganz harmonisch ineinander abgestimmt, da die feinen Härchen des Panne auf den leuchtenden Farben stets wie ein matter Silberflaum aufglänzen.

Ein sehr geschmackvolles Gesellschaftskleid aus schwarzem Tüll über weißer Seide finden unsere Leserinnen in unserem ersten Bilde dargestellt. Das Kleid eignet sich auch für nicht mehr junge Damen. Der weiße seidene Rock geht in einen hohen Serpentinvolant aus, der durch applicirte weiße und schwarze Spitzenfiguren sehr reich verziert wird. Der obere Rocktheil wird durch einen Tüllüberwurf verdeckt, der in Längsreihen mit Sammetband besetzt und dazwischen ebenfalls in zwangloser Anordnung mit Applikationen versehen ist. Die Taille wird vorn in der Mitte geschlossen. Die Rückentheile zeigen glatte, mit Tüll überspannte Seide, während bei den Vordertheilen die Seide und der Tüll, der durchweg in Längsreihen mit Sammetband besetzt und vorn außerdem mit Applikationsfiguren geziert ist, blusenartig eingereiht wird. In der Mitte ist der Tüll über der Seide ausgeschnitten. Die halblangen Aermel aus Tüll über Seide gehen in Tüllvolants aus, die auf Bausche aus Seide fallen.



Von unseren übrigen Bildern stellt das zweite einen sehr praktischen und bequemen Straßenanzug aus englischem Stoff dar. Der Anzug, der sich aus Rock und Jackett zusammensetzt, und durch eine beliebige Bluse vervollständigt wird, kann aus beliebigen Winterstoffen nachgearbeitet werden. Der Rock, der sich oben faltenlos der Figur anpaßt, ist mit spangenartigen Blenden besetzt, die mit schmaler Sammeteinfassung begrenzt sind. Die Jacke, die im Rücken anliegend und vorn halblose ist, schließt mit einer schmalen, ebenfalls mit Sammetvorstoß versehenen Blende ab. Sie wird etwas überschlagend durch Seidenschnur und Knöpfe geschlossen und ist mit drei übereinander fallenden Schulterkragen ausgestattet, von denen der obere mit Sammet und die beiden unteren mit Kleidstoff belegt sind. Die weiten Blusenärmel sind nur obenauf in die Sammetmanschette gefaßt. Der untere Theil hängt offen herab; eine breite, abgesteppte Blende bildet ihren Abschluß.

Der im dritten Bilde dargestellte, in Sackform gehaltene Mantel aus schwarzem Eskimostoff ist vorn übereinandertretend unsichtbar mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen. Er legt sich mit kleinen Aufschlägen um, denen sich ein Kragen anfügt. Aufschläge und Kragen sind wie der unter diesem aufzuhakende dreifache Schulterkragen mit 1 Zoll breiten, durchsteppten Atlasstreifen umrandet. Auf den Vordertheilen befinden sich je drei



gleichfalls durchsteppte Atlasfiguren, die Schnurschlingen und kleine Goldknöpfe zieren. Seitlich sind in Bogen ausgeschnittene, nach der Form durchsteppte Atlasfiguren aufgesetzt, die zugleich die Taschen ergeben. Aehnliche Figuren decken unten die Seitennähte des mit Stepperei umrandeten Mantels. Durchsteppte Atlasbündchen, die mit einer Spitze übereinandergehakt werden, begrenzen die bauschigen Aermel.

Fraisefarbener Homespun ist zu dem hübschen Kleid in No. 4 verwendet, dessen aus zwei Theilen bestehender Rock hinten etwa 4 Zoll lang in zwei gegeneinander gekehrte Falten gesteppt ist. Zwei Zoll breite, schwarze Herkulestresse garnirt unten den Rock. Die ringsum über einen Tressengürtel bauschende, einfache Blusentaille ist an dem rechten übergreifenden Vordertheil tollfaltenartig in Säume gesteppt und mit Brandebourgs aus 1/4 Zoll breiter Hohltresse verziert. Tresse schmückt auch den wie die Taille seitlich geschlossenen Stehkragen und die Aermelbündchen; von diesen aus setzt sich die Tresse, eine große, verschlungene Figur bildend, auf den bauschigen Blusenärmel fort.

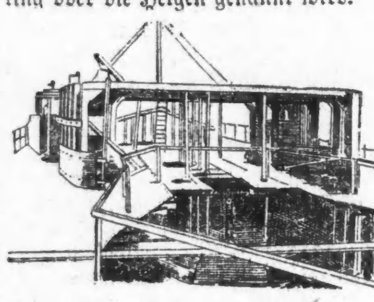
Die kleidsame, große Form des Hutes bedecken außen auf der Krempe schwarze, am Kopf und auf der inneren Seite der Krempe dagegen weißgraue Federchen. Vorn schmückt den Hut eine schwarze Federrosette mit weißem Reiher, sowie eine große, weiße Tüllrosette, von der aus sich ein Bandeau, das hinten durch eine Jettschnalle zusammengehalten wird, um den Kopf legt.

Die einfache, jugendliche Form eignet sich sehr gut zum Nacharbeiten auch für weniger geübte Hände. Selbstverständlich kann das Kleid in jedem beliebigen Wollenstoff hergestellt werden.

— Das Echo. Wirth (zu den Gästen): Vielleicht macht es Ihnen Spaß, meine Herren, die Akustik dieses Saales zu erproben, er hat ein ganz vorzügliches Echo. Wenn einer der Herren ein paar Worte recht laut rufen wollte, das Echo würde sofort Antwort geben! Gast (ruft): In diesem Hotel sind die Tischweine mäßig! Das Echo: Schweinemäßig!

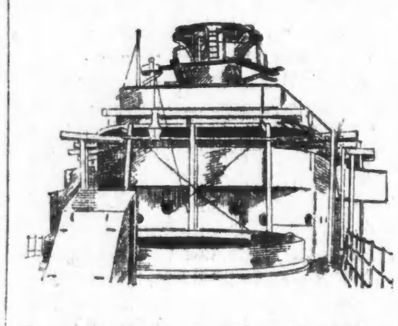
Wie ein Kriegsschiff entsteht.

In den größeren Fabriken für den Bau von Schiffen und Schiffsmaschinen sind Verwaltungsgebäude mit kaufmännischen und Konstruktionsbureaus und eine große Anzahl Werkstätten mit Hellingen, Docks, Krahnen, Magazinen u. s. w. zu einer Gesammtheit vereinigt, die den Namen „Werft" führt. In den Werkstätten, die sich in die Schiffbauwerkstätten, Schmiede- und Schlosserwerkstätten mit Mechanikerwerkstätten, Tischler- und Malerwerkstatt, Schnürboden u. s. w. und zahlreiche Maschinenbauwerkstätten theilen, sind Arbeitsmaschinen, Werkzeugmaschinen, Schmiedefeuer, Glühöfen u. s. w. thätig, um die Einzeltheile herzustellen, aus denen das Schiff besteht. Diese großen und kleinen schwimmenden Gebäude, die dazu bestimmt sind, Menschen, Waaren und Güter, bei Kriegsschiffen auch noch Offensiv- und Defensivwaffen mit einer gewissen Geschwindigkeit eine Strecke weit fortzuschaffen, entstehen meistens auf einer nach dem Wasser zu geneigten schiefen Ebene, die die Helling oder die Helgen genannt wird.



Kreuzer kurz nach Ablauf, mit Blick auf Oeffnung für Geschützthurm und obere Aufbauten.

Ehe an den eigentlichen Bau eines Kriegsschiffes gegangen wird, müssen die nöthigen Zeichnungen angefertigt werden: die Konstruktionszeichnung in drei Projektionen, als Spantenriß, Wasserlinienriß und Längsriß. Es folgen dann die Einrichtungszeichnungen, das Hauptspant, das die Bauweise und die Materialstärken zeigt, graphische Darstellungen der Berechnungsresultate und eine große Anzahl Zeichnungen für Einzelheiten. Die Zeichnungen werden ergänzt durch die Bauvorschrift. Dies ist eine Abhandlung, die den Schiffskörper beschreibt und alle seine Materialstärken angibt, die

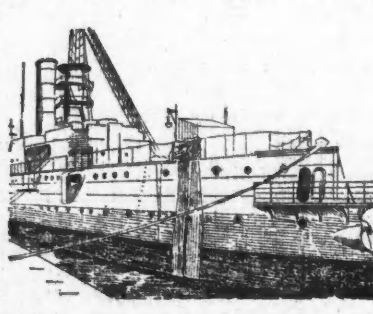


Panzerkreuzer im Ausbau nach dem Stapellauf.

auf Grund von Festigkeitsberechnungen bestimmt sind. Während der Anfertigung der Zeichnungen werden zahlreiche Rechnungen angestellt. Alle diese rechnerischen und zeichnerischen Arbeiten könnte man als die Arbeiten auf dem Papier zum Bau eines Schiffs bezeichnen.

Die Arbeiten zum Bau selbst zerfallen in die vorbereitenden Arbeiten, in den Bau des Schiffs auf der Helling, einschließlich des Stapellaufs, und in den weiteren Ausbau nach dem Ablauf. Während des Baues auf der Helling werden die Baueinzeltheile, die in den Werkstätten hergestellt sind, auf dem Helgen zum Schiffskörper montirt, so daß die Helling als Montageplatz für das zu erbauende Schiff angesehen werden kann.

Der Gang der Arbeiten ist bei Kriegs- und Handelsschiffen in den Hauptzügen ziemlich gleich. Die Konstruktionszeichnung, die in ihren einzelnen Linien mit der größten Genauigkeit (gewöhnlich im Maßstab 1:50) gezeichnet ist und die äußeren Formen des Schiffes festlegt, wird in natürlicher Größe auf dem Schnürboden der



Panzerkreuzer im Bau während des Einsetzens der Schornsteine.

betreffenden Bauwerft abgezeichnet. Für die inneren Einrichtungen, für Kessel und Maschinen werden besondere Pläne angefertigt, nach denen in den betreffenden Werkstätten gearbeitet wird, bis die nach diesen Plänen angefertigten Einzeltheile in den auf der Helling fertiggestellten oder von dieser abgelaufenen Schiffskörper eingebaut werden können. Nach der Konstruktionszeichnung wird noch ein genaues Holzmodell angefertigt. Nach den Abschnürungen, dem Holzmodell und nach den aufgestellten Vorschriften werden die Bestellungen der Stahlplatten, Stahlwinkel, der Guß- und Schmiedestücke gemacht, für die noch eine große Anzahl Arbeitszeichnungen und Modelle angefertigt werden müssen.

Ist das Material eingetroffen, so beginnt in den Werkstätten und auf der Helling der Bauwerft eine großartige Thätigkeit. Auf dem Helgen sind inzwischen die Stapelklötze errichtet worden, auf denen das Schiff gebaut wird. Ein Holzgerüst in der Form der breitesten Wasserlinie ist errichtet worden, um Platten, Winkel und Stahlstücke an die Stelle zu heben, wo ihr Einbau stattfinden soll.

Sobald auf den Stapelklötzen der Kiel gestreckt ist, werden die einzelnen Spanten aufgerichtet und die wasserdichten Querschotte erbaut.

Die Spanten — das sind die Querverbände, zu denen hauptsächlich noch die Decksbalken, die die Spanten an ihren oberen Theilen verbinden, gehören — werden zuerst in den aus der Zeichnung entnommenen Abständen lothrecht zum Kiel aufgestellt, ehe sie mit den Längsverbänden des Schiffes vernietet werden.

Wichtige Verbandtheile sind die Steven. Der Vordersteven bildet die Verlängerung des Kiels bis zum obersten Theil des Schiffs und schließt den Schiffskörper nach vorn ab. Seine Form ist sehr mannigfaltig, ebenso wie die des Hinterstevens, der das Schiff nach achtern abschließt. Die



Panzerkreuzer im Dock, mit Blick auf die Schrauben.

Steven werden aus Stahlformguß oder aus Platten und Winkeln hergestellt. Der Hintersteven trägt das Ruder, das mit seiner Spindel wasserdicht durch den oberen Theil hineingeführt ist.

Selten laufen Schiffe mit eingebauter Maschine und eingesetzten Kesseln, Kriegsschiffe mit angebrachtem Seitenpanzer, vom Stapel; meistens werden sie erst nach dem Ablauf eingesetzt. Die Fundamente für Kessel und Maschinen, ebenso wie die Wellen für die Schrauben der Schiffe werden schon vor dem Stapellauf angebracht.

Der Ablauf geschieht auf besonders untergebauten Gleitbahnen und den am Schiff befestigten Ablaufsschlitten, der bei der ersten Dockung beseitigt wird.

Zur Trockenstellung der Schiffe nach Beendigung des Baues auf dem Helling hat man Trockendocks, die in dem Erdboden hineingebaut sind, oder Schwimmdocks, in die das trockenzustellende Schiff hineinfährt, um nach dem Auspumpen des Wassers aus den Zellen des Schwimmdocks aus seinem Element gehoben zu werden, um an seinen Unterwassertheilen arbeiten oder einen neuen Bodenanstrich geben zu können.

Nach dem Stapellauf, der immer ein Festtag ist für den Schiffsbauer und die ganze Bauwerft, ist das Schiff noch lange nicht fertig, und oft sind noch Jahre für seinen inneren Ausbau nöthig, ehe das Fahrzeug als gewaltiges Linienschiff zum Beherrschen des Oceans dient, als schneller Kreuzer unsere Interessen im Ausland schützt, als Schnelldampfer den Verkehr über die Meere vermittelt, oder als Handelsschiff reiche Güter und Waaren von und nach der Heimath bringt.

Schon der Bau auf dem Helling ist bei einem Kriegsschiff wegen des Einbaues eines Panzerdecks schwieriger als bei einem Handelsschiff; weit schwieriger jedoch gestaltet sich noch der weitere Ausbau. Große Krähne bringen die Panzerrüstung an, die bei unserm Kreuzer, wie der jüngst erbaute deutsche Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" ohne das Panzerdeck 1500 Tonnen wiegt und bei einem Linienschiff im Allgemeinen an das Doppelte herankommt.

Ehe die Aufbauten und Brücken errichtet werden, werden die Maschinen und die Kessel durch die großen Krähne der Werft in das Schiff eingesetzt. Die Decks werden dann zugelegt und Schornsteine und Gefechtsmasten oder die Gefechtsthürme ebenfalls mit Krahnhilfe in das Schiff gebracht. Nach diesen Arbeiten wird mit dem Aufstellen der Artillerie begonnen.

Abgewunken.

Junger Mann: „Wer Ihre Tochter bekommt, wird gewiß glücklich sein!"

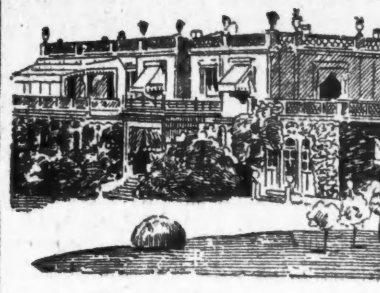
"Herr: „Ja, den können Sie jetzt schon beneiden."

Erster Gedanke.

„...Soo! Die Herren kommen aus dem Mars?! .... Nun, sagen Sie 'mal, wie sind denn da bei Ihnen die Bierverhältnisse?"

Die Zarenresidenz in Livadia.

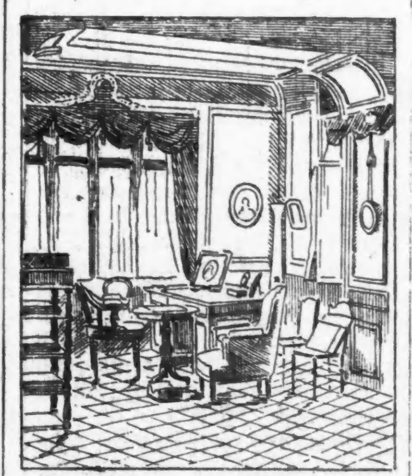
Wenn der Herbst kommt und die Blätter von den Bäumen streift, die Blumen zertritt und all die Sommerfreude in traurige Ecken zusammenfegt, dann wird es wohl am frühesten unter all den Monarchenresidenzen im schönen parkumlagerten Zarskoje Sjelo bei Petersburg unwirthlich. Es wird dort ja so früh Herbst. Und die Winde wehen kalt, und die nördliche Sonne, die nicht durchdringen will, kämpft vergebliche Kämpfe mit den giftigen Nebeln aus den Petersburger Sümpfen. Schon Mitte September dürfen die kleinen reizenden Prinzeßlein, der liebliche Nachwuchs der Zarenfamilie, nicht mehr spazieren gehen und bekommen zu den Ausfahrten dicke weiße Mäntelchen an. Hu — naß, kalt und langweilig! Aber unten im Süden, am wogenden, in bunter Schönheit leuchtenden Südufer der Krim, wo das Wasser des Schwarzen Meeres in zarter Bläue schimmert und stolze Paläste, in reiche, sonnige Pracht gebettet, Weinberge und Gärten voll tropischen Ueberflusses spiegelt, da wird es schön um diese Zeit. Dahin kommt der Herbst nicht als grauser Mörder, sondern als stiller Freund, der mit zärtlichen Händen die allzugroßen Gluthen des Sommerbrands kühlt und freundlichen Gesichts neue duftende Lebenswonnen schenkt. Da ist es nun gut sein, und das frohe Zarenschloß Livadia im Schutz der Höhen über Jalta hat die seligsten Gärten, den süßesten Reichthum an Früchten, wie sie der Süden reift, und die herrlichsten Fernblicke. Aber auch die Großen des Reiches, die mit ihrem Zaren aus dem



Das Schloß des Zaren in Livadia.

Wohnzimmer im Zarenpalais.

häßlichen, traurigen Petersburg geflohen, haben es gut hier, wo die Erde im Frieden der Schönheit, sonnensatt und überreich Feierabend macht. Leis nur und zärtlich kost sie mit den weichen Fluthen des Meers und läßt sich in stiller Hoheit vom milden Himmel mit Festgewändern und selten strahlenden Farben schmücken. Feierabend. Und die Menschen leben ein Leben der Freude. Auch die vornehmsten Excellenzen lassen Vornehmheit und Steifigkeit fahren. Weite Spaziergänge durch das sonnige Gelände, lustige Ritte über die Berge, frische Bäder in früher Morgenstunde, muntere Ausfahrten zu entfernteren Klöstern, wo die Mönche die wunderbare russische Gastlichkeit neben noch wunderbareren Weinen pflegen, wechseln mit Jagdausflügen, wobei dann der tartarische Begleiter oft mehr als eine der horngeschmückten Bergziegen zu schleppen bekommt. Der Verkehr ist leicht und lustig. Die offiziellen five o'clock-teas dehnen sich oft bis in die späten Abendstunden aus. Sie brauchen ja nicht offiziell zu sein. Auch die Gedanken brauchen es nicht, und der alte Hofmann Fürst Lieven hat seine besten



Das Arbeitszimmer des Zaren in Livadia.

Bonmots in Jalta ersonnen. O, ein Dorado der Erholung!

Und auch der Zar und die Zarin können ausruhen — von Regierungs- und Repräsentationsgeschäften, von Sorgen und — vom Hof. Denn es giebt wohl keine zweite Herrscherfamilie, die so viel Sinn für stillglückliches Familienleben hat, wie die zarische, und so großes Bedürfniß danach. Hier in Livadia kann es mit all seiner Liebe, Schönheit und Tröstlichkeit Ereigniß werden, und zwar im engsten Kreis. Zum Glücklichsein gehören doch wohl Stille und Alleinsein, und der Zar schuldet seinem Livadia viel Dank, zumal es so unendlich schön ist.

Aber auch die vier niedlichen „Zarinetten" haben es wieder so gut, so gut! Nun können sie wieder ungehindert im Park herumstreifen. Das ist doch ein anderes Laufen und Spielen. Und Nachmittags am Strand, im feinen, weißen Sand, wie läßt sich's da wühlen und graben und bauen. Und das Meer ist so schön und weit, und die Möwen so schnell und weiß, und die kleinen, eiligen Wellen so lustig! Zwar achten die englischen Bonnen darauf, daß die beiden kleinsten nicht vom großen Teppich herunterkriechen. Sand ist Sand und hinterläßt Spuren; aber weder die leichten, weißen Schärpenkleiderchen der größeren Prinzeßlein, die man hin und her am Strand aufleuchten sieht, noch die kleineren kommen ohne Spuren nach Hause. Und sind die großfürstlichen Onkel zu Besuch da, dann hat man doch wenigstens etwas von ihnen! Auch die Prinzeßlein brauchen am Strand nicht zu repräsentiren — regieren aber



Kirche in Livadia.

können sie, wie sonst nie. Und sie machen den ausgiebigsten Gebrauch von ihrer Omnipotenz. Da sind Vater und Mutter ebenso gehorsame Unterthanen, wie der jüngste Gärtnerjunge. Und das absolute Regiment ihrer erwachenden Kinderseelen, ihres Träumens und Verlangens reicht weit, weit über die ganze Welt. Eine durch Bonnen gemäßigte absolute Monarchie, die da in Livadia einen Staat im Staat bildet. Rußland freilich wird anderweitig regiert.

Halle-Wittenberg.

Lange freilich ist es her, seit die alte Lutherstadt Wittenberg eine Universität beherbergte, die ihr einst so großen Ruf in deutschen Landen verschafft hat; aber gleichwohl lebt diese Universität noch heute fort in der Universität Halle,



Das alte Universitäts-Gebäude in Wittenberg.

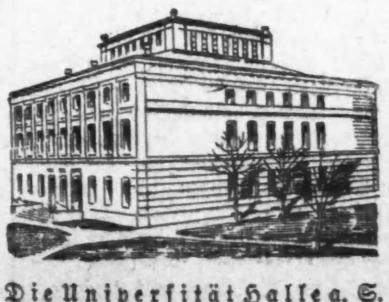
mit der sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschmolzen worden ist. Vor nunmehr 400 Jahren, am 18. Oktober 1502, errichtete Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen die Universität, die durch drei volle Jahrhunderte der deutschen akademischen Jugend eine Lehrstätte gewesen ist.

Ihren Glanz erhielt sie durch Luther, ihren bedeutendsten und berühm-



Die Schloßkirche in Wittenberg.

testen Lehrer. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war Wittenberg für die protestantische Welt die führende Universität und aus Shakespeare wissen wir, daß auch Prinz Hamlet von Dänemark in Wittenberg studirte. Vom Gebäude der Universität ist heute keine Spur mehr, eine Kaserne nimmt jetzt ihren Platz ein; das Melanchtonhaus ist jedoch erhalten, in seinem Garten sieht man noch die Grundmauern des Saales, in dem Melanchton täglich Hunderte von Studirenden und Docenten, darunter auch Luther, zu seinen Füßen sah. Luther selbst wohnte in dem Klostergebäude am Elbthor, dem heutigen Lutherhaus. Von hier schritt er am 31. Oktober 1517, eine Rolle in der Hand, zu der Schloßkirche, um an deren Thür, welche als das schwarze Brett der Universität galt, seine 95 Thesen anzuschlagen. Der Bruch mit der römischen Kirche hatte im Gefolge den Schmalkaldischen Krieg, in welchem die evan-



Die Universität Halle a. S.

gelischen Fürsten gegen den Kaiser im Felde standen. Die kaiserliche Heeresmacht drängte immer mehr an Wittenberg heran, die Studenten stoben auseinander. Wittenberg capitulirte, und nun ritt Kaiser Karl bis an die Kirche, entblößte sein Haupt vor dem Crucifix und befahl, den evangelischen Gottesdienst nicht zu stören. Im Jahre 1811 hatte die Universität nur



Neuer Anbau der Universität-Halle.

noch 42 Akademiker. Schließlich versetzten die bald darauf eintretenden Kriegsnöthe der Universität den Todesstoß. Die einst so blühende Hochschule wurde im Jahre 1816 mit der Halle'schen Universität vereinigt, die seitdem den Namen Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg führt.

Die Hochschule in Halle war am 12. Juli 1694 durch den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. (König Friedrich I.) gestiftet und von Anfang an eine Zufluchtsstätte der freieren Richtung der deutschen Wissenschaft gegenüber der starren aristotelisch-scholastischen Richtung geworden. Der große Rechtslehrer Christian Thomasius, der zuerst das Unerhörte wagte, Vorlesungen in deutscher statt der hergebrachten lateinischen Sprache zu halten, und durch die Herausgabe der ersten akademisch-kritischen Zeitschrift „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher" den deutschen Journalismus begründete, wirkte mit dem Pietisten und Menschenfreund August Hermann Francke in Halle zusammen an dem bald über die ganze wissenschaftliche Welt verbreiteten Ruhm der neuen Hallenser Hochschule.

Boshaft.





„...Ich verbitte mir, daß Sie überall mein Alter sagen, zumal da es noch nicht 'mal richtig ist..." — „So!... Na, dann sind Sie ja noch älter als ich glaubte!"

Ein Optimist.



Junger Schriftsteller (welcher gegen eine Bauerndirne zudringlich wurde und dafür eine schallende Ohrfeige erhält): „Ausgezeichnet, famos! Hier herrscht wirklich noch die vielvermißte und gesuchte Poesie des Landes!"

Vor dem Großreinemachen.



„Na, bei Dir merkt man auch, daß heute Sonnabend ist."

„Warum denn?"

„Nu, weil Du so „unrein" spielst!"

Auf krummen Freiersfüßen.



„Aber Herr Fridolin, es hieß doch, Sie wollten die Tochter des reichen Cirkusdirektors freien?"

„O, das wollte ich, aber ihr gelehriger Dackel ist mir dabei fortwährend durch die Beine gesprungen!"

Lebenskompromisse.

(Novellette von A. Z.)

„Frühling war's in allen Zweigen und die braune Drossel sang" — da fuhren zwei junge Freunde von Berlin hinunter an den Rhein. Fritz begleitete Hans und dessen Familie. Frühling war's draußen ,Frühling in ihren Herzen. Seit gestern hatten sie den „Assessor" in der Tasche. Wie frei fühlten sie sich ohne dieses drückende Gefühl des bevorstehenden Examens. Und in den Frühling hineinfahren! Die ganze blühende Welt gehört ihnen.

Im schnellen Tempo fuhr der Zug durch das Land. Kleine Ortschaften, Mühlen, Arbeiter auf dem Felde, Kuhheerden, überschwemmte Wiesen, die wie kleine Meere aussahen, aus denen Bäume und Scheunendächer wie versunkene Städte herausragten, Alles in Sonnengold gebadet, flog in bunter Abwechslung an ihnen vorbei. Als sie wieder an einem ganzen Feld voll weißer Blüthenbäume vorüberkamen, rief selbst der ruhigeFritz ganz laut: „Donnerwetter, ist das Leben schön!" Der laute Ausruf erweckte ein kleines Lächeln bei dem älteren Herrn, der mit ihnen im Kupee saß und ruhig zum Fenster hinaussah. Fritz sah es und murmelte etwas wie „alter Bierphilister" vor sich hin. Und gerade erst recht laut fing er an: „Mir soll Keiner weiß machen, daß das Leben nicht schön ist. Man muß es nur richtig anpacken. Stark muß man sein, Muth muß man haben, keine Kompromisse machen. Was man will, das kann man auch." Ein feines, sehr mildes Lächeln huschte wieder über das Gesicht des Herrn, der ruhig weiter zum Fenster hinaussah. Fritz reizte das Lächeln, und mit einem Blick auf den Mitreisenden rief er: „Das Leben ist schön und wenn alte Uhus es tausendmal belächeln wollen." Jetzt lachte der Herr. Er verbeugte sich leicht vor Fritz. „Wenn Sie mich mit dem „lächelnden Uhu" meinen, dann danke ich Ihnen, junger Mann. (Fritz räusperte sich verlegen.) Ach, Sie brauchen sich gar nicht zu geniren, ich nehme Ihnen den „lächelnden Uhu" gar nicht weiter übel. Und was Sie da alles Schöne vom Leben gesagt haben? Ich wünsche Ihnen nur, daß Sie in zehn Jahren genau so sprechen mögen, wie heute. Dann will ich Ihnen herzlich die Hand drücken. Mit Worten ist es leicht, das Leben anzupacken, aber Sie glauben nicht, wie rasch das Leben den Spieß umdreht und uns anpackt."

Bei den letzten Worten hatte er sein Gepäck zusammengesucht; jetzt fuhr der Zug in einenBahnhof, und, sich freundlich verabschiedend: „Na, nichts für ungut und alles Gute", stieg er aus. Fritz und Hans blieben etwas verlegen zurück. „KomischerKauz," sagteHans, um etwas zu sagen. Fritz schwieg und kaute an seinem blondenBärtchen. Nach einer Weile, als die Lokomotive einen lustigen Pfiff gethan und der Zug weiterdampfte, gab Fritz ein lautes: „Ach Quatsch" von sich. „Erzähl' mir lieber 'was von Dir zu Haus, wie ist denn Dein Alter? Eigentlich haben wir noch nie über Deine Familie gesprochen."

„Mein Alter ist ein Prachtmensch, aber eisenhart, sag' ich Dir. Er soll zwar früher als Student der Uebermüthigste im Korps gewesen sein. Weißt Du, in Heidelberg, bei den Saxoborussen; und gar in der ersten Zeit der Ehe. Aber seit Mamas Tode, seitAnnemies Geburt, soll er sich so verändert haben. Ich weiß es ja nur vom Hörensagen, war ja auch erst fünf Jahre damals. Furchtbar ernst ist er, aber klug, Mensch, da können sich alle anderen Aerzte verstecken."

„Und Deine Schwester?" fragte Fritz.

„Annemie, das kommt von Annemarie, mußt Du wissen, ja Annemie kann ist Dir gar nicht beschreiben!" Hansens Augen leuchteten noch mehr, als sie es schon bei der Erwähnung des Vaters thaten. „Na, Du wirst ja sehen. Schlank wie eine Gerte, braunes Haar, braune Augen. Die kann necken, sag ich Dir. Nimm Dich nur in Acht. Und wild wie ein Junge. Sie klettert wie eine Eichkatze auf die Bäume. Dabei hat sie massig vom Vater gelernt. Der halbe Mediziner. Ach Du, ich freu' mich, ich freu' mich, ich freu' mich!" endete er jubelnd. „Ich mich auch," rief Fritz. „Sieh nur, da sieht man schon den Rhein." Und sie ließen ihre Taschentücher hinauswehen und sangen: „Nur am Rhein, da sollst Du leben, nur am Rhein, da sollst Du sein," bis sie ganz heiser waren. „Du, wir sind wirklich verdreht," sagte Fritz lachend, „das hätte der Alte sehen sollen. Du, wenn ich ihn gekränkt hätte, thäte mir's doch leid."

„Ach, sei kein sentimentales Schaf," sagte Hans, der den Kopf zum Fenster hinausstreckte und dem das Alles jetzt gleichgiltig war, weil er schon den Bahnhof seiner Heimath sah; nach ein paar Minuten fuhr der Zug in die Halle.

„Hurrah, da sind sie!" rief Hans, und ehe der Zug noch hielt, war er draußen, umarmte den Vater und schwenkte Annemie wie toll im Kreise. Dann wurde Fritz vorgestellt, herzlich vom Vater begrüßt und lustig-neugierig von Annemie betrachtet. „Na, wie gefällt er Dir?" flüsterte Hans Annemie zu.

„Aeußerlich ganz nett," sagte sie . .

„Na, Du, und innerlich, ein Prachtmensch."

„Aber natürlich, Dein Freund, Brüderchen," nickte Annemie, „muß ja ein Prachtmensch sein."

Nun begann eine herzliche Zeit für diese vier Menschen. Der ernste Vater war froh, seinen „Jungen" bei sich zu haben; auch Fritz gefiel ihm gut. Auch Annemie schien Fritz zu gefallen, denn wenn er fort war, kam in ihren Gesprächen wohl hundertmal der Name „Fritz" vor. Unaufhörlich neckten sich Beide. Täglich wurden lustige Kahnfahrten auf dem Rhein gemacht, und sie hatten es sogar erreicht, an einer seichten Stelle umzukippen und mußten klitschnaß an's Ufer waten. Dieses Ereigniß wurde dann am Abend mit einer Bowle gefeiert, und dieser Tag, der 25.Mai, der „Tag desUntergangs" getauft. Aber von diesem „Tage des Unterganges" an schien die Zeit doppelt rasch vorbei zu gehen; am 1. Juni mußten Hans und Fritz wieder in Berlin sein. Annemie neckte und lachte weniger, Fritz ging blaß und schweigsam umher und Hans machte gewaltsame Witze, wenn er mit den Beiden zusammen war. Am Tage vor der Abreise ging man noch einmal zum Niederwald - Denkmal hinauf, „Abschied zu feiern". Man sang das Lied vom Rüdesheimer Grafen:

> Und er saß
> Und vergaß
> Auf seiner Burg am Rhein
> Seinen Schmerz.
> Denn das Herz
> Tröstet Rüdesheimer Wein.

Alle Verse sang man durch, dann wurde man einsilbiger und einsilbiger. Fritz und Annemie gingen immer schneller, Hans blieb zurück. Als er dann etwas später, als sie das Plateau betrat, kam ihm Annemie gluthroth entgegengelaufen, umarmte ihn und lief dann wie ein Wirbelwind den steilen Weg hinunter. Fritz stand blaß mit leuchtendenAugen vor ihm: „Denk' Dir, wir haben uns verlobt!" Hans durchfuhr ein Schreck, er fühlte erst etwas wie Wuth und Eifersucht, dann aber stieg ein doppeltes Zärtlichkeitsgefühl für Fritz in ihm auf und er umarmte ihn heftig. „Unser Annemiechen, was wird der Vater sagen." Dann gingen sie schweigsam den Weg zurück, den Annemie vor ihnen nach Hause geflohen war.

Fritz ging zu Annemies Vater und warb um sie. Ein „Nein" war die Antwort. Sie hätten noch lange Jahre verlobt bleiben müssen, diesLoos wollte der Vater nicht für Annemie. Fritz packte seine Sachen und stürzte ohne Abschied davon.

Er lief verbissen in Berlin umher. Er war nach seiner Meinung schmählich gekränkt worden, und dies Gefühl war stärker in ihm, als der Schmerz um Annemie. Sein Vater bestärkte ihn darin, auch er fühlte sich durch die Abweisung in seinem „Stolze" verletzt und schürte mit manchem Worte des Sohnes Verbitterung und — Eitelkeit. Auch mit Hans hatte Fritz gebrochen. Traf er ihn auf dem Gericht, so grüßte er kühl.

So verging die Zeit ,und zu Hause beiFritz versuchte man ein bischenVorsehung zu spielen. Eine wohlhabende Kousine wurde zu Besuch geladen. Vater und Mutter dachten, wenn — vielleicht — am Ende — —? „Das wäre ein großes Glück für Fritz, ein enormes Glück." Und das enorme Glück traf ein. Am heiligen Abend unter dem Tannenbaum verlobte sichFritz mit seiner Kousine Elly. Sie war in Allem das Gegentheil von Annemie, aber er wollte die Gedanken an Annemie los sein, er wollte ihren Vater kränken, er sehnte sich nach einem liebenden Wesen, Wohlhabenheit lockte auch, das Alles zusammen trieb ihn zu dieser Verlobung, die selbst den hoffenden Eltern überraschend schnell kam.

Er war nun acht Tage verlobt, und heute am Sylvesterabend wurde die Verlobung gefeiert. Die Familie und die guten Bekannten waren da, und man aß, trank und toastete. Fritz war sehr zärtlich gegen seine Braut. Er wollte nicht denken, was sich ihm schmerzhaft immer wieder aufdrängte: Wenn Annemie jetzt hier säße! Kurz vor zwölf Uhr — man sah schon unruhig nach der Uhr, um auch ganz präzise das erste „Prosit Neujahr!" zu rufen — da wurde heftig geklingelt. Fritz eilte hinaus; Hans stand vor ihm mit glückstrahlendem Gesichte. „Junge, Junge," sprudelte er hervor. „komm, mach' Dich fertig, los, Hut auf, Mantel um, los, los! Wir sind alle Drei hier, Kaiserhof! Annemie wollte als einzigstes Weihnachtsgeschenk Dich. Na, und der Alte, so hart er sonst ist. Sie war so traurig, seit Du fort, na kurzum komm, komm, komm, damit Du noch vor Neujahr bei Annemie bist."

Fritz stand todtenblaß und still da. „Ich kann nicht."

„Was, Du kannst nicht? Vielleicht wegen Deiner Familienfütterei da drinnen? Holla, da werde ich Dich gleich loseisen. Indessen hast Du Zeit, Dich selbst wiederzufinden, bist ja ganz hin von dem Freudenschreck. Aber ich konnt's Dir nicht behutsam beibringen. Junge, Junge, ich freue mich ja so!" Und er wollte in's Zimmer hinein.

„Bleibe," sagte Fritz stammelnd, „ich kann nicht mit Dir kommen, ich, ich bin verlobt."

Verlobt? Bist Du toll?" rief Hans.

„Ich wollte Annemie vergessen, und Dein Vater hatte mich zu sehr gekränkt!"

„Und nun?"

Fritz schwieg.

„Ueberleg' Dir's bis morgen, ich werde heute eine Ausrede für Annemie finden," damit stürmte Hans fort.

Für Fritz folgten böse Stunden. Er hatte öffentlich sein Wort gegeben, er mußte es halten. Er sah keinen Ausweg. Er mußte sich fügen. Er sprach mit dem Vater, der dasselbe sagte. „Du hast Dein Wort gegeben, Du hast es zu halten, das ist Deine Pflicht. Alles Andere sind Jugendflausen, die sich ein normaler Mensch so früh wie möglich aus dem Kopfe schlagen muß. Gib nur den Leuten die Kränkung wieder, das schadet gar nichts."

Dieser letzte Satz erleichterte Fritz den Entschluß. Tags darauf erklärte er Hans: „Ich thue meine Pflicht, ich halte mein Wort."

„Und Annemie, hast Du ihr nicht auch Dein Wort gegeben?"

„Aber wie kannstDu das vergleichen, doch nicht vor der Oeffentlichkeit. Denke Dir, wie wäre meine Braut blamirt, und . . ."

„Schon gut," schnitt ihm Hans das Wort ab," „thue nur weiter Deine Pflicht. Adieu!" —

Fritz heirathete seine Kousine, die nie etwas von alledem erfahren hatte. Er that in Allem seine „Pflicht", und einmal damit angefangen, hatte er sich auch bald alle Flausen aus dem Kopf geschlagen. Nach ein paar Jahren, in denen noch manchmal das Herz aufgezuckt hatte, wußte er gar nicht mehr,daß es noch etwas Anderes, als Pflicht gab. Ja, er that in Allem seine Pflicht, wurde befördert im Amte, bekam Familie, hatte durch seine Frau ein hübsches Vermögen und lebte recht beschaulich. Von Annemie hatte er nur indirekt einmal gehört, daß sie sich ein paar Jahre später mit einem älteren Manne verheirathet habe . Er dachte gar nicht mehr an sie, denn er war dick und bequem geworden und konnte sich nur wenig auf seine Jugend besinnen. Ja, ihm fiel Annemie nicht einmal ein, als er wieder in die Rheingegend kam, um einen Kurort aufzusuchen. Es war heißer Sommer. Im schnellen Tempo fuhr der Zug durch die Sommerlandschaft. Hoch stand das Getreide, durchwirkt mit Mohn und Kornblumen, die Mühlen klapperten, dort badeten Kinder im Flusse, Kühe grasten und Kirschen hingen an den Bäumen. Fritz schlief während der Fahrt, bis noch Andere, anstiegen und ihn störten. „Donnerwetter, solch' heißer Sommertag ist doch 'was kolossal Schönes, da fühlt man doch, daß man lebt!" rief der Eine. Fritz fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf, murmelte etwas wie „Grasaffen" und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Studenten sangen darob im Kanon: „Scheint die liebe Sonne, so heiß, ach so heiß". Dann hörte man halblaute Ausdrücke wie „Alter Schwitzphilister" und „Trauriger Unkerich". Fritz that wüthend, als merkte er nichts und versuchte weiter zu schlafen, und nicht mit dem leisesten Hauche einesGedankens gedachte er eines Wortes wie „lächelnder Uhu".

— Natürlich.— Gräflicher Kammerdiener: „Mein gnädiger Herr Graf schnarcht auch — aber natürlich hocharistokratisch!"

— Bestrafte Renommage. — Junger Arzt: „Denke Dir, nicht weniger als fünfmal bin ich heute Nacht geweckt worden." „Ja, ich bitt' Dich, warum kaufst Du Dir denn kein Insektenpulver."

Goldkäfer.

„Und wenn Deine Eltern tausendmal
Das Jawort mir nicht geben,
Ich bleibe bestehen bei meiner Wahl,
Ich kann ohne Dich nicht leben!

„Ich kann nicht missen Deine Näh'
Und Deinen trauten Frieden.
Ich weiß, daß ich zu Grunde geh',
So Du mir nicht beschieden!

„Ich muß in Deiner trauten Näh'
Stets wie ein Bettler lungern,
Denn ohne Dein großes Portemonnaie
Müßt' ich, Geliebte, verhungern!"

R. Böhmker.